This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Kaiserin Maria Fëdorowna und Kaiser Alexander III. im Krönungsornat.

Rußland.

Einrichtungen, Sitten und Gebräuche

geſchildert von

Friedrich Meyer von Waldeck.

II. Abteilung.

Staatsverwaltung und Landesverteidigung. Kirche und Geiſtlichkeit. Die Nation und ihre Stände.

Mit 18 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.

Leipzig: G. Freytag. 1886. Prag: F. Tempsky.

Slav 3078.84

1905

Alle Rechte vorbehalten!

Rußland.

Einrichtungen, Sitten und Gebräuche

geſchildert von

Friedrich Meyer von Waldeck.

Leipzig:
G. Freytag. 1886. Prag:
F. Tempsky.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

XLIX. Band.

Inhalt.

II. Staatsverwaltung und Landesverteidigung 1
1. Der Kaiser 1
2. Die Reichs-Institutionen 28
3. Das Landheer 41
4. Die Flotte 62
5. Offiziere und Civilbeamte 64
6. Die Rangklassen 73
7. Geburts- und Verdienstadel 78
III. Kirche und Geistlichkeit 82
1. Die Weltgeistlichkeit 83
2. Die Klostergeistlichkeit 89
3. Die Kirchen 93
4. Die Klöster 103
5. Religiöse Feste und Gebräuche 130
6. Die religiösen Sekten 145
IV. Die Nation und ihre Stände 171
1. Der Landedelmann 175
2. Der Kaufmann 190
3. Der Bauer 200

Abbildungen.

Titelbild: Kaiserin Maria Fédorowna und Kaiser Alexander III. im Krönungsornat.
Figur.
1. Hofbeamter in Gala. 4.
(Titelbild und Fig. 1 nach Bildern in H. Hoppes „Krönung der russischen Kaiser".)
2. Stallmeister des kaiserlichen Hofs in Gala-Uniform. (Nach einer Originalphotographie.) 6.
3. Krönungsherold. 9.
4. Der St. Andreas- oder Thronsaal im Kreml zu Moskau. 13.
5. Kaiserliche Insignien des russischen Reichs. 15.
6. Die Salbung des Kaisers. 23.
7. Brodschüssel und Salzfaß, dargebracht vom Adel des Tambówschen Gouvernements. 28.
(Fig. 3—7 nach Bildern in H. Hoppes „Krönung der russischen Kaiser.)
8. Soldat der Kaukasus-Armee. (Nach einem Bilde in „Le Tour du Monde.) 46.
9. Feldwebel des Scharfschützen-Bataillons der kaiserlichen Familie. (Nach einer Originalphotographie.) 46.

Figur.
10. Oberſt eines Grenadierregiments. (Nach einer Originalphotographie.) 47.
11. Ruſſiſches Heer unter Alexander III. Infanterie. 48.
12. Ruſſiſches Heer unter Alexander III. Cavallerie und Artillerie. 49.
(Fig. 11—12 nach Bildern in der Wſemirnaja Illuſtrácija.)
13. Barmherzige Schweſter im Feldlazareth. (Nach einer Originalphotographie.) 51.
14. Leibgier aus dem Convoi des Kaiſers. (Nach einer Originalphotographie.) 57.
15. Dſhigitówka (nach einem Bilde in „Le Tour du Monde). 61.
16. Unterlieutenant (Mitſchman) der ruſſiſchen Marine. (Nach einer Originalphotogr.) 63.
17. Höherer Civilbeamter in Gala. (Nach einer Originalphotographie.) 76.
18. Hofbeamter in kleiner Uniform (Nach einer Originalphotographie.) 77.
19. Pope in Winterkleidung. (Nach einer Originalzeichnung.) 87.
20. Pope in Hauskleidung. (Nach einer Originalphotographie.) 88.
21. Pope im Ornat. (Nach einem Bilde in Le Tour du Monde.) 89.
22. Iſidór, Metropolit von Nówgorod u. St. Petersburg. (Nach einer Originalphotogr.) 91.
23. Erzprieſter im Ornat. (Nach einem Bilde in H. Hoppes „Krönung d. ruſſ. Kaiſer“.) 92.
24. Sammler für den Bau einer Kirche (Nach einem Bilde in Shiwopiſſnaja Roſſija.) 94.
25. Alte hölzerne Kirche. (Nach einem Bilde im „Sodtſchi“, der Architekt.) 96.
26. Mönch im Verkaufsladen des Sſolowétzkiſchen Kloſters. 105.
27. Nonne, Gaben ſammelnd. 106.
28. Kloſter Waladám. 111.
(Fig. 26—28 nach Bildern in Shiwopiſſnaja Roſſija.)
29. Das Höhlenkloſter zu Kiew. (Nach einem Bilde in „Le Tour du Monde“.) 121.
30. Das Sſolowétzkiſche Kloſter vom Meere geſehen. 124.
31. Vater Johann, Kapitain des Dampfers Nadéſhda. 127.
(Fig. 30—31 nach Bildern in Shiwopiſſnaja Roſſija).
32. Nonnenkloſter (Dewitſchi) in Moskau (nach einem Bilde in „Le Tour du Monde“.) 129.
33. Die Waſſerweihe (Jordansfeſt) in St. Petersburg. 131.
34. Oſtern in St. Petersburg. 139.
(Fig. 33—34 nach Bildern in Shiwopiſſnaja Roſſija.)
35. Todtenfeſt. (Nach einem Bilde in „Vom Fels zum Meer.) 145.
36. Kaufmann. (Nach einer Originalphotographie.) 191.
37. Kaufmannsfrau. (Nach einer Originalphotographie.) 193.
38. Ruſſiſches Dorf. (Nach einer Originalphotographie.) 214.
39. Ruſſiſches Bauernhaus. (Originalzeichnung.) 215.
40. Muſhik. (Nach einer Originalphotographie.) 217.
41. Bäuerin in Wintertracht. (Nach einem Bilde in „Le Tour du Monde“.) 219.
42. Ruſſiſches Dampfbad. (Originalzeichnung.) 222.
43. Dorfmuſikant. (Nach einem Bilde in „Le Tour du Monde“.) 225.
44. Oberdwórnik. (Nach einer Originalphotographie.) 227.
45. Unterdwórnik. (Nach einem Bilde in „Vom Fels zum Meer“.) 228.
46. Wodowós (Waſſerträger). (Nach einer Originalphotographie.) 229.
47. Herrſchaftlicher Kutſcher. (Nach einer Originalphotographie.) 230.
48. Straßentypen aus St. Petersburg: Heringsverkäuferin. Händler mit Topfgewächſen. Verkäufer von Gefrorenem. Händler mit Obſten. Mit Limonade. Mit Apfelſinen. Mit Fleiſch für die Katzen. Korbhändlerin. Hauſierender Tatar. Kurzwarenhändlerin. Verkäufer von Band, Knöpfen u. dgl. Händler mit Flecht- und Drechslerwaaren. Mit Kinderſpielzeug Blumenmädchen. Glaſer. Verkäufer von papiernen Vögeln. Milchfrau. Händler mit bunten Luftballons. (N. ein. Bilde in Shiwopiſſnaja Roſſija.) 232.

II. Staatsverwaltung und Landesverteidigung.

1. Der Kaiser.

Die russische Staatsregierung gipfelt in dem Kaiser (Zar), welcher unumschränkter Selbstherrscher (Ssamodérshez) ist und, wie sich Peter der Große ausdrückte, „niemandem auf Erden von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben hat, sondern die Macht und die Gewalt besitzt, seine Staaten und Länder als ein christlicher Monarch zu regieren nach seinem eigenen Willen und Ermessen". Kaiser Alexander I. erließ im Jahre 1811 eine Proklamation, durch welche der Wille des Zaren den bestehenden Gesetzen untergeordnet wurde. Der Kaiser ist das Haupt der Landeskirche. In ihm vereinigen sich die höchste gesetzgebende, vollziehende und oberrichterliche Gewalt, von Rechten der Unterthanen in keiner Weise beschränkt. Seine Pflichten werden dem Zaren durch die Haus- und Reichsgrundgesetze vorgeschrieben, welche ihm untersagen, das Land zu teilen und eine Krone zu tragen, die ihn nötigen würde, außerhalb des russischen Reiches zu residieren. Dieselben Gesetze bestimmen, daß der Thron stets nach dem Rechte der Primogenitur vererbt wird mit Bevorzugung der männlichen vor der weiblichen Linie. Kaiser und Kaiserin (Zaríza) müssen der griechisch-orthodoxen Kirche angehören. Dasselbe wurde früher von allen Prinzen und Prinzessinnen der kaiserlichen Familie — den Großfürsten und Großfürstinnen — verlangt; man sieht jedoch neuerdings davon ab

und die Großfürſtin Maria Pávlowna, geborene Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin, ſeit dem 28. Auguſt 1874 mit dem Großfürſten Wladimir Alexándrowitſch vermählt, iſt die erſte ruſſiſche Großfürſtin, welche ihren angeſtammten evangeliſchen Glauben beibehielt. Der Thronfolger (Naſſljédnik (Nachfolger) oder Zeßaréwitſch*) erlangt die Mündigkeit nach vollendetem ſechzehnten Lebensjahre. Bis zum Regierungsantritt eines unmündigen Kaiſers wird das Reich von einer Kommiſſion verwaltet, wenn nicht der verſtorbene Zar ausdrücklich einen Vormund und Reichsverweſer ernannt hat. Beſteigt ein Kaiſer den Thron, ſo bedarf es dazu keiner beſonderen Ceremonie. Die Krönung und Salbung in der Hauptſtadt Moskau iſt ein ehrwürdiges Herkommen, aber keine Notwendigkeit.

In dem Kaiſer ſieht das ruſſiſche Volk den Geſalbten Gottes, den es, ganz abgeſehen von ſeinen perſönlichen Eigenſchaften, mit religiöſer Pietät verehrt. Wo er ſich blicken läßt in ſeinem ausgedehnten Reiche, begrüßt ihn ein frenetiſcher Jubel, von dem nur derjenige ſich einen Begriff zu machen vermag, welcher ſolche Scenen erlebte. Nicht Hunger und Durſt, nicht Hitze und Kälte, nicht Müdigkeit und Krankheit halten die große Maſſe des Volkes ab, mit ſtaunenswerter Geduld halbe, ja ganze Tage lang, das momentane Erſcheinen ſeines Kaiſers zu erwarten.

Die Krönung der ruſſiſchen Zaren in ihrer erſten Reſidenz Moskau iſt eine Feier von ſo gewaltiger Pracht und Größe, daß eine flüchtige Skizzierung derſelben dem Leſer nicht unwillkommen erſcheinen mag. Selbſtverſtändlich iſt dieſes höchſte Reichsfeſt bei der langen Reihe der Kaiſer, welche Rußland beherrſcht haben, nicht immer in allen Einzelnheiten dasſelbe geblieben, ſchon das ſchnelle Heranwachſen des Staates wie die

*) Seine Gemalin heißt Naſſljédniza oder Zeßaréwna. Die Bezeichnung Zaréwitſch, welches von Nichtruſſen häufig mit Zeßarewitſch verwechſelt wird, bedeutet nur Zarenſohn, kann alſo jedem Großfürſten beigelegt werden, welcher im Purpur geboren wurde; Zaréwna heißt Zarentochter.

Anſchauungen der Zeit bedingten gewiſſe Veränderungen in den äußeren Formen — in allen weſentlichen Dingen ſtimmt die Ceremonie jedoch noch heute mit der Art und Weiſe, wie ſie bei den Zaren der vergangenen Jahrhunderte ſtattgefunden hat. Der folgenden Skizze iſt die Krönung des regierenden Kaiſers am 27. Mai 1883 zu Grunde gelegt.

Die geſammte Feier beſteht ſchon der Zeit nach aus drei verſchiedenen Akten: dem Einzug des Kaiſers in die Reſidenz Moskau, der Verkündigung des Tages der Krönung und dieſer Handlung ſelbſt.

Der Einzug in die erſte Reſidenz findet von dem in der Umgebung Moskaus liegenden Petrówskiſchen Palais aus ſtatt. Neun Kanonenſchüſſe geben das erſte Signal, die Glocken der großen Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale des Kreml ertönen in feierlichem Geläute, Truppenmaſſen in glänzender Parade-Uniform bewegen ſich durch die Stadt und bilden auf allen Straßen und Plätzen, die der Zug zu paſſieren hat, Spalier. Alle Perſonen, die am Einzuge teilnehmen, ſind verſammelt, vor dem Petrówskiſchen Palais blitzt im Sonnenſchein eine unabſehbare Reihe goldener Wagen, tummelt ſich eine zahlloſe Schaar edler, reichgeſchirrter Roſſe. Da öffnen ſich die Thore des Palaſtes, das kaiſerliche Paar erſcheint, gefolgt von ſämmtlichen Großfürſten und Großfürſtinnen. Die Kaiſerin nimmt in ihrem Wagen Platz. Der Kaiſer beſteigt ſein herrliches, blüthenweißes Pferd und die Prozeſſion ſetzt ſich in Bewegung. Eröffnet wird dieſelbe durch Militärabteilungen im reichſten Schmucke, unter denen der eigene Convoi des Kaiſers vor allen in die Augen fällt. Dieſe Leibwache des Zaren iſt aus den ſchönſten, jugendkräftigen Geſtalten der Koſaken vom Kaukaſus gebildet, den beſten Reitern der Welt, die in der farbenhellen, maleriſchen Tracht ihrer Heimat, eine wildpoetiſche Gruppe, in freier ungezwungener Haltung auf ihren edlen, feingebauten Roſſen vorüberziehen.

Den militäriſchen Gruppen ſchließen ſich die Abgeordneten der aſiatiſchen Völkerſchaften an, welche die Oberhoheit des ruſ-

Fig. 1.

Hofbeamter in Gala.

ſiſchen Zaren anerkannt haben. Zwei in der Reihe, hoch zu Roß, ziehen ſie einher, ein buntſcheckiges ethnographiſches Bild; Geſtalten, Züge, Trachten, wie ſie nur die lebhafteſte Phantaſie zu erſinnen vermöchte, unter denen die Bewohner Bucharas, Chiwas und der Turkmenen-Steppe am grellſten in die Augen fallen. Es folgen die Deputierten der Koſakengebiete und der Moskauiſche Adel, geführt vom Adelsmarſchall des Kreiſes. Eine unabſehbare Reihe mannichfaltiger Hofdienerſchaft in den glänzendſten Livreen und Koſtümen zieht nun am Auge des Zuſchauers vorüber und deutet die Nähe des Zaren an. Unter den Fourieren verſchiedenen Grades, den Lakaien und Reitknechten wandeln die abenteuerlichen Geſtalten der Mohren in orientaliſcher Kleidung, Läufer in ihrer altertümlichen Tracht mit wallenden Straußfedern auf den Barets und die prächtigen, zugleich geſchmeidigen und athletiſchen kaiſerlichen Jäger in grünem, goldblitzendem Kleide, deren Zug von dem Chef der kaiſerlichen Jagd geſchloſſen wird. Die Hofbeamten in aufſteigender Skala folgen

demſelben, die Kammerjunker und Kammerherrn zu Pferde, die Ceremonienmeiſter, Oberceremonienmeiſter und Hofmarſchälle mit ihren goldenen Stäben (Fig. 1) in langgeſpannten offenen Phaetons, die zweiten und erſten Hofchargen ſowie die Mitglieder des Reichsrats in vierſitzigen vergoldeten Galakutſchen. Die Leibſchwadronen der ſtattlichſten Kavallerie-Regimenter, der Chevalier-Garde und der Garde zu Pferde, reiten unmittelbar vor dem Kaiſer. Jetzt dröhnt die Erde von dem donnernden Hurrah der verſammelten Hunderttauſende — der Kaiſer naht und grüßt ſein Volk. Auf ſeinem herrlichen Schimmel, mit dem einfachſten Sattel- und Zaumzeug, erſcheint jetzt der Zar in der ſchlichten Uniform eines ruſſiſchen Generals, dunkelgrünem Halbkaftan, hohen Stiefeln und ſchwarzer Lammfellmütze. Dicht hinter ihm der Thronfolger im Waffenſchmuck des Koſaken-Atamans. In der unmittelbaren Nähe des Kaiſers befinden ſich der Miniſter des kaiſerlichen Hauſes, der Kriegsminiſter, der Kommandeur des kaiſerlichen Hauptquartiers und die Offiziere du jour der Suite.

Dem Kaiſer und ſeinen Söhnen folgen in blitzender Kavalkade ſämmtliche Großfürſten und Prinzen des kaiſerlichen Hauſes, ſämmtliche zur Krönung eingetroffenen fremden Monarchen und Fürſtlichkeiten, eine wahre Sturmflut des Glanzes und der Pracht. Cotoyiert wird dieſe ſtralende Schaar von der Geſammtheit der Generaladjutanten, Generalmajors der Suite und Flügeladjutanten des Kaiſers, allen Offizieren, welche den Großfürſten attachiert ſind und dem militäriſchen Gefolge der fremden Fürſten und Prinzen.

Von neuem zittert der Boden von dem frenetiſchen Jubel der Menge — ſie hat die Kaiſerin erblickt, die mit der lieblichen Tochter in goldener Staatskaroſſe von nie geſehener Pracht erſcheint. Sie grüßt freundlich nach rechts und links und weckt immerfort neuen donnernden Zuruf der berauſchten Menge. Der Wagen der Zarin iſt mit acht weißgeborenen Schimmeln lang geſpannt, jedes Pferd wird von einem Stallbedienten geführt. An der rechten Seite reitet der Oberſtallmeiſter des Hofes, an

Fig. 2.

Stallmeiſter des kaiſerlichen Hofs in Gala-Uniform.

der linken ein Stallmeiſter (Fig. 2), vor der Kutſche ein Marſtalloffizier. An den Riemen ſtehen zwei Pagen, neben der Karoſſe gehen vier Kammerkoſaken in blauer, goldverbrämter Tracht, hinter derſelben reiten ſechs Kammerpagen und zwei Marſtallbediente. In ähnlichen, wenn auch weniger reich ausgerüſteten und begleiteten Galakutſchen folgen nun ſämmtliche Großfürſtinnen und Prinzeſſinnen des kaiſerlichen Hauſes.

Zwei Schwadronen Panzerreiter markieren, daß die letzten Mitglieder der Familie des Monarchen vorübergezogen. Nun folgen in vierſitzigen vergoldeten Galakutſchen ſämmtliche Damen des Hofes, wie Staatsdamen, Hofmeiſterinnen, Kammerfräulein, Hoffräulein u. ſ. w. Eine Schwadron Huſaren und eine Schwadron Ulanen ſchließen den feierlichen Zug.

Sobald die Spitze der Prozeſſion das Weichbild von Moskau betritt, werden 71 Salutſchüſſe gelöſt. Hier wird der Zar von dem Generalgouverneur der alten Reſidenz begrüßt, der ſich mit ſeinem Gefolge der kaiſerlichen Suite anſchließt. An fünf verſchiedenen Stellen der Stadt begrüßen den Herrſcher zuerſt das Stadthaupt (der Oberbürgermeiſter) von Moskau mit den Stadtverordneten, den Mitgliedern der ſtädtiſchen Behörden und den Zünften mit ihren Abzeichen; ſodann der Präſident und die Mitglieder des Moskauer Gouvernements-Landſchaftsamtes; ferner der Landadel des Moskauer Gouvernements, der Gouvernements-Adelsmarſchall an der Spitze; weiter der Gouverneur von Moskau mit den Verwaltungs- und Gerichtsbehörden des Gouvernements; endlich der Kommandant von Moskau mit den ihm untergebenen Stabs- und Oberoffizieren.

Bei der Kapelle der Mutter Gottes von Iwérsk ſteigen der Kaiſer und die Großfürſten vom Pferde, die Kaiſerin und die Prinzeſſinnen verlaſſen die Equipagen, werden am Eingange der Kapelle von einem hohen Geiſtlichen mit Kreuz und Weihwaſſer empfangen und bezeugen dem Muttergottesbilde ihre Verehrung.

Auf dem ganzen Wege, den der Zug passiert, bilden, wie erwähnt, die Truppen Spalier und aus den zahllosen Kirchen tritt die Geistlichkeit mit den Heiligenbildern und Kreuzen. Auf dem ganzen Wege kein einziges Haus, das nicht auf das reichste geschmückt wäre mit Fahnen, Flaggen, goldbefranzten Teppichen, Guirlanden, Büsten und Bildern.

Im Kreml angelangt, begiebt sich der Kaiser mit den Seinigen geradenwegs in die Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt, wo er von hohen Geistlichen empfangen und ein Dankgottesdienst zelebriert wird. Sobald der Zar die Kirche betritt, werden 85 Salutschüsse abgefeuert. Auch in der zweiten und dritten Kathedrale des Kreml verrichten der Kaiser und seine Familie ihre Andacht, worauf sie endlich erst den Palast betreten. In diesem Augenblick werden 101 Kanonenschüsse gelöst, von allen Kirchen Moskaus beginnt das feierliche Glockengeläute, das den ganzen Tag über fortdauert und Abends strahlt die Stadt, mit Ausnahme des Kreml, der sich in Stille und Dunkelheit hüllt, in feenhafter glänzendster Beleuchtung.

Die feierliche Verkündigung des Tages der Krönung bildet den zweiten Akt der Festlichkeiten. Dieselbe geschieht nach altem Herkommen an drei Tagen hintereinander, von einer Deputation, die wie folgt zusammengesetzt ist: Zwei Abteilungen Panzerreiter (Chevalier-Garde und Garde zu Pferde), mit Paukenschlägern und Trompeterchor, bilden die Eskorte, welche von drei Generaladjutanten kommandiert wird. Zwei Oberceremonienmeister und vier Ceremonienmeister mit goldenen Stäben führen die mit der Proklamation betrauten beiden Sekretäre des dirigierenden Senats, welche von Krönungsherolden begleitet sind. Bei jeder Militärabteilung befinden sich noch zwei besondere Hornisten mit Heroldstrompeten. Alle genannten Personen mit Ausnahme der Herolde und der Militärs tragen über der rechten Schulter goldverbrämte seidene Schärpen in den drei Reichsfarben. Die Sekretäre des Senats sind selbstverständlich in Galauniform, die Herolde tragen ein altertümliches, pittoreskes,

ſehr reiches Koſtüm (Fig. 3). Der Glanz dieſes Aufzuges wird noch in eigentümlicher Weiſe durch zwölf Handpferde vermehrt, welche von reich gallonierten Marſtallbedienten geführt werden. Dieſe Pferde, ſämmtlich von tadelloſer Weiße, ſind mit großen Decken von Goldbrokat geſchmückt, auf deren beiden Seiten das Reichswappen angebracht iſt; auf den Köpfen nicken ſtattliche Büſche von weißen Straußfedern. Nachdem ſich dieſe Proklamations-Deputation Morgens um 9 Uhr im Kreml verſammelt hat, begiebt ſie ſich zunächſt auf den Senatsplatz und nimmt dort eine wolgeordnete Aufſtellung. Ein Wink des kommandierenden Generals — die Herolde erheben ihre goldenen Stäbe, die Heroldstrompeten laſſen eine helle ſchmetternde Fanfare erſchallen, das Militär macht Honneurs, jedermann ſonſt entblößt das Haupt und einer der Senatsſekretäre verlieſt mit lauter Stimme vom Pferde herab die folgende Proklamation:

Fig. 3.

Krönungs-Herold.

„Der Allerdurchlauchtigſte, Allererhabenſte Große Herr und Kaiſer (folgt der Name) hat den von Seinen Ahnen ererbten

Thron des ruſſiſchen Reichs und des untrennbar mit dieſem verbundenen Zartums Polen und Großfürſtentums Finland beſtiegen und hat, dem Beiſpiel der ſehr gottesfürchtigen Herrſcher Seiner Ahnen, folgend, zu befehlen geruht: die allerheiligſte Krönung Seiner Kaiſerlichen Majeſtät und die heilige Salbung wird unter Gottes Beiſtand am (folgt das Datum) ſtattfinden, an welcher heiligen Handlung Seine Gemahlin, die große Kaiſerin (folgt der Name) teilnehmen wird. Von dieſer Feier wird allen getreuen Unterthanen hiermit Kunde gegeben, damit ſie an dem bezeichneten Tage inbrünſtige Gebete zum König aller Könige emporſenden, daß derſelbe in Seiner reichen Gnade die Regierung Seiner Majeſtät ſegnen und Frieden und Ruhe feſtigen möge zu Seinem heiligen Ruhme und zum unwandelbaren Heil und Gedeihen des Reichs."

Nun verteilen die Herolde gedruckte Exemplare der Proklamation an das Volk, während die Regimentsmuſik die Nationalhymne ſpielt. Der Aufzug verläßt unter klingendem Spiel den Kreml, das Schauſpiel wiederholt ſich nochmals auf dem roten Platz, wo ſich das ganze Cortège in zwei Hälften teilt, welche die Stadt durchziehen und die Verkündigung auf verſchiedenen Plätzen derſelben wiederholen. Das geſchieht, wie erwähnt, an drei Tagen und zwar an jedem Tage auf anderen Plätzen der Stadt Moskau.

Am Tage vor der Krönung und Salbung des Kaiſerpaares ertönen um 4 Uhr Nachmittags die erſten Glockenſchläge von der großen Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale des Kreml, welchen ſämmtliche Glocken der unzähligen Kirchen in der alten Zarenſtadt antworten. Es iſt das Zeichen, welches die rechtgläubigen Bewohner Moskaus zum Gebet für den Zaren in die Kirche ruft. Die Tempel füllen ſich, vor allen die Kathedralen des Kreml. In der Himmelfahrtskirche hat der Gottesdienſt einen beſonders feierlichen Charakter, da demſelben die geſammte hohe Geiſtlichkeit beiwohnt, die zur Krönung nach der Hauptſtadt geeilt iſt. Um 6 Uhr abermaliges Signal von der Himmel-

fahrtskathedrale, welchem das Glockengeläute sämtlicher Kirchen der Zarenstadt antwortet und es beginnt der Vespergottesdienst, welchem die Majestäten in der Erlöserkirche beiwohnen und damit zugleich ihre Vorbereitung für das heilige Abendmahl abschließen.

Am Krönungstage um 7 Uhr Morgens begiebt sich die gesammte hohe Geistlichkeit Russlands in die Himmelfahrtskirche des Kreml, wo der hohe Akt stattfindet, um dort im Gebet langes Leben für den Kaiser zu erflehen. Kundgethan wird diese religiöse Handlung den Einwohnern der Stadt durch die große Glocke des Iwán Welíki und 21 Kanonenschüsse. Die Personen, welche der Krönung zu assistieren haben, ohne an der Prozession teilzunehmen, beginnen sich in der Kathedrale zu versammeln. Nach stattgefundenem Gebet liest die Geistlichkeit die liturgischen „Horen", welche gegen 9 Uhr beendigt sind.

Nun begeben sich sämmtliche Prälaten durch die südliche Pforte des Tempels auf den Vorhof, um dort den Großfürst Thronfolger, den Kaiser und die Kaiserin zu empfangen. Beim Anblick der höchsten Geistlichen des Landes bekreuzigt sich voll Andacht die auf der Esplanade des Palastes versammelte Volksmasse und tiefes Schweigen herrscht im ganzen Umkreis der Kathedrale.

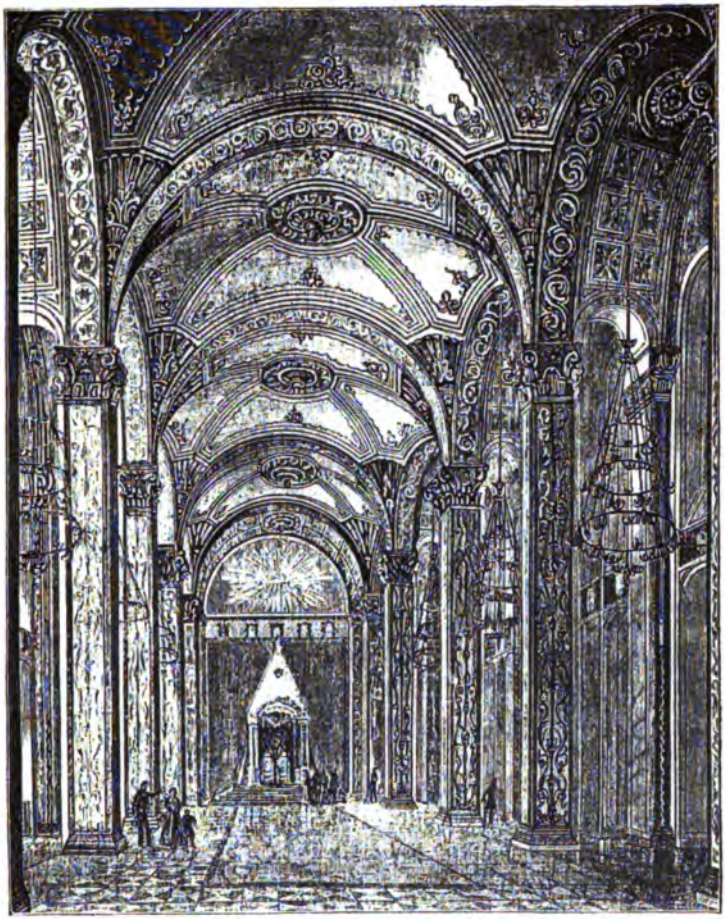
Jetzt durchschreitet der Oberst-Ceremonienmeister der Krönung mit seinem goldenen Stabe den Raum, welcher Kirche und Palast trennt, um dem Minister des kaiserlichen Hofes zu melden, daß die „Horen" beendigt sind. Der Minister bringt die Kunde dem Thronfolger und dieser giebt das Zeichen zum Aufbruch in den Tempel. Die Prozession steigt die „rote Treppe" herab. Sie wird eröffnet von Ceremonienmeistern mit den Stäben, dann folgen die Kammerjunker, Kammerherren, zweiten und ersten Hofchargen und die Kavaliere der fremden Höfe. Sowie dieses bunte Gewühl blitzender Uniformen den Fuß der Treppe erreicht hat, präsentieren die Truppen, die Trommeln wirbeln und ein begeistertes donnerndes Hurrah der Volksmenge begrüßt den

Zeßarewitſch. Ihm folgen die Mitglieder der kaiſerlichen Familie und die fremden Fürſtlichkeiten in der Weiſe, daß je einer der durchlauchtigen Herren eine der hohen Damen führt. Den Schluß bilden die Hofdamen der ruſſiſchen und fremden Herrſcherfamilien. Unter dröhnendem Zuruf der Menge begiebt ſich der Thronfolger mit ſeinem glänzenden Cortège über den Schloßplatz zum Vorhof der Kathedrale, wird von der Geiſtlichkeit mit Kreuz und Weihwaſſer geſegnet und tritt in das Innere der Kirche.

Inzwiſchen finden auf der Esplanade die Vorbereitungen für den zweiten, feierlichſten der Aufzüge ſtatt. 32 Oberoffiziere tragen aus der Rüſtkammer des Schloſſes (Granowitaja Paláta) bis zum Fuße der roten Treppe einen prachtvollen, goldſchimmernden Baldachin, geſchmückt mit Reichsadlern, Straußfederbüſchen und der kaiſerlichen Krone. 32 Generaladjutanten nehmen ihn dort in Empfang. Ein hoher geiſtlicher Würdenträger, in der Regel der Beichtvater der ruſſiſchen Majeſtäten, begleitet von zwei Diakonen, welche das Weihwaſſer in goldenen Becken tragen, ſteigt vom Vorhof der Kathedrale herab und beſprengt den ganzen Weg, den die Prozeſſion zu nehmen hat, mit Weihwaſſer.

Der Oberſt-Krönungsmarſchall meldet den Majeſtäten, daß alles zum Zuge bereit ſei. Kaiſer und Kaiſerin verlaſſen ihre Privatgemächer und begeben ſich in den St. Andreas- (Thron-) Saal (Fig. 4), wo ſie auf den Thronſeſſeln Platz nehmen. Der Kaiſer trägt Generals-Uniform mit der gewöhnlichen Kette des St. Andreas-Ordens (der höchſten aller ruſſiſchen Dekorationen), die Kaiſerin eine Robe von Silberbrokat. Im Saale werden die Majeſtäten erwartet von den Mitgliedern des Reichsraths, den Staatsſekretären und den Adelsmarſchällen. Elite-Truppen bilden in allen zu paſſierenden Sälen Spalier. Im Alexander-Saal befinden ſich die Sendboten des Adels, die Stadthäupter, die Vertreter verſchiedener Inſtitutionen, die Moskauer Damen der erſten drei Rangklaſſen, im St. Georgs-Saal die Offiziere aller Grade, welche nicht anderweitig zu fungieren haben, im

Fig. 4



Der St. Andreas- oder Thron-Saal im Kreml zu Moskau.

St. Wladimir-Saale Abteilungen der Moskauer Militär-Bildungs-Anſtalten.

Jetzt giebt der Zar das lang erſehnte Zeichen. Trompeten-

fanfaren und Paukenwirbel ertönen auf den Terraſſen vor dem Andreasſaal (am Ufer der Moskwá) und gegenüber der Kathedrale zur Verkündigung, auf der Seite der roten Treppe, in welcher Richtung ſich der Krönungszug in Bewegung ſetzt. Eine Abteilung Chevalier-Garde in Gala eröffnet denſelben, ihr folgen 24 Pagen und 24 Kammerpagen in reich mit Gold beſetzten Uniformen. Zwei Ceremonienmeiſter mit den Stäben bilden die Spitze einer endloſen Reihe von Vertretern der Bauerngemeinden, der Städte und der Landſchaftsämter (Sémſtwo) des Reichs.

Die dritte Abteilung der Prozeſſion wird von den Vertretern aller Inſtitutionen, ſowol der ſtaatlichen wie der ſtädtiſchen und körperſchaftlichen, der alten Zarenſtadt Moskau gebildet. Nun folgen die Beamten des Hofminiſteriums, die Abgeordneten ſämmtlicher Koſakenheere, die Adelsmarſchälle aller ruſſiſchen Provinzen, der General-Prokurator des 1. Departements des dirigierenden Senats, die Ehrenvormunde, die Senatoren, die in Moskau anweſenden Generalgouverneure, der Prokurator des heiligen Synod, die Staatsſekretäre, die Chefs ſelbſtändiger Verwaltungszweige, die Miniſter und die Mitglieder des Reichsraths.

Mit fieberhafter Aufmerkſamkeit folgen die vielen Zehntauſende des ſchauenden Volkes der langſamen Bewegung dieſes endloſen Zuges, der ſich von der roten Treppe zur Kathedrale begiebt, in welche nur die Chefs der einzelnen Gruppen eintreten, während alle übrigen in der Umgebung der Kirche die Rückkehr der Prozeſſion abwarten.

Nun erſcheinen zwei Krönungs-Ceremonienmeiſter und der Oberſt-Ceremonienmeiſter der heiligen Handlung mit ihren Stäben. Die Truppen präſentieren unter Trommelwirbel und Glockenklang — es gilt den kaiſerlichen Inſignien, die von den erſten Würdenträgern des Reichs getragen werden. Zwei Herolde in ihrer maleriſchen Tracht und ein Unteroffizier der Palaſt-Garde mit der Fahne ſchreiten ihnen voran. Zur Seite eines jeden Trägers befinden ſich zwei Aſſiſtenten von hohem Range. Die Zeichen

Fig. 5.

Kaiſerliche Inſignien des ruſſiſchen Reichs.

der kaiſerlichen Würde folgen einander in folgender Ordnung: Die große Krone des Zaren, die kleine Krone der Zarin, das Scepter, der Reichsapfel, der Purpurmantel des Kaiſers, der Purpurmantel der Kaiſerin, das Reichsſchwert, das Reichsſiegel, das Reichsbanner, die Kette des St. Andreas-Ordens der Kaiſerin*). Zu beiden Seiten der Inſignien gehen die Flügeladjutanten, die Generalmajors der Suite und die Generaladjutanten des Kaiſers. Wenn die Zeichen der kaiſerlichen Würde der Pforte des Tempels nahe ſind, begiebt ſich die geſammte Geiſtlichkeit auf den Vorhof und die beiden vornehmſten Metropoliten des Reichs empfangen dieſelben mit Weihrauch und Weihwaſſer.

Die Spannung der Zuſchauer hat jetzt ihren höchſten Gipfel erreicht, aller Augen ſind wie von magnetiſcher Gewalt an die rothe Treppe gefeſſelt. Nun tönt ein erderſchütterndes Hurrah aus hunderttauſenden von Kehlen, und widerhallt in der zahlloſen Menge, welche ſich Kopf an Kopf auf allen Plätzen des Kreml und den benachbarten Quais drängt. Sämmtliche Militär-Muſikkorps, auf der Esplanade des Kreml vereinigt, intonieren die ſchöne, melodiſche Nationalhymne — der Zar ſteigt die rothe Treppe herab. Eine Abtheilung Chevalier-Garde ſchreitet voran, dann folgen Hof-Marſchälle verſchiedener Grade, zuletzt der Oberſt-Krönungs-Marſchall. Dem Kaiſer aſſiſtieren zwei Großfürſten, ſeine Brüder, hinter ihm gehen der Miniſter des Hofes, der Kriegsminiſter, der Kommandant des kaiſerlichen Hauptquartiers, der General-Adjutant, der Generalmajor der Suite und der Flügeladjutant du jour, ſowie der Kommandeur des Chevalier-Garderegiments, der letztere mit gezogenem Schwert.

Neuer, wiederholter enthuſiaſtiſcher Jubel begrüßt die Erſcheinung der Kaiſerin. Auch ſie wird von zwei fürſtlichen Aſſiſtenten begleitet. Staatsdamen und Hoffräulein folgen.

*) Unſere Zeichnung (Fig. 5) enthält nicht die ſämmtlichen Inſignien. Die Purpurmäntel, wie das Reichsſiegel ſind, als zur Darſtellung wenig geeignet, weggeblieben, dagegen iſt das Reichsſchild, welches bei der Krönungsceremonie nicht mehr in Anwendung kommt, mit den übrigen abgebildet.

Am Fuße der rothen Treppe angelangt, begeben ſich die Majeſtäten unter den Baldachin, der von ſechzehn Generaladjutanten getragen wird, ſechzehn andere Generaladjutanten halten die Schnüre desſelben. Hinter dem Baldachin gehen die Generaladjutanten vom Range eines Generals der Infanterie, Kavallerie oder Artillerie, eine Abteilung Chevalier-Garde folgt. Den Zug ſchließen die Vertreter des ruſſiſchen Adels, des Handelsſtandes von Moskau und eine neue Abteilung Chevalier-Garde.

Kaiſer und Kaiſerin nähern ſich, von dem Baldachin überdacht, unter tauſendfachem Jubel der Menge und lebhaftem Geläute aller Kirchenglocken Moskaus der Kathedrale. Die Generaladjutanten, welche den Baldachin tragen, bleiben vor den Stufen zum Vorhof ſtehen und die Majeſtäten ſchreiten zum Südportal des Tempels. Der Zuruf der Volksmenge, die Muſik, das Glockengeläute brechen plötzlich ab und feierliches Schweigen herrſcht ringsum.

Beim Eintritt in den Tempel werden Zar und Zarin von einem der Metropoliten in kurzer, kerniger Rede begrüßt, ein anderer reicht ihnen das Kreuz zum Kuß, ein dritter das Weihwaſſer. Die Majeſtäten und ihre Aſſiſtenten ſchreiten bis zu der Bilderwand (Ikonoſtás), welche das Allerheiligſte vom Schiff der Kirche trennt, verbeugen ſich vor den mittleren, königlichen*) Pforten jener Wand dreimal und küſſen die dort befindlichen Bilder des Erlöſers und der heiligen Jungfrau. Nun ſchreiten ſie die Stufen hinauf, welche zur Eſtrade führen, auf der ſich die Thronſeſſel befinden.

Dieſe Eſtrade iſt im Centrum der impoſanten Kathedrale zwiſchen den vier gewaltigen Pfeilern, welche die Kuppel tragen, errichtet. Eine mit rothem Tuch beſchlagene Treppe von 12 Stufen

*) Königliche (βασιλικαί) heißen dieſelben, weil nach Chryſoſtomus mit ihnen das Himmelreich ſich öffnet. Die Überſetzung „kaiſerlich" iſt falſch. Niemand außer den Liturgen darf dieſe mittlere Thür des Ikonoſtás durchſchreiten. Übrigens vergleiche man den Abſchnitt über die Einrichtung der ruſſiſchen Kirchen und den Gottesdienſt in denſelben.

führt, gegenüber dem Allerheiligſten, zu derſelben hinauf. Zwiſchen den beiden hinteren Pfeilern erhebt ſich eine mit ſcharlachrothem Sammet drapierte Bühne, auf welcher die Thronſeſſel des Zaren Michaïl Fédorowitſch und Alexéi Michaïlowitſch aufgeſtellt ſind. Über denſelben wölbt ſich ein glänzender Baldachin von Scharlach-Sammet mit Gold geſtickt, der an einer Kette befeſtigt iſt, die von der Decke der Kirche herabhängt. Links von den beiden Thronen befindet ſich auf der Eſtrade eine lange Tafel, mit reicher Decke von Goldbrokat, zur Aufnahme der Inſignien. Die ganze Eſtrade iſt von einem vergoldeten Pfeilergeländer umgeben. Die Kirche bietet in ihrem Schmuck einen großartigen Anblick dar. Bis zur Höhe der Pforten ſind die Mauern mit rothem Tuch bekleidet, ebenſo der Fußboden. Zwiſchen den beiden Pfeilern der rechten Seite ſteht die Tribüne für die kaiſerliche Familie und die fremden Fürſtlichkeiten, zwiſchen den Pfeilern der linken die Tribüne für die Generaladjutanten. Im Raume des Schiffes ſind noch mehrere Tribünen angebracht für die Perſonen, welche der Krönung anwohnen, unter anderen auch eine für die chriſtlichen Geiſtlichen nichtgriechiſcher Bekenntniſſe*).

Inzwiſchen hat ſich die Geiſtlichkeit in doppeltem Spalier von der Eſtrade bis zur mittleren Thür des Allerheiligſten aufgeſtellt und die Reichsinſignien werden auf der erwähnten Tafel von ihren Trägern niedergelegt. Kaiſer und Kaiſerin ſind die Eſtrade hinaufgeſtiegen und haben ſich auf den Thronen niedergelaſſen, ihre Aſſiſtenten ſtehen zur Seite. Alles, was zur Krönung gehört, hat ſich dem Range und der Funktion gemäß auf den Stufen der Eſtrade, auf den Tribünen und im Schiff der Kirche nach feſter Ordnung aufgeſtellt. Die feierliche Handlung der Krönung beginnt.

*) Für die Zeitungs-Korreſpondenten war bei der letzten Krönung trefflich geſorgt. Auf der Senatoren-Tribüne befanden ſich 12 Plätze für dieſelben, von denen 7 von ruſſiſchen, die übrigen von ausländiſchen Berichterſtattern eingenommen wurden.

Der Metropolit von Nowgorod und St. Petersburg erſteigt die Stufen der Eſtrade und fordert den Kaiſer mit kurzer Anrede auf, nach dem alten Brauch chriſtlicher Monarchen vor allen ſeinen treuen Unterthanen den heiligen Glauben der orthodoxen Kirche zu bekennen. Er hält dem Zar ein offenes Buch hin und derſelbe lieſt mit lauter vernehmbarer Stimme den Text des Glaubensbekenntniſſes, indem er ſich bei den Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geiſtes dreimal bekreuzigt. Der Metropolit bittet ſodann für den Kaiſer um die Gnade des heiligen Geiſtes und verläßt die Eſtrade. Es folgt die Recitation einer Reihe von Gebeten, Geſängen und Bibelſtellen, die ſich auf das Herrſcheramt beziehen, worauf ſich zwei Metropoliten auf die Eſtrade begeben. Der Kaiſer nimmt die gewöhnliche Kette des St. Andreas-Ordens ab und befiehlt, ihn mit dem kaiſerlichen Purpurmantel und der zugehöriger Brillantkette des genannten Ordens zu bekleiden. Es geſchieht durch die beiden Metropoliten unter Beihülfe der kaiſerlichen Aſſiſtenten. Mit dem Purpur angethan beugt der Kaiſer das Haupt und unter Handauflegung ſpricht einer der Metropoliten Gebete für den Zar und ſeine Regierung. Nun gebietet der Kaiſer, ihm die Krone zu bringen. Der Metropolit nimmt dieſelbe entgegen und reicht ſie dem Monarchen, der aufrecht vor dem Throne ſtehend dieſelbe mit beiden Händen ergreift und ſich aufs Haupt ſetzt, während der Geiſtliche ebenſo wie bei der Bekleidung mit dem Purpur ſpricht: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen. Nachdem der ehrwürdige Prieſter aus einem ihm vorgehaltenen Buche eine kurze Anrede geleſen, verlangt der Kaiſer nach Scepter und Reichsapfel, die ihm in der früheren Weiſe vom Metropolit überreicht werden, worauf abermals eine Anſprache des Geiſtlichen erfolgt.

Der Kaiſer, bekleidet mit allen Zeichen ſeiner hohen Würde, nimmt jetzt auf kurze Zeit ſeinen Platz auf dem Thronſeſſel ein, legt aber bald wieder Scepter und Reichsapfel nieder und ruft die Kaiſerin zu ſich. Die hohe Frau naht und kniet auf reichem

Kiſſen vor dem Gemahl nieder. Der Zar nimmt die Krone vom Haupte und berührt mit derſelben die Stirn der Gattin, dann bringt man ihm die kleine Krone, die er der Kaiſerin aufs Haupt ſetzt, ſowie den Purpur und die Brillantkette des St. Andreas Ordens, mit denen er die Zarin unter Beiſtand ihrer Aſſiſtenten und dazu deſignierter Staatsdamen ſchmückt. Nun erhebt ſich die Kaiſerin und nähert ſich dem Kaiſer, der ſeine Gemalin küßt.*)

Nachdem die Majeſtäten wieder auf den Thronen Platz genommen, ergreift der Kaiſer von Neuem Scepter und Reichsapfel, ein Protodiakonus verkündet den vollſtändigen Titel des Monarchen und fleht zum Himmel um langes Leben für Kaiſer und Kaiſerin, worauf die Kirchenſänger des kaiſerlichen Hofes, welche ſich in ihrem glänzenden Feſtkoſtüm in der Nähe der Geiſtlichen befinden, dreimal die Worte „langes Leben" intonieren. 101 Kanonenſchüſſe und das Geläute aller Kirchenglocken der alten Kapitale verkünden in dieſem Augenblick, daß die Ceremonie der Krönung beendigt iſt.

Eine ungeheure Bewegung macht ſich auf allen Plätzen des Kreml bemerklich. Die zahlloſe Menge, welche dieſelben bedeckt und bis dahin das tiefſte Schweigen beobachtete, bricht in begeiſterten Jubel aus. Fünf Minuten ſpäter herrſcht wieder feierliche Stille.

Indeſſen haben die Geiſtlichkeit und die Laien beider Geſchlechter, ohne ihre Plätze zu verlaſſen, die Majeſtäten durch eine dreimalige tiefe Verneigung beglückwünſcht; die kaiſerliche Familie aber und die fremden Fürſten begeben ſich zur Thron-Eſtrade und bringen dem Herrſcherpaare ihre Glückwünſche perſönlich dar.

Nachdem alle ihre Plätze wieder eingenommen, die Kanonenſalven und das Glockengeläute ausgeklungen, erhebt ſich der Kaiſer vom Throne, legt Scepter und Reichsapfel ab, beugt die

*) Unſer Titelbild ſtellt den gegenwärtig regierenden Kaiſer Alexander III. und ſeine erlauchte Gemalin im Ornat des geſchilderten Momentes dar.

Kniee und aus dem vom Metropoliten ihm vorgehaltenen Buche ſpricht er mit lauter klarer Stimme das Gebet um den Beiſtand des Allmächtigen bei der hohen Aufgabe, die ihm geworden. Jetzt erhebt er ſich und bleibt vor dem Throne ſtehen. Nun kniet der Metropolit von Nowgorod nieder und ſeinem Beiſpiel folgen — mit Ausnahme des Zaren — alle in der Kirche und ihrer Umgebung Verſammelten. Der Geiſtliche ſpricht im Namen des Volkes ein Gebet für den gekrönten Monarchen, an den er weiterhin noch eine Anſprache richtet.

Nun ſtimmen die Sänger das Tedeum an, Glockengeläute ertönt von Neuem und der liturgiſche Gottesdienſt beginnt. Der Kaiſer nimmt die Krone vom Haupt, welche auf der bezeichneten Tafel niedergelegt wird. Nach Verleſung der Evangelien reichen zwei Erzbiſchöfe die heilige Schrift dem Herrſcherpaar zum Kuß. Beim Beginn des Geſangs, welcher dem heil. Abendmahl vorauszugehen pflegt, breitet der Gouverneur von Moskau mit ſeinen Gehülfen vom Thron bis zu den königlichen Pforten des Allerheiligſten einen langen Teppich von himbeerfarbenem Sammet mit Gold beſetzt aus. Von der Pforte des Allerheiligſten bis zum Altar wird dieſer Teppich mit einem zweiten von Goldbrokat bedeckt, deſſen Enden im Allerheiligſten von Protodiakonen niedergelegt werden.

Sobald die fungierende Geiſtlichkeit ſelbſt das Abendmahl genommen hat, öffnen ſich die königlichen Pforten des Allerheiligſten und zwei Erzbiſchöfe, begleitet von Protodiakonen treten aus denſelben. Der eine von ihnen meldet dem Zar, daß der Augenblick der Salbung gekommen iſt. Der Kaiſer übergiebt ſein Schwert den Aſſiſtenten und ſchreitet im Purpurmantel zur Pforte des Allerheiligſten; die Kaiſerin folgt ihm. Es bildet ſich eine neue Prozeſſion von den Stufen des Thrones bis zum Ikonoſtás. Voran ſchreitet der Oberſt-Ceremonienmeiſter mit zwei Ceremonienmeiſtern; es folgt der Oberhofmarſchall mit einem Hofmarſchall, ſodann der Oberſt-Krönungsmarſchall mit drei Würdenträgern, welche Krone, Scepter und Reichsapfel

tragen. Unmittelbar hinter ihnen der Kaiſer mit ſeinen Aſſiſtenten und zwei Offizieren der Chevalier-Garde. Die nächſten nach dem Zaren ſind der Kommandant der Chevalier-Garde mit gezogenem Schwert, die Miniſter des Hofes und des Krieges, der Kommandant des kaiſerlichen Hauptquartiers und der dienſtthuende Generaladjutant. Der Kaiſerin folgen ihre fürſtlichen Aſſiſtenten. Die Schleppen der Purpurmäntel werden von Großwürdenträgern des Hofes und Kammerherren getragen.

Der Zar bleibt vor der königlichen Pforte auf dem Brokatteppich ſtehen, die Kaiſerin vor dem Ambon.*) Das Gefolge der Majeſtäten bildet einen Halbkreis hinter denſelben. Der Metropolit von Nowgorod ergreift das Prachtgefäß mit dem Salböl, taucht den koſtbaren Zweig hinein und ſalbt den Kaiſer an Stirn, Naſe, Lippen, Ohren, an der Bruſt und den Händen, indem er die Worte ſpricht: „Das iſt das Siegel gegeben vom heiligen Geiſt.“ Ein zweiter Metropolit trocknet die geſalbten Stellen. (Fig. 6.)

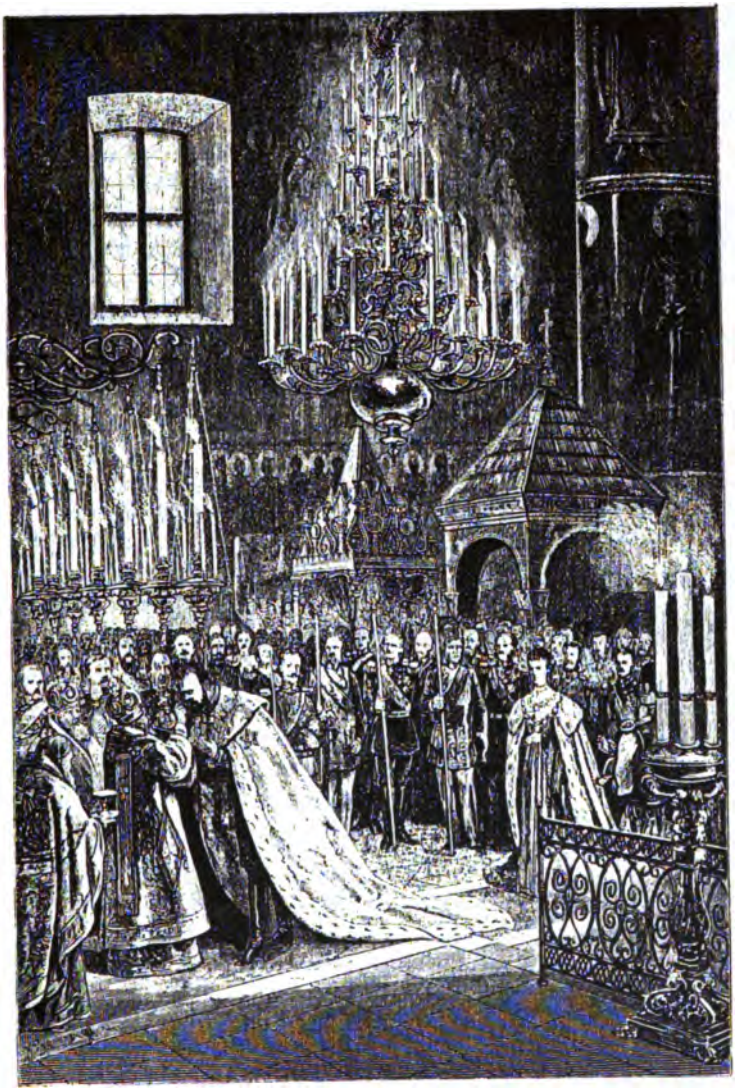
Durch Glockengeläut und 101 Kanonenſchüſſe wird dieſer feierliche Moment dem Volke verkündet, das mit lautem Jubel antwortet. Der Kaiſer tritt jetzt zur Seite, zum Bilde des Erlöſers, und die Kaiſerin begiebt ſich auf den Brokat-Teppich vor der königlichen Pforte, wo ſie, jedoch nur auf der Stirn, geſalbt wird und zur linken Seite vor das Bild der Gottesmutter tritt.

Nun führt der Metropolit von Nowgorod den Zar in das Allerheiligſte, der Saum des Purpurmantels wird jetzt von Prieſtern gehalten. Am Altar angelangt nimmt der Kaiſer das Abendmahl als Herrſcher Rußlands wie die Geiſtlichkeit, d. h. in beiderlei Geſtalt, zuerſt das Brod und dann den Wein.

Aus dem Heiligtum zurückgekehrt, tritt der Monarch auf ſeinen früheren Platz vor dem Bilde des Erlöſers, die Kaiſerin

*) Erhöhter Platz auf dem Kliros (Chor) zwiſchen dem Schiff der Kirche und dem Allerheiligſten.

Fig. 6.



Die Salbung des Kaiſers.

nähert ſich der königlichen Pforte und empfängt die Kommunion in gewöhnlicher Weiſe, wie die Laien, aus den Händen des Metropoliten von Nówgorod.*) Jetzt kehren die Majeſtäten zur Thron-Eſtrade zurück und der ganze Zug begiebt ſich wieder auf die Stufen derſelben, wie er ſie verlaſſen hatte. Dankgebete und Geſang folgen. Nachdem Zar und Zarin das Kreuz geküßt ſetzt ſich erſterer die Krone wieder auf und nimmt Scepter und Reichsapfel. Alle Anweſenden, Geiſtliche und Laien, grüßen mit dreifacher Verbeugung.

Der Großfürſt-Thronfolger und alle übrigen Mitglieder der kaiſerlichen Familie verlaſſen jetzt in derſelben Ordnung und mit derſelben Begleitung die Kathedrale, wie ſie dieſelbe betreten, und kehren in den Palaſt zurück.

Kaiſer und Kaiſerin verlaſſen in vollem Krönungsſchmuck gleichfalls die Kirche in der früheren Prozeſſion und begeben ſich unter Glockengeläute, 101 Kanonenſchüſſen, Trommelwirbel, Trompetenklang und dem dröhnenden Hurrah der Volksmenge, die den gekrönten Kaiſer begrüßt, in die Kathedrale des Erzengels Michael, wo ſie den Gräbern der Vorfahren und den Heiligen ihre Ehrfurcht beweiſen und von dort in die Kathedrale zu Mariä Verkündigung, wo gleichfalls eine kurze Andacht ſtattfindet.

Nun bewegt ſich der Zug, die Majeſtäten unter dem Baldachin, zur roten Treppe, an deren Fuß der Metropolit von Nowgorod das Kaiſerpaar mit dem Kreuze ſegnet und dann in die Himmelfahrtskathedrale zurückkehrt. Auf dem erſten Treppenabſatz verlaſſen Kaiſer und Kaiſerin den Baldachin, auf dem obern Podeſt bleiben ſie ſtehen und grüßen nach altem Herkommen dreimal das verſammelte Volk, deſſen begeiſterter Jubel in dieſem Augenblick eine geradezu unbeſchreibliche Höhe erreicht.

*) Frauen iſt das Betreten des Allerheiligſten nicht geſtattet. Die Laien empfangen beim Abendmahl nur das geweihte Brod, welches in den Wein getaucht iſt.

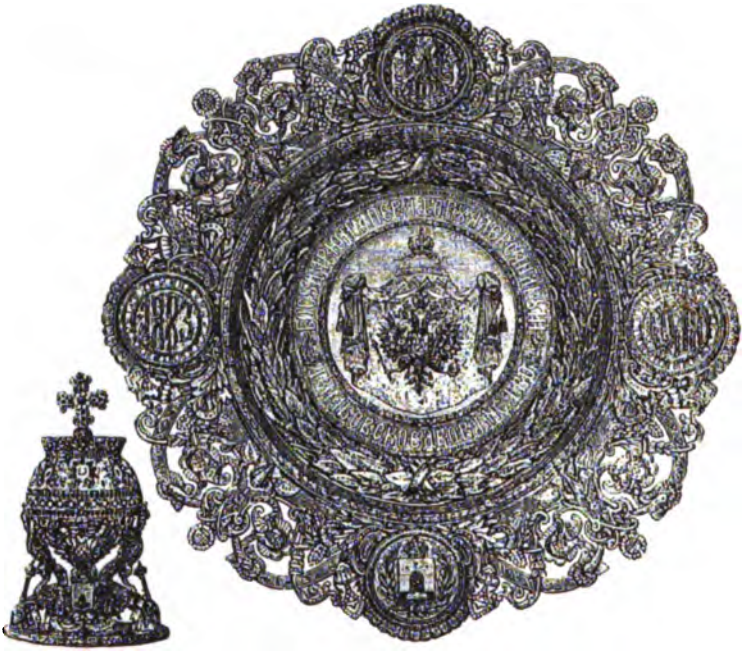
Im St. Andreas-Saal angelangt übergiebt der Zar Scepter und Reichsapfel den Trägern dieser Insignien und die Majestäten begeben sich, mit Krone und Purpurmantel bekleidet, in die inneren Gemächer, um das Banket in der Rüstkammer zu erwarten.

Den Abschluß der Krönung bildet das genannte öffentliche Mahl, welches Kaiser und Kaiserin in dem mächtigen Saal einnehmen, welcher die Rüstkammer oder Granowitaja Paláta genannt wird. Selbstverständlich ist dieses öffentliche Banket der Majestäten eine Ceremonie wie alle vorhergehenden. Sie sitzen dabei unter dem Thronhimmel im Purpurmantel mit der St. Andreaskette, umgeben von ihren Assistenten und bedient von den höchsten Würdenträgern des Hofes. Als Zuschauer sind die gesammte hohe Geistlichkeit aller christlichen Bekenntnisse, sowie die Personen der ersten beiden Rangklassen gegenwärtig. Vor dem Beginn des Mahles hält der Metropolit von Nowgorod das Gebet. Instrumental-Musik und Gesang wechseln während des Festes, bei welchem vier Toaste ausgebracht werden: auf den Kaiser (61 Kanonenschüsse), die Kaiserin (51 Kanonenschüsse), die kaiserliche Familie (31 Kanonenschüsse), die Geistlichkeit und alle getreuen Unterthanen (31 Kanonenschüsse). Nach beendigtem Mahl setzt der Kaiser wieder die Krone auf, nimmt Scepter und Reichsapfel und begiebt sich mit der Kaiserin unter dem Gesange des „Gloria" in den St. Andreas-Saal, wo die kaiserlichen Insignien abgelegt werden. Die Majestäten ziehen sich nun in ihre Privatgemächer zurück und die Feier der Krönung und Salbung hat ihr Ende erreicht.

Zu diesem großen Staatsakt werden dem Kaiser von zahllosen Deputationen die kostbarsten Geschenke dargebracht, meist in der Form von Salz und Brod, das nach alter russischer Sitte jedem überreicht wird, mit dem im Leben irgend eine als günstig angesehene Veränderung vorgeht, wie Heirat, Wechsel der Wohnung, neues Amt, Übersiedelung und dgl. Das dem Kaiser zur Krönung dargebrachte Salz und Brod pflegt in

goldenen oder ſilbernen Salzfäſſern und Brodſchüſſeln überreicht zu werden, welche vorzügliche Kunſtwerke ſind, das herrlichſte, das die berühmte ruſſiſche Goldſchmiedekunſt hervorzubringen vermag. Viele hunderte ſolcher Salzfäſſer und Schüſſeln ſammeln

Fig. 7.



Brodſchüſſel und Salzfaß dargebracht vom ruſſiſchen Adel.

ſich bei jeder Krönung und werden ſorgfältig im Winterpalais zu St. Petersburg aufbewahrt. Unſere Abbildung giebt die goldene Brodſchüſſel nebſt Salzfaß, welche bei der Krönung Alexander III. vom Adel des Tambówſchen Gouvernements überreicht wurden.

Da ein beträchtlicher Teil der Reichsgeſchäfte des Kaiſers perſönlicher Entſchließung unterliegt, bedarf derſelbe zur Erledigung derſelben einer Anzahl von Behörden, welche zuſammen die Eigene Kanzlei des Kaiſers bilden. Sie beſteht jetzt aus drei Abteilungen, von denen der dritten (früher vierten) die Verwaltung der zahlreichen Wohlthätigkeits- und Erziehungsanſtalten unterſteht, welche von der kaiſerlichen Familie gegründet wurden; der Geſchäftskreis der zweiten iſt das ungeheure Gebiet der Geſetzgebung; die erſte hat alle übrigen Angelegenheiten vorzubereiten, über welche von der Perſon des Kaiſers ſelbſt verfügt wird. Auch das Staatsſekretariat des Großfürſtentums Finland wird der eigenen Kanzlei des Kaiſers zugerechnet. Die im Jahre 1826 gegründete frühere dritte Abteilung exiſtiert nicht mehr. Ihr Chef war Kommandeur der Gensdarmerie und Direktor der geheimen (politiſchen) Polizei. Dabei hatte ſie die Beſtimmung, Misbräuche der Beamten aufzudecken und dieſelben zu bekämpfen, eine Aufgabe, die ſie oft recht glücklich gelöſt hat. Mächtigen Provinzial-Gewalthabern, die ſich in der Ausübung ihrer Willkür ſicher fühlten, trat nicht ſelten ein ſchlichter Gensdarmerie-Offizier mit beſtem Erfolge entgegen. Damit wurde aber die geſetzliche Ordnung in Verwaltung und Juſtiz über den Haufen geworfen, wie ſich denn überhaupt in den Händen des Chefs dieſer dritten Abteilung eine Machtfülle concentrierte, die im autokratiſchen Staate neben dem Kaiſer ein Widerſpruch war. Zur Aufhebung des Inſtituts mag denn auch noch mitgewirkt haben, daß Kaiſer Alexander II. das Odium, welches überall auf der geheimen und politiſchen Polizei ruht, nicht gern auf ſeiner eigenen Kanzlei ſehen mochte und ſo wurde im Jahre 1880 die damalige dritte Abteilung aufgelöſt und die politiſche Polizei nebſt der Gensdarmerie dem Miniſter des Innern unterſtellt.

Neben der Eigenen Kanzlei beſteht noch eine Bittſchriften-Kommiſſion, deren Geſchäftskreis durch ihren Namen umſchrieben iſt.

2. Die Reichs-Institutionen.

Die Regierung des russischen Reichs ist ihrem Grundprinzip nach ein Organismus, dessen Glieder nichts anderes sein können, als Ausstralungen der autokratischen Gewalt des Kaisers. Dieselbe verkörpert sich als Central-Regierung in den Reichs-Institutionen, von denen die Verwaltung der Landesteile in den Provinzial-Institutionen abhängt.

Zu den Reichs-Institutionen gehören der Reichsrath, das Minister-Komité, der Dirigierende Senat, der Heilige Synod*) und die Ministerien. Reichsrath, Minister-Komité und Senat repräsentieren sozusagen, die gesetzgebende, verwaltende und gerichtliche Gewalt des Kaisers.

a. Der Reichsrath wurde von Alexander I. im Jahre 1810 nach dem Vorbilde des damaligen napoleonischen Conseil d'état gegründet. Da in Russland an eine parlamentarische Verfassung nicht zu denken war, sollte die neue Behörde die Gewalt des autokratischen Zaren als gesetzgebender Körper ergänzen und vertreten, dabei aber zu gleicher Zeit die Ministerien und anderen oberen Verwaltungsbehörden überwachen. Beiden Aufgaben konnte dieser Staatskörper nicht entsprechen; ihn hinderte daran sowohl seine Zusammensetzung wie seine Geschäftsordnung. Was die erstere betrifft, so wurden die Mitglieder des Reichsraths aus den höchsten teils im Dienst stehenden, teils verabschiedeten Würdenträgern ernannt, von denen es gewöhnlich den ersteren an Zeit, den letzteren an Kraft gebrach, sich in genügender Weise den Angelegenheiten der Institution zu widmen. Heute ist der Reichsrath eine rein passiv beratende Behörde, welche das Budget prüft, alle Regierungsangelegenheiten — mit Ausnahme der auswärtigen — zu begutachten hat und außerdem eine gewisse Kontrolle der höheren Ver-

*) Das Wort wird im Russischen männlich gebraucht.

waltung ausübt. Im Reichsrath wird das Plenum von den drei Departements desselben unterschieden. Dieselben umfassen Gesetzgebung und Kodifikation, Civilangelegenheiten und Kultus, endlich den Staatshaushalt. Die eigentliche Geschäftsabteilung des Reichsraths ist die Reichskanzlei, mit dem Reichssekretär an der Spitze. Gegenwärtig besteht der Reichsrath aus den Großfürsten, den meisten höheren Reichs- und Hofbeamten, den gegenwärtigen und früheren Ministern und den bedeutenderen Ministergehülfen (Unterstaatssekretären). Alle sind auf Lebenszeit ernannt. Das militärische Element überwiegt. Ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen den Mitgliedern der Departements, welche als Fachmänner die laufenden Geschäfte erledigen und den Mitgliedern des Plenums, welches nur zusammentritt, wenn allgemeine Fragen von Wichtigkeit zu entscheiden sind.

Nach dem gewöhnlichen Geschäftsgange gehen alle in den einzelnen Ministerien ausgearbeiteten Regierungsakte, welche der Bestätigung des Kaisers bedürfen, zuerst in das Ministerkomité, werden dort verhandelt und gelangen dann in den Reichsrath, wo sie von Neuem berathen und mit einem Protokoll, welches die Anschauungen der Körperschaft darstellt, in die eigene Kanzlei des Kaisers gesandt werden, die sie dann dem Zaren zur Sanktion vorlegt. Ist letztere erfolgt, so nehmen die betreffenden Aktenstücke ihren Weg zum Senat, begleitet von einer kaiserlichen Kabinetsordre, welche befiehlt, ihnen Gesetzeskraft zu geben und sie demgemäß zu promulgieren oder an die Behörden, die es angeht, zu senden. So ist also die Wirksamkeit des Reichsraths eine berathende, die des Senats eine vollziehende. Übrigens enthalten die genannten Reichsrathsprotokolle neben den Majoritätsbeschlüssen auch die Minoritätsgutachten und es bleibt dem kaiserlichen Willen überlassen, welche von diesen er bestätigt. Es geschieht nicht allzuselten, daß der Kaiser die Ansicht der Reichsraths-Majorität verwirft und die der Minorität zum Gesetz erhebt.

b. Das Minister-Komité. Russland hat seine Minister

und ſeine einzelnen Miniſterien, aber kein Geſammt-Miniſterium, kein Kabinet im politiſchen Sinne mit einem leitenden Miniſterpräſidenten. Man würde deshalb irren, wenn man in dem Miniſter-Komité etwas ähnliches vermuthete, wie einen weſteuropäiſchen Miniſter-Rath, welcher über die Grundfragen der inneren und äußeren Reichspolitik beräth und entſcheidet. Zwiſchen den Chefs der verſchiedenen Verwaltungszweige beſteht weder Zuſammenhang noch Solidarität und die Aufgabe des Miniſter-Komités beſteht nur darin, eine Anzahl von Regierungs-Vorlagen vorläufig zu berathen und für die Verhandlung im Reichsrath vorzubereiten. Übrigens iſt dasſelbe nicht allein aus den Miniſtern und den Chefs ſelbſtändiger Verwaltungen zuſammengeſetzt, es gehören zu ihm auch die Abteilungspräſidenten der eigenen Kanzlei des Kaiſers, der Oberprokurator des Heiligen Synod, der Reichskontroleur und die Vorſitzenden der drei Departements des Reichsraths. Der ſtändige Präſident des Miniſter-Komités, der ſelbſt nicht aktiver Miniſter iſt, wird vom Kaiſer unter den höchſten Würdenträgern ernannt, ſein Amt bringt mehr Ehre als politiſche Bedeutung.

c. Der Dirigierende Senat wurde 1711 von Peter dem Großen an Stelle des ehemaligen Bojarenraths eingeſetzt, erhielt durch Katharina II. eine neue Organiſation und erlitt ſpäter verſchiedene Umgeſtaltungen. Urſprünglich war dieſe Behörde mit ſehr bedeutenden Rechten ausgeſtattet, während der Abweſenheit oder Minderjährigkeit des Monarchen mit der höchſten Gewalt betraut und ſollte ſämmtliche Zweige der Verwaltung kontrolieren. Gegenwärtig iſt ihre Thätigkeit faſt nur auf gerichtliche Funktionen beſchränkt und der Senat iſt kaum noch etwas anderes, als der oberſte Kaſſationshof und der Verkündiger der Geſetze. Nominell beſitzt er freilich noch ausgedehntere Befugniſſe, wie z. B. das Recht, jeden Beamten, die höchſten nicht ausgenommen, ſowie jeden Unterthan des Reichs vor ſein Forum zu zitieren und abzuurteilen. Gegen ſeinen Spruch giebt es keine geſetzliche Appellation, über demſelben ſteht nur der

Gnadenakt des Kaisers. Jeder Unterthan hat das Recht, mit Umgehung aller übrigen Behörden, sich wegen Übelständen im Reiche klagend an den Senat zu wenden, der die Sache verfolgt. Ein Rest seiner Funktion als oberster Kontrolleur der Staatsmaschine hat sich erhalten, indem der Senat bisweilen im Auftrage des Monarchen einzelne seiner Mitglieder in bestimmte verdächtige Gouvernements zur Revision sendet. In solchen Fällen besitzen diese Senatoren eine ganz enorme Machtvollkommenheit. Sie revidieren alle Kassen, alle Bureaus, alle Institutionen der Regierung in den angewiesenen Landesteilen und haben das Recht, jeden Beamten ohne Ausnahme, selbst den höchsten, augenblicklich zu sistieren, zu entlassen, zu verhaften und den Gerichten zu übergeben. Es muß ihnen in den ganzen Regierungs- und Gemeinde-Verwaltungsapparat Einblick gegeben werden, sie nehmen alle Klagen der Bevölkerung entgegen und informieren sich aufs Genaueste über die Lage der letzteren. Nachdem sie nach jeder Richtung hin, so weit es im Augenblicke möglich, Ordnung gemacht, kehren sie nach St. Petersburg zurück und überreichen dem Kaiser ihren Bericht mit den Vorschlägen über nothwendige Reformen und Änderungen, die dann Anhaltspunkte für weitere Maßnahmen der Regierung bilden. In den letzten Jahren wurden vielfach dergleichen Senatorenrevisionen in den verschiedensten Teilen des Reichs unternommen. Sie haben unendlich viel Übelstände aufgedeckt und die besten Früchte getragen.

Der Senat zerfällt in eine größere Anzahl von Departements, die meisten mit juristischem Geschäftskreis, eins ist für die Landesvermessung bestimmt, eins wird durch das Heroldsamt gebildet. Jedes Departement hat seinen besonderen Oberprokurator, im Heroldsamt tritt an die Stelle des letzteren der Heroldsmeister. An der Spitze der gesammten Körperschaft steht der Justizminister als Generalprokurator des Senats. Die Zahl der Senatoren, welche vom Kaiser ernannt werden, ist unbegrenzt. Sie zerfallen in zwei Kategorien, von denen die eine nur den Sitzungen des Plenums beizuwohnen hat, die andere den Be-

ſtand der Departements bildet und die Geſchäfte als Fachmänner verſieht.

d. Der Heilige Synod. Eine der bedeutſamſten Reformen Peter des Großen war es, daß er die nationale Kirche mit dem Staat verknüpfte und ihren Einfluß auf das Volk der Regierung dienſtbar machte. Zu dieſem Zwecke beſeitigte er das Patriarchat, indem er nach dem Tode des Patriarchen Adrian (1700) deſſen Stuhl unbeſetzt ließ und, ſtatt der perſönlichen Spitze, die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten einem geiſtlichen Kollegium, dem „Heiligen Synod", anvertraute (1721). Das Weſen der ruſſiſchen Kirche und ihre hierarchiſche Ordnung blieb dabei unberührt. Der Heilige Synod exiſtiert heute noch in derſelben Weiſe, wie ihn ſein Gründer organiſiert hatte. Er iſt die Zentralbehörde für alle Angelegenheiten der ruſſiſchen Kirche und hat in geiſtlichen Dingen ungefähr dieſelbe Stellung wie der Senat in weltlichen. Er führt die Aufſicht über den geſammten Klerus, präſentiert zu allen geiſtlichen Ämtern, wacht über die Reinheit der Lehre, ſorgt für die Handhabung der kirchlichen Geſetze, überwacht die geiſtlichen Schulen u. dgl. m. Der Synod beſteht aus den höchſten Würdenträgern der ruſſiſchen Kirche; ſein Präſident iſt der jedesmalige Metropolit von St. Petersburg, Nowgorod und Finland. Den Kaiſer vertritt ein hoher Beamter, ein Laie, der Oberprokurator des Heiligen Synod. Nach einer Anweiſung Peter des Großen ſoll derſelbe „ein kühner Mann, womöglich ein Militär" ſein. Er legt dem Kollegium die zu berathenden Angelegenheiten vor, ohne ſeine Zuſtimmung iſt kein Beſchluß giltig und die Ausführung des Beſchloſſenen hat er einzuleiten.

e. Die Miniſterien wurden von Alexander I. ziemlich gleichzeitig mit dem Reichsrath gegründet. Der aufgeklärte Monarch wollte ſeinem Lande Inſtitutionen geben, welche den Einrichtungen der großen europäiſchen Staaten entſprächen. Auch bei der Organiſation der Miniſterien war Frankreich das Vorbild. Durch einen Ukás (Erlaß) des Kaiſers aus dem Jahre

1802 wurden ſie an die Stelle der Kollegien Peter des Großen geſetzt, welchen letzteren das Prinzip der Kollegialverwaltung zu Grunde lag. Sämmtliche Miniſterien zerfallen in Abteilungen, die bei den meiſten die Bezeichnung „Departement“ führen und faſt ganz unabhängig von einander ſind. Jedem Miniſter ſteht ein Konſeil, ein Rath des Miniſteriums, zur Seite, für deſſen Verſammlungen übrigens keine beſtimmten Termine anberaumt ſind. Die Miniſter ſind Generaladjutanten, wirkliche Geheimräthe oder Staatsſekretäre. Der letzte Titel bezeichnet ſozuſagen die Civil-Generaladjutanten des Kaiſers. Er bleibt, auch wenn ſein Träger das Amt aufgiebt, das ihn mit ſich brachte und hat inſofern hohen Werth, als er den Zutritt zur Perſon des Kaiſers einſchließt. Gewöhnlich ſteht dem Miniſter ein Miniſter-Gehilfe (Towáriſchtſch, eigentlich Gefährte, Genoſſe, Kamerad) zur Seite, der etwa dem weſteuropäiſchen Unterſtaatsſekretär entſpricht, die Geſchäfte übernimmt, welche ſein Chef ihm anvertraut und denſelben während deſſen Abweſenheit von der Haupt- und Reſidenzſtadt vertritt.

Die ruſſiſchen Miniſter haben in der Regel einen bis zwei Empfangstage wöchentlich, an denen jeder, welcher Geſellſchaftsklaſſe er angehöre, mag er noch ſo armſelig und ſchmutzig gekleidet ſein, Zutritt zu dem Empfangszimmer des Staatswürdenträgers hat, um dieſem ſeine Bitte oder Klage mündlich vorzutragen und ſchriftlich zu überreichen. Die Humanität und Gerechtigkeit dieſer Einrichtung, die ſich übrigens bei allen hochgeſtellten Beamten Rußlands wiederholt, liegt ſo klar zu Tage, daß ſie dem hochciviliſierten Weſten dringend zur Nachahmung zu empfehlen wäre. An ſolchen öffentlichen Empfangstagen bietet der Audienzſaal namentlich des meiſt beſchäftigten und meiſt überlaufenen Miniſters des Innern, ein höchſt pittoreskes Bild aus dem an Gegenſätzen ſo unendlich reichen ruſſiſchen Volksleben. Neben Bauern aus weitentlegenen Gouvernements in ihrer einfachen Tracht, mit dem Staub der langen Wanderung am riemengeknüpften Bundſchuh, lehnt der mit Orden beſäete hohe Staatsbeamte oder

der elegante Kammerherr in reicher, goldgeſtickter Uniform. Dann folgt der herabgekommene Sprößling eines weiland mächtigen Adelsgeſchlechts in dürftigſter, armſeligſter Kleidung. Er ſucht ein Amt oder ein Staatsalmoſen. Hier klirrt ein ſchmucker Kavallerie-Offizier ungeduldig ſpielend mit den Sporen, dort ruht in erhabener Würde der Pope in langem Talar mit tief herabhängendem Bart- und Haupthaar. Kaufleute, welche Unternehmungen bewilligt haben wollen, bei denen es ſich um Millionen handelt, harren ruhig neben Gelehrten, Künſtlern, kleinen Beamten. Der polniſche Jude in ſchmutzigem ſchwarzen Kaftan wartet auf ſeine Zeit neben dem braven, von dem Feinde zum Krüppel geſchoſſenen Invaliden, deſſen Bruſt kaum Platz genug bietet für die vielen Ehrenzeichen, welche die Geſchichte ſeines bewegten Lebens erzählen. Hoch und niedrig, arm und reich umfaßt gleichzeitig der geſchmackvoll ausgeſtattete weite, helle Raum. Ein gewiſſer Unterſchied wird allerdings gemacht. Die Höheren, welche gewöhnlich Dinge mit dem Miniſter zu verhandeln haben, die ſich nicht zur öffentlichen Beſprechung eignen, werden einzeln in das Kabinet des Mächtigen geladen und erledigen dort ihre Geſchäfte. Sind dieſe vertraulichen Unterredungen beendigt, ſo tritt der Miniſter in den großen Audienzſaal und nun herrſcht dort Grabesſtille. Von einem einzigen Beamten begleitet, geht der hohe Herr von Perſon zu Perſon. Eigenhändig nimmt er die Geſuche entgegen, lieſt ſie und übergiebt ſie ſeinem Begleiter. Mit jedem ſpricht er, mit dem einfachſten und ärmſten, wie mit dem vornehmſten und reichſten, und zwar mit einer Freundlichkeit und Artigkeit, wie man ſie — ich betone das ganz beſonders — nur in St. Petersburg findet.

Die Miniſterien der ruſſiſchen Hauptſtadt befinden ſich ſämmtlich in großen palaſtartigen Gebäuden mit reicher geſchmackvoller inneren Ausſtattung. Alle Räume imponieren durch ihren Umfang, ihre Höhe und Helligkeit und werden im Winter durch enorme Heizungsvorrichtungen erwärmt, die von dem Vorplatz

an im ganzen Gebäude eine gleichmäßige Temperatur verbreiten. Überall herrscht die größte Ordnung und Sauberkeit. Hat ein Ausländer Geschäfte in einem russischen Ministerium und versteht auch nicht ein Wort russisch, so mag er nur ganz unbesorgt ohne Dolmetsch die Räume der hohen Behörde betreten; er kann sicher sein, daß eine ganze Anzahl von Beamten die ihm geläufige Sprache sprechen und ihm mit der größten Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit alle nothwendigen Aufschlüsse geben werden.

Rußland hat augenblicklich zehn Ministerien. Diese sind das Ministerium 1. des Hofes (kaiserlichen Hauses); 2. der auswärtigen Angelegenheiten; 3. des Innern; 4. der Finanzen; 5. der Justiz; 6. der Volksaufklärung (des öffentlichen Unterrichts); 7. der Verkehrsanstalten; 8. der Domänen (Staatsgüter); 9. des Kriegs und 10. der Marine.

Zum Ministerium des Hofes gehört neben den üblichen Geschäften dieses Ressorts die Verwaltung der Apanagen, das Ordenskapitel, die Akademie der Künste und die Eremitage (Museum für bildende Kunst). Übrigens ist der Hofstaat des russischen Kaisers ein so zahlreicher, daß dessen Verwaltung allein Arbeit zur Genüge bringt. So bestehen an dem Hofe die bekannten sieben Erzämter als erste Hofchargen; jeder Träger eines solchen hat seinen Stab und alle sieben zusammen zählen nur an Hofbeamten und Dienern etwa 4000 Köpfe. Dazu kommt endlich noch eine enorme Anzahl von Kammerherren, Kammerjunkern, Kammerpagen und Pagen.

Wie es die politischen Interessen Rußlands bedingen, hat das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten sein besonderes asiatisches Departement. Beim Kriegsministerium befindet sich eine abgesonderte Verwaltung der Rußland eigentümlichen irregulären Truppen. Das Ministerium des Innern hat ein Departement für fremde Kulte, ein Medizinal-Departement, ein statistisches Komité und umfaßt die Verwaltung der Posten und Telegraphen sowie die Oberpreßverwaltung mit den Censurkomi-

tés. Der Name des Domänenminiſteriums bezeichnet nur unvollkommen die große Bedeutung und die vielſeitigen Aufgaben dieſer Behörde. Sie verwaltet — mit Ausnahme des in Kaukaſien und Turkeſtan gelegenen — alles Staatseigentum, die ungeheuren Staatswaldungen, den Bergbau, die Montan-Induſtrie, dirigiert ſämmtliche Lehranſtalten für Landwirthſchaft, Forſt- und Bergweſen, leitet die großen Vermeſſungen, beaufſichtigt das Reichs-Geſtütweſen, den Fiſchfang, ja es adminiſtriert die Geſammtangelegenheiten mancher Völkerſchaften (wie z. B. der Kalmyken) ganz und gar.

f. Die Provinzialverwaltung. Der koloſſale Regierungsapparat des Rieſenreichs gliedert ſich auf autokratiſcher Grundlage von den Centralregierungsinſtitutionen herab bis zu den Verwaltungen der kleinſten Staatseinheiten. Das Reich zerfällt in Gouvernements, die Gouvernements in Bezirke oder Kreiſe, die Kreiſe in Stadtverwaltungen und bäuerliche Amtsbezirke oder Gemeindeverbände (Wóloſt), die letzteren endlich in die einzelnen Bauerngemeinden.

Peter der Große hatte das Land in 8 Gouvernements geteilt, ſeine Tochter Eliſabeth vermehrte dieſe auf 16, Katharina II. auf 40. Die Zahl dieſer Verwaltungsgebiete wuchs von Regierung zu Regierung, weniger durch den Zuwachs des Reichs als durch die Vermehrung der Bevölkerung. Die früheren Gouvernements Peters und Katharinas mußten in zwei, ja zuweilen in vier Teile zerlegt werden, ohne daß die mittlere Zahl der Bevölkerung geringer wurde. Die aus adminiſtrativen Rückſichten hervorgehende Begrenzung der Gouvernements (vgl. Bd. I. S. 2) iſt meiſtens künſtlich und willkürlich; hiſtoriſche Tradition, Verwandtſchaft der Volksſtämme u. dgl. hat mit derſelben nichts gemein. Dieſe Gouvernements, deren Zahl im Verhältnis zur Größe des Reichs eine geringe iſt, ſind an Ausdehnung ſehr verſchieden, je nach der Zone, dem Klima, der Bevölkerungsdichtigkeit. Die nördlich und öſtlich gelegenen umfaſſen ein größeres Areal als die bedeutendſten Staaten des weſtlichen Europas.

Die mittlere Ausdehnung derſelben übertrifft immer noch Belgien, Holland, die Schweiz. Freilich ſteht die Bevölkerungszahl faſt in umgekehrtem Verhältnis zur Größe dieſer Provinzen.

Von den Gouvernements unterſcheidet man die Gebiete. Es ſind dies gewöhnlich kürzlich erworbene Landesteile, deren Verwaltung dieſe oder jene Lokaleinrichtung beibehalten hat und die demgemäß nicht vollſtändig dem Gouvernements-Organismus entſprechen. Sind ſie ſpäter dem Reiche aſſimiliert, ſo werden ſie in Gouvernements verwandelt.*)

Die Gouvernements, und zwar hauptſächlich die an der Grenze, waren früher in Gruppen zu drei und vier in General-Gouvernements vereinigt, deren weites Gebiet unter Generalgouverneuren mit ausgedehnter Machtvollkommenheit ſtand. Man hatte dieſe Einrichtung aus Gründen der Staatsraiſon nach und nach aufgehoben. Alexander II. rief ſie während der letzten von der Revolution bedrohten Jahre ſeiner Regierung von neuem ins Leben und ſie bewährte ſich, indem man die wichtigen Poſten den tüchtigſten und erfahrenſten Generalen der ruſſiſchen Armee anvertraute.

Gegenwärtig giebt es im europäiſchen Rußland, abgeſehen von Finland, das ſeinen eigenen Generalgouverneur hat, und Moskau, deſſen Gouvernementschef jene Bezeichnung nur als Ehrentitel führt — 5 Generalgouvernements, welche die folgenden Gouvernements einſchließen.

Generalgouvernement.	Gouvernements.
1. Warſchau.	Warſchau und die Weichſelgouvernements.
2. Chárkow.	Chárkow, Tſchernígow, Poltáwa.
3. Kíjew.	Kíjew, Wolynien, Podolien.
4. Odeſſa.	Cherſſón, Jekaterinosláw, Taurien, Beſſarabien.
5. Wilna.	Wilna, Kówno, Gródno.

*) Die Koſakengebiete, welche halb militäriſch, halb bürgerlich organiſiert ſind, werden „Länder“ genannt, z. B. das Land der doniſchen Koſaken.

Das Amt der Generalgouverneure iſt mit faſt unbeſchränkter Machtvollkommenheit ausgeſtattet und erſtreckt ſich über Landesteile, die den Umfang Deutſchlands weit hinter ſich laſſen. Innerhalb ſeines Gebiets ſchaltet ein ſolcher Machthaber freier als ein konſtitutioneller Monarch. Er kommandiert ſämmtliche in dem Generalgouvernement befindliche Truppen und iſt gleichzeitig die autokratiſche Spitze des ganzen Regierungsapparats. Er kann Beamte und Offiziere jederzeit anſtellen und entlaſſen und hat in Betreff des geſchäftlichen und ſozialen Lebens der Bevölkerung ſehr weitgehende Befugniſſe. Für die Provinzen iſt die Zwiſchenregierung dieſer Mächtigen, ſobald ſie tüchtige Männer ſind, worauf im autokratiſchen Staat ja alles ankommt, eine Wohlthat, für die Miniſterien eine große Entlaſtung. Der Wirkſamkeit jener durch Alexander II. ernannten Generalgouverneure, die freilich faſt ſämmtlich energiſche, begabte, ehrliche und populäre Männer waren, iſt es zuzuſchreiben, daß in den letzten Jahren, nach dem Nihiliſten-Terrorismus, wieder Ruhe und Ordnung in Rußland eingekehrt iſt.

An der Spitze des Gouvernements ſteht der Gouverneur, ihm zur Seite der Vizegouverneur, der einem kleinen Raths-Kollegium, der Gouvernementsregierung, präſidiert. Auch der Gouverneur iſt ein kleiner König in ſeinem räumlich großen Königreich. Natürlich ſind ſeine nur oberflächlich beſtimmten Machtbefugniſſe einigermaßen zuſammengeſchmolzen, wo er einen Generalgouverneur in nächſter Nähe über ſich ſieht. Auch ſind dieſelben neuerdings ſtark beſchnitten worden, teils durch geſetzliche Vorſchriften, teils durch die vermehrte Öffentlichkeit und die verbeſſerten Kommunikationsmittel. So hat er mit gerichtlichen Dingen nichts mehr zu ſchaffen und manche ſeiner ehemaligen Funktionen hat die Sémſtwo übernommen, von welchem Inſtitut der Selbſtverwaltung ſpäter die Rede ſein wird. Trotzdem liegt das Geſchick ſeiner Beamten wie das Wohl und Wehe der Bevölkerung vielfach in ſeiner Hand. Er beherrſcht den Regierungsapparat, doch ſtehen die im Gouvernement befindlichen

Truppen nicht unter ſeinem Kommando. Während die Gouverneursposten früher als einträgliche Verſorgung für altgewordene höhere Staatsdiener betrachtet wurden, ſucht man dieſelben neuerdings mit friſchen, jungen, energiſchen und thätigen Kräften zu beſetzen. Die jetzt im Amt befindlichen Gouverneure ſind der Mehrzahl nach redliche, offene, tüchtige Männer, die ihre Pflichten nach beſtem Wiſſen und Vermögen erfüllen und der hohen Vertrauensſtellung, die ſie einnehmen, würdig ſind.

Die Kreiſe oder Bezirke, in welche die Gouvernements zerfallen, haben meiſtens einen älteren Beſtand und eine natürlichere Begrenzung als jene. Das Gouvernement hat deren je nach ſeiner Ausdehnung und Bevölkerungsdichtigkeit 8 bis 15. Der Chef des Kreiſes, Ispráwnik, iſt kein Verwaltungsbeamter, wie etwa der preußiſche Landrath oder der franzöſiſche Unterpräfekt, ſeine Wirkſamkeit iſt eine vorzugsweiſe polizeiliche. Die eigentliche Verwaltung des Kreiſes geſchieht von der Gouvernementsbehörde aus.

In den Kreiſen ſondern ſich die nächſtfolgenden Verwaltungsparzellen in Stadt und Land.

Für die Städte wurde im Jahre 1870 eine Städte-Ordnung erlaſſen, welche ſeitdem in dem größeren Teile Ruſſlands eingeführt iſt und auf dem Prinzip der Selbſtverwaltung durch gewählte Organe beruht. Nach ihren Beſtimmungen iſt die „Allgemeine Stadtverwaltung“ in folgender Weiſe gegliedert. 1. Die Wahlverſammlung der unbeſcholtenen Bürger, welche das 25. Jahr erreicht haben, wählt die Stadtverordneten. Die Verſammlung der Stadtverordneten (Dúma) ernennt die eigentliche Verwaltungsbehörde der Stadt, das Stadtamt (Upráwa), den Magiſtrat. An der Spitze dieſes Stadtamtes und der geſammten Stadtverwaltung ſteht das, gleichfalls von der Stadtverordnetenverſammlung gewählte Stadthaupt, der Oberbürgermeiſter oder Bürgermeiſter. In kleinen Städten können dieſem Stadthaupt mit Bewilligung des Miniſteriums auch die Pflichten des ganzen Stadtamtes übertragen werden.

Iſt die ruſſiſche Stadtverwaltung in ihren Hauptzügen eine Nachbildung weſteuropäiſcher Einrichtungen, ſo hat ſie doch keineswegs ein ſo weites Feld für ihre Wirkſamkeit, wie ihre älteren Schweſtern. Jedenfalls iſt dasſelbe für die Elemente, aus denen die Düma zu beſtehen pflegt, mindeſtens groß genug.

Bei der Landbevölkerung begegnen wir zunächſt dem Gemeindeverband oder Amtsbezirk (Wóloſt). Derſelbe beſteht in der Vereinigung mehrerer Dorfgemeinden zu einem adminiſtrativen Körper mit beſchränkter richterlicher Gewalt. Eine beſonders große Gemeinde kann auch für ſich allein eine Wóloſt bilden. Je zehn Bauerhöfe wählen einen Abgeordneten in die Wóloſtverſammlung, zu welcher außerdem alle Gemeinde- und Wóloſtbeamten gehören. Die Wóloſtverſammlung ſteht unmittelbar unter der Abteilung für Bauernangelegenheiten der Kreisbehörde, welche die Beſchwerde-Inſtanz für dieſen Gemeindeverband iſt. Der Verſammlung präſidiert der Wóloſt-Älteſte (Starſchiná). Er iſt zugleich der Chef der Wóloſt-Verwaltung, zu welcher alle Beamten des Gemeindeverbandes nebſt einigen gewählten Beiſitzern gehören. In den meiſten Angelegenheiten hat die Wóloſt nur eine berathende, keine beſchließende Stimme. Das Wóloſt-Gericht entſcheidet in Streitigkeiten bis zum Werth von 100 Rubeln, kann Geldſtrafen bis zu 3 Rubel verfügen und auch auf Ruthenſtrafe erkennen.

Die Bauerngemeinde endlich, die letzte Einheit in der ruſſiſchen Staatsmaſchine, umfaßt die Bauern eines Dorfes mit gemeinſamen Grundbeſitz (Mir). Wie das Landeigentum ein gemeinſchaftliches iſt, ſo ſind es auch die Pflichten dem Staate gegenüber. Für die Abgaben, Naturallieferungen, die Einſtellung der Rekruten haftet nicht der einzelne, ſondern die ganze Gemeinde, die Regierung giebt ihre Vorſchüſſe an Geld und Getreide nur der Gemeinde, als ſolcher, nicht dem einzelnen Bauer. Ihre Intereſſen verwaltet die Bauerngemeinde durch gewählte Vertreter, den Gemeindeausſchuß, an deſſen Spitze der gleichfalls gewählte und von der Regierung beſtätigte Dorfälteſte (Stároſta)

ſteht. Der Gemeindeausſchuß entſcheidet über die Verteilung der Grundſtücke, die Umwandlung von Gemeindebeſitz in perſönliches Eigentum, Verteilung und Erhebung der Steuern, Erwerbung von Gemeindebeſitz, Errichtung von Magazinen, Schulen u. dgl. m. Er hat eine faſt unbeſchränkte Gewalt über die Gemeindemitglieder, die ſo weit geht, daß er Mißliebige aus adminiſtrativen Gründen nach Sibirien ſchicken kann. Dieſe ungeheure Macht in der Hand roher Bauern reſultiert aus der Solidarität des Landbeſitzes und der Haftbarkeit für Steuern und Abgaben. So bildet die Dorfgemeinde eine durch Geſetz, Beſitz und Pflichten gegen die Regierung eng verbundene Familie, eine Einheit, wie ſie ſich im Völkerleben der Welt nicht wiederholt und die man verſucht wäre für eine Ausgeburt ſozialiſtiſcher Träume zu halten.

3. Das Landheer.

Wie in andern monarchiſchen Staaten, war auch in Rußland die Armee von jeher das Lieblingskind der Herrſcher, und die ſtetige Sorge, welche die Zaren dem Heere zuwandten, hat ſich bis auf den heutigen Tag unvermindert erhalten. Infolge deſſen gehört die ruſſiſche Armee zu den beſten Inſtitutionen des Staates.

Man unterſcheidet in Rußland reguläre und irreguläre Truppen. Ich ſpreche zunächſt nur von den erſteren.

In früheren Zeiten ſuchte der Adel eine beſondere Ehre darin, dem Heere, beſonders aber den Garde-Regimentern der Reſidenz anzugehören, denen es ſo an einem Nachwuchs gewandter Offiziere niemals fehlte. Anders verhielt es ſich mit der Linie und beſonders der Linien-Infanterie, deren Offiziere aus den unbemittelten Ständen hervorgegangen, an Schulbildung und militäriſchem Wiſſen außerordentlich viel zu wünſchen übrig ließen. Dafür war denn auch ihre Carrière eine ſehr beſchränkte und über den Hauptmann hinaus brachten es nur wenige. Die Stellen der Stabsoffiziere wurden aus der Garde

beſetzt, aus welcher die Streber mit Rangerhöhung in die Linie übertraten, um einige Jahre ſpäter, nach ſtarkem Avancement, in die Garde zurückzukehren. Im Generalſtab, den techniſchen Truppen und dem Kriegsminiſterium befanden ſich damals viele baltiſche Deutſche und Ausländer, welche vom Hofe freundlich angeſehen, der Mehrzahl nach durch gewiſſenhafte Pflichterfüllung, Fleiß, Bildung und hervorragende Tapferkeit ſich zu bedeutenden Stellungen emporzuſchwingen wußten.

Alle dieſe Zuſtände gehören jedoch der Vergangenheit an und die ruſſiſche Armee der Gegenwart iſt eine völlig andere geworden. Dem Grundprinzip dieſer Schilderungen gemäß werde ich im Folgenden keineswegs eine allſeitig erſchöpfende militäriſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der ruſſiſchen Truppen geben. Ich werde mich darauf beſchränken, Einrichtungen, Zuſtände, Beſonderheiten dem Leſer vorzuführen, welche die ruſſiſche Armee in weſentlichen Dingen von den weſteuropäiſchen Heeren unterſcheiden. Im Allgemeinen kann man mit Sicherheit behaupten, daß ſich die ruſſiſchen Truppen durchgängig auf der Bahn entſchiedenen Fortſchritts befinden. Die niederen und höheren Militärbildungsanſtalten, welche von den letzten Monarchen mit ganz beſonderer Sorgfalt gepflegt wurden, haben den günſtigſten Einfluß auf das allgemeine Niveau der militäriſchen Kultur ausgeübt. Der nach der Aufhebung der Leibeigenſchaft teilweiſe verarmte Adel wie die intelligenten Elemente der ruſſiſchen Nation dienen mit Vorliebe in den Reihen der Armee, wie es denn bei der Leichtlebigkeit des Ruſſen und ſeiner geringen Ausdauer für wiſſenſchaftliches Studium und ernſte Beſchäftigung nicht leicht einen paſſenderen ehrenvollen Beruf für ihn geben kann, als den Offiziersſtand. Je tiefer und eigenartiger die Bildung des ruſſiſchen Militairs geworden, deſto mehr hat das Einſtrömen deutſcher Elemente aus den Oſtſeeprovinzen und ausländiſcher Einwanderer ſich vermindert. In neuerer Zeit hat daſſelbe faſt ganz aufgehört und ſelbſt die techniſchen und gelehrten Truppenteile purificieren ſich fortdauernd von nicht nationalen Beſtandteilen. Dieſer

Vorgang liegt durchaus in der Natur der Sache und ist keineswegs in nationalen Antipathien begründet. Rußland ist so außerordentlich verschieden von den Ländern Westeuropas und seine Eigentümlichkeiten sind so markant ausgeprägt in dem innersten Leben der Armee, daß der Ausländer mit seiner Erziehung und seinen Lebensanschauungen, selbst bei hervorragender Begabung, im Schoße des russischen Heers sich vorkommen muß, wie ein auf fremden, ungünstigen Boden verpflanztes Gewächs, das nicht gedeihen kann und in seiner Umgebung nur störend wirkt.

In neuerer Zeit wird dem tiefeingewurzelten Protektionswesen in der Armee — das ja auch anderwärts noch in üppiger Blüthe steht — von Oben kräftig entgegengearbeitet, die Avancementsverhältnisse werden mit Einsicht festgestellt, die Gagen verbessert, alle übrigen Beziehungen des Offizierscorps sorgfältig geregelt und der Dienst desselben ist ehrenvoller und aussichtsreicher geworden. Junge und tüchtige Kräfte werden jetzt rascher befördert und die älteren, unfähigen Elemente durch Pensionierung ausgeschieden.

So ist denn das Offizierscorps der Armee, selbst in der früher gemiedenen Linien-Infanterie, ein ganz anderes geworden und hat seine Vorgänger weit hinter sich zurückgelassen. In jedem Truppenteil begegnen uns anständige, gut equipierte junge Offiziere, deren Wissen dem deutschen Durchschnittslieutenant nicht nachsteht. Selbstverständlich hat diese Umgestaltung auf das ganze Heer ihren wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Selbst die Besatzungen der kleinsten, entlegenen Provinzialstädte lassen es an Sauberkeit, Ordnung und Schlagfertigkeit nicht fehlen.

Von segensreichstem Einfluß nicht allein auf die Tüchtigkeit und den allgemeinen Bildungsgrad der Armee, sondern auch auf das Bildungsstreben im ganzen Volke war die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch Alexander II. im Jahre 1874. Man hat diese Einrichtung in weiser Fürsorge als ein wirksames Mittel benutzt, um das in Rußland noch sehr niedrig

ſtehende allgemeine Bildungsniveau zu erhöhen und den Eifer zur Erwerbung nützlicher Kenntniſſe zu wecken und zu reizen.

Während die Geſammtdienſtzeit bei den Landtruppen auf 15 Jahre normiert wurde, von denen 5 reſp. 6 je nach den verſchiedenen Truppenteilen auf den aktiven Dienſt kommen, erfreuen ſich diejenigen, welche Bildungsanſtalten verſchiedenen Grades abſolviert haben, auch wenn ſie nicht als Freiwillige eintreten, der folgenden Erleichterungen:

1. Diejenigen, welche den Kurſus einer Univerſität oder einer anderen Lehranſtalt erſter Kategorie beendet oder eine entſprechende Prüfung beſtanden haben, befinden ſich nur 6 Monate im aktiven Dienſt und $14^1/_2$ Jahre in der Reſerve.

2. Diejenigen, welche den Kurſus in Lehranſtalten zweiter Kategorie (Gymnaſien, Realſchulen u. dgl.) beendet oder ein entſprechendes Examen abgelegt haben, verbleiben $1^1/_2$ Jahre im aktiven Dienſt und $13^1/_2$ Jahre in der Reſerve.

3. Bei vollendetem Kurſus in Lehranſtalten dritter Kategorie bleiben die Eingezogenen 3 Jahre im aktiven Dienſt und 12 Jahre in der Reſerve.

4. Der vollendete Kurſus in Lehranſtalten vierter Kategorie (Elementarſchulen u. dgl.) giebt das Recht auf den verkürzten aktiven Dienſt von 4 Jahren mit 11 Jahren in der Reſerve.

Die als Freiwillige in die Reihen der Armee eintretenden erfreuen ſich noch größerer Vergünſtigungen. Sie zerfallen nach ihrem Bildungsgrade in drei Klaſſen, welche die folgenden Zeitabſchnitte in der aktiven Armee zu dienen haben:

1. Diejenigen, welche eine Bildungsanſtalt erſter Kategorie mit abgelegtem Schluß-Examen abſolviert haben, 3 Monate.

2. Die Abiturienten einer Bildungsanſtalt zweiter Kategorie, 6 Monate.

3. Diejenigen, welche ein Examen nach beſonderem Programm beſtanden haben, 2 Jahre.

Nach Ausdienung dieſer Zeit können die Freiwilligen, ſowol die im Unteroffiziersrange ſtehenden, wie die zu Offizieren beförderten, entweder den aktiven Dienſt fortſetzen oder ſich zur Reſerve zählen laſſen, in welcher ſie 9 Jahre verbleiben. So wird alſo der Student einer Univerſität, der ſein Examen gemacht hat, nach dreimonatlichem aktiven Dienſt, wenn er ſich gut geführt, Offizier, je nach ſeinem Belieben, in der aktiven Armee oder in der Reſerve; der Abiturient eines Gymnaſiums nach 6 Monaten.

Die Freiwilligen werden zu jeder Zeit des Jahres in den Dienſt aufgenommen. Nur wenn ſie in die Garde oder die Kavallerie eintreten, ſind ſie verpflichtet, ſich aus eigenen Mitteln zu erhalten; bei den andern Truppen trägt der Staat die Koſten ihrer Suſtentation, wenn ſie nicht den Wunſch ausſprechen, auf eigene Rechnung zu leben.

Nach dem Beſtehen der feſtgeſetzten Prüfung und wenn ihre Vorgeſetzten ſie überhaupt für würdig erachten, erhalten die Freiwilligen ihre Beförderung zu Unteroffizieren: die 1. Kategorie nach 2, die 2. nach 4 Monaten, die 3. nach einem Jahr; zu Offizieren: die 1. Kategorie nach 3, die zweite nach 6 Monaten, die 3. nach 3 Jahren; doch müſſen ſie innerhalb der bezeichneten Friſten eine Lagerübung mitgemacht haben.

Heeresſtärke, Bildungsgrad, Religionsbekenntniß. Nach Publikationen des ruſſiſchen Kriegsminiſteriums, welche mit dem 1. Januar 1883 abſchließen, betrug die Stärke der Armee zu dieſer Zeit 30 831 Generale, Stabs- und Oberoffiziere und 819 769 Unteroffiziere und Gemeine, alſo faſt das Doppelte der deutſchen Friedensſtärke. Hierbei iſt ſelbſtverſtändlich in erſter Linie die koloſſale Größe des Reichs, die enorme Ausdehnung ſeiner Grenzen zu berückſichtigen. Vom ſtrategiſchen Geſichtspunkte aus läßt ſich ja überhaupt nicht von einer ruſſiſchen Armee als Ganzem ſprechen, ſondern nur von der europäiſch-ruſſiſchen, der kaukaſiſchen, der centralaſiatiſchen und ſibiriſchen. Dieſe Heeresmaſſen ſtehen im Kriegsfall untereinander

in ſo gut wie gar keinem Zuſammenhang und ſo ſchwindet denn auch die Bedeutung des ſcheinbar ſo großen Stärkeunterſchieds den andern europäiſchen Truppen gegenüber.

Das Bildungsniveau der Rekruten iſt noch ein bedauernswerth niedriges. Unter 212 000 Einberufenen befanden ſich nur

Fig. 8.

Soldat der Kaukaſus-Armee.

Fig. 9.

Feldwebel des Scharfſchützenbataillons der kaiſerlichen Familie.

5 184, denen wegen ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung die Vergünſtigung einer verkürzten Dienſtzeit zu Teil werden konnte. Etwa 44 000 konnten ſchreiben und leſen, 160 000 waren ohne

Fig. 10.

Oberſt eines Grenadierregiments.

Ruſſiſches Heer unter Alexander III. Infanterie.

1. Offizier der Linie in Parade-Uniform. 2. Feldwebel der Linie, feldmarſchmäßig. 3. Soldat, feldmarſchmäßig. 4. Linienſoldat. 5. Tambour der Linie. 6. Feldwebel von der Garde. 7. Soldat der Garde-Infanterie. 8. Offizier der Garde-Infanterie. 9. General von der Suite. 10. Adjutant von der Garde-Infanterie. 11. Offizier von den Schützen der kaiſerlichen Familie. 12. Generaladjutant

Fig. 12.

Russisches Heer unter Alexander III. Kavallerie und Artillerie.
1. u. 2. Offiziere der Linien-Kavallerie. 3. u. 4. Soldaten der Linien-Kavallerie. 5. Soldat der Linien-Fuß-Artillerie. 6. Offizier der Garde-Feld-Artillerie. 7. Generalmajor der Linien-Kavallerie. 8. Soldat der Garde-Fuß-Artillerie.

jeglichen Unterricht. Der Religion nach unterſchied man unter den Rekruten 162 174 griechiſch-katholiſche, 22 724 römiſch-katholiſche, 7 038 evangeliſch-lutheriſche, 7697 Juden, 6742 Muhamedaner, 281 Heiden u. ſ. w. Auch befanden ſich unter den Einberufenen des Jahres 1882 zum erſten Mal 111 Mennoniten, welche ſich der allgemeinen Wehrpflicht unterwerfen mußten, jedoch nicht zum Frontdienſt verwandt wurden. Keine andere Armee in der Welt enthält ein ſolches Gemiſch von Völkern und Religionen.

Bekleidung, Bewaffnung, Ausrüſtung. Die ruſſiſche Armee glich in ihren früheren Uniformen der preußiſchen wie ein Ei dem andern; ſie war eine Nachahmung derſelben mit geringfügigen Abänderungen. Aber ſchon unter Kaiſer Nikolai I. wurde für die auf beſtändigem Kriegsfuß befindlichen Truppenteile eine Bekleidung eingeführt, welche der nationalen Tracht, den Volksgewohnheiten, den klimatiſchen Bedürfniſſen und der Bequemlichkeit in höherem Maße Rechnung trug. So finden wir im Anzug des Soldaten der ehemaligen Kaukaſus-Armee, zur Zeit, als dieſelbe mit den wilden Bergvölkern in ununterbrochenen Kampfe lag, die angeführten Geſichtspunkte in gewiſſem Grade berückſichtigt. (Fig. 8). In höherem Grade geſchah dies bei dem von Kaiſer Alexander II. errichteten Scharfſchützenbataillon der kaiſerlichen Familie, welches mit ſeinen weiten Hoſen in den hohen Stiefeln, dem gehakten (nicht geknöpften) Halbkaftan (Waffenrock) und der mit Lammfell beſetzten Mütze (Fig. 9) den Übergang bildet zu der vollkommen nationalen Uniformierung, wie ſie von dem jetzt regierenden Kaiſer, mit Ausnahme weniger Garderegimenter, für die ganze Armee eingeführt wurde. Unſere Leſer finden Typen dieſer neuen Bekleidung in den Fig. 10, 11, und 12, denen wir noch in Fig. 13 das Bild einer barmherzigen Schweſter in der Tracht hinzufügen, wie ſie von dieſen weiblichen Schutzengeln der Armee im Felde getragen zu werden pflegt. Das Weſentliche der neuen ruſſiſchen Uniform beſteht in der Lammfellmütze, dem Halbkaftan mit zwei

übereinander gehakten Klappen, den weiten Hoſen in den faſt bis zum Knie reichenden Stiefeln, einem Mantel aus naturfarbenem dicken Wollenſtoff und dem Baſchlyk, der bekannten Kopf- und Halsbekleidung von Kameelgarntuch. Dabei führt der Soldat noch eine Feldmütze deutſchen Modells mit farbigem Rande. Dieſe Bekleidung, welche ſich auf das engſte an die ruſſiſche Nationaltracht anſchließt, ſieht nicht allein ſchmuck und nett aus, ſie iſt auch ungemein viel billiger, als die früher mit blanken Knöpfen und Treſſen verſehene und erſcheint als durchaus praktiſch für die Kampagne. Das letztere hat ſie noch zu bewähren. Es haben ſich freilich auch ſchon tadelnde Stimmen hören laſſen, welche darauf hinweiſen, daß durch die neuen Halbkaftans Bruſt und Magen zu ſtark zuſammengeſchnürt würden, doch ſcheint mir das, wenn es ſich beſtätigt, ein leicht zu beſeitigender Mangel. Etwas anderes iſt es mit der Fellmütze, an welcher man auszuſtellen hat, daß ſie im Sommer zu heiß, keinen Schutz vor Sonne und Regen, für Augen und Genick, darbiete. Alles das, wenn es begründet iſt, werden die Lager-

Fig. 13.

Barmherzige Schweſter im Feldlazareth.

übungen und Manöver binnen kurzer Zeit klar ans Licht ſtellen und man wird den wirklich vorhandenen Mängeln abzuhelfen ſuchen.

Die Bewaffnung iſt vortrefflich und der modernen Kriegskunſt durchaus entſprechend. Die Infanterie führt ein Hinterladegewehr von kleinem Kaliber (Berdan) mit Bajonnet, deſſen Viſir bis auf 1500 Schritte reicht. Die Offiziere, wie der größte Teil der Reiterei und der Artillerie führen den nationalen krummen Säbel, die Schäſchka.

Die Ausrüſtung des Infanteriſten beſteht in einem Gepäckſack, einem Zwiebackſack, einem Stiefelfutteral, ſämmtlich aus waſſerdichtem naturfarbenem Segeltuch, der Feldflaſche, dem Kochkeſſel, einer Bahn des Zeltes, einem halben Zeltſtock und einem Strick. Der Torniſter iſt abgeſchafft. Am Leibgurt werden zwei Patrontaſchen getragen. Jede Kompagnie führt außerdem 80 kleine Spaten und 20 Beile in Lederfutteralen mit ſich. Die Geſammtbelaſtung des Fußſoldaten beträgt 28,6 kg.

Die geſammte Linien-Kavallerie führt Dragonergewehr mit Bajonnet. Karabiner, Revolver und Lanzen exiſtieren nur bei einzelnen Garderegimentern.

Gehalt, Löhnung, Handwerke. Das Einkommen der Offiziere bis zum General iſt außerordentlich gering gegenüber der enormen Theuerung aller Dinge, die nicht zum gewöhnlichen Lebensunterhalt gehören. Zwar iſt die neue Uniform auch für den Offiziersſtand bedeutend billiger, als die frühere, doch immer noch zu koſtbar im Verhältniß zur kleinen Gage. So kann der Offizier, wenn er kein Vermögen beſitzt, nur kümmerlich von ſeinem Gehalt exiſtieren; die Folgen ſind Verſchuldung und Unterſchleiſe, gegen welche neuerdings in energiſchſter und unnachſichtigſter Weiſe von der Regierung vorgegangen wird. Auf der andern Seite trachtet man aber auch danach, durch Erhöhung des Gehaltes und der Tafelgelder und durch Verbeſſerung der Offiziersmeſſen die materielle Lage des ruſſiſchen Offizierscorps günſtiger zu geſtalten.

Die Löhnung der Mannſchaften iſt ſo außerordentlich klein, daß ſie, mit Ausnahme der Türkei, niedriger iſt, als in ſämmtlichen modernen Staaten. Selbſtverſtändlich iſt die arme Familie nicht im Stande, den Soldaten zu unterſtützen. So ſieht er ſich denn, um ſeine Lage einigermaßen zu verbeſſern, veranlaßt, in ſeinen dienſtfreien Stunden, deren er genug hat, ein Handwerk zu treiben und für das Publikum zu arbeiten. In der Kaſerne ſind in der Regel ſämmtliche Handwerke vertreten, doch wird die Schuhmacherei, als das einträglichſte, den übrigen vorgezogen. Abgeſehen von dem Geldverdienſt, als erſtem Motiv dieſer Beſchäftigung, iſt die Sache an ſich von enormen praktiſchem Werthe. In dem Rieſenreich des Zaren, deſſen dünngeſäete Einwohner vorzugsweiſe Ackerbau treiben, hat der Bauer in ſeinem entlegenen Dorfe oder einſamen Gehöft, ſelten Gelegenheit, ein Handwerk zu erlernen, wie es doch außerordentlich förderlich für ihn wäre. Nun wird aber jedem Soldaten in der Kaſerne ein Handwerk nach ſeiner Wahl gelehrt und iſt ſeine aktive Dienſtzeit vorüber, hat er einen einträglichen Broderwerb für das bürgerliche Leben erlernt, mit dem er ſich in Rußland, wo das Handwerk noch einen goldenen Boden hat, auskömmlich ernähren kann. So verdanken zahlreiche ruſſiſche Handwerker aus dem Bauernſtande die Erlernung ihres Berufs dem Militairdienſt, mancher Bauer, der auf ſeinem Hofe in der langen Winterzeit eine nutzbringende Hausinduſtrie betreibt, hat die Fertigkeit in derſelben ſeiner Soldatenzeit zu verdanken — während in den weſteuropäiſchen Armeen dem Eingeſtellten die Zeit fehlt, ein Handwerk zu betreiben oder zu erlernen und derſelbe häufig ſogar vergißt, was er gekonnt hat und für die Arbeit, die er früher betrieb, verdorben wird.

Die Nahrung des ruſſiſchen Soldaten kann nur ſo außerordentlich beſcheidenen Anſprüchen genügen, wie ſie der Landmann dort an ſeine Koſt zu machen gewohnt iſt. Kohlſuppe und Grütze zuſammen mit dem trefflichen Schwarzbrod, bilden die Hauptbeſtandteile derſelben, ſelten kommt Fleiſch dazu. Da-

zwiſchen trinkt der Soldat auch Thee, den er ſich von dem Erlös ſeiner Arbeit anſchafft und zu deſſen Bereitung ihm die Kaſernenküche jederzeit das nöthige heiße Waſſer liefert.

Kaſernen. In den meiſten größeren Städten ſind die Soldaten, ſo weit es ſich hat möglich machen laſſen, in Kaſernen untergebracht. Die Wohnungen der Garde ſind muſterhaft eingerichtet. Sie haben ihre beſonderen Kirchen, Exercierhäuſer, Manegen, Bade- und Turnanſtalten und beſtehen in der Regel aus großen, weit ausgedehnten Gebäudekomplexen mit weiten, hellen und luftigen Räumen. In allen Kaſernen, ſelbſt in denen der entlegenſten Provinzialſtädte, herrſchen Ordnung und Reinlichkeit in wünſchenswerteſter Weiſe und iſt ſo für das leibliche Wohl der Mannſchaften auf das beſte geſorgt.

Eine ganz eigentümliche Erſcheinung in den Kaſernen ſind die verheiratheten Soldaten mit ihren Frauen, von denen ich jedoch nicht zu ſagen weiß, ob ſie, bei der ſtark verkürzten Präſenzzeit, noch heute exiſtieren und geduldet werden. Es war den Mannſchaften, die ſich gut geführt hatten, geſtattet, mit Bewilligung der Vorgeſetzten für jeden einzelnen Fall, ſich zu verheirathen und mit ihren Familien in der Kaſerne zu leben. Beſondere Räume, durch Schirmwände in einzelne Abteilungen geſchieden, waren den verehlichten Soldaten angewieſen, jede Abteilung von einer Familie bewohnt. Die Soldatenfrauen wußten ſich nützlich zu machen. Sie wuſchen, nähten, flickten, ſtopften für die Unverheiratheten und das Publikum und verdienten damit noch ein hübſches Stück Geld, das den Ihrigen zu gute kam. In St. Petersburg zeichnete ſich beſonders die Marine-Kaſerne durch ein reiches Kontingent von Matroſen und Soldaten aus, welchen die Süßigkeiten des Ehelebens zu genießen geſtattet war.

Gedrillt und gemaßregelt wird der ruſſiſche Soldat ungleich weniger, als die Angehörigen der meiſten anderen modernen Armeen, beſonders Deutſchlands und Öſterreichs. Er würde ein Übermaß von Drillen und Chikanieren auch nicht ertragen können und während der deutſche Soldat, wenn er einmal von

einem Offizier mit ausgeſuchter Grauſamkeit behandelt wird, ſich erſchießt, würde der ruſſiſche ihn erſchlagen, obwohl er weiß, daß der Galgen oder die ſibiriſchen Bergwerke ſeiner mit Sicherheit warten. So iſt der Dienſt der ruſſiſchen Mannſchaft weit gemüthlicher, als in den weſteuropäiſchen Staaten, ohne daß dadurch ihrer Leiſtungsfähigkeit Eintrag geſchähe. Der Offizier, der den ruſſiſchen Soldaten zu behandeln verſteht, kann alles von ihm verlangen, was er will und findet ſtets den gefügigſten, aufopferndſten Gehorſam. Auch ſeit die allgemeine Wehrpflicht eingeführt iſt, rekrutiert ſich die Armee vorzugsweiſe aus dem Bauernſtande, der von Natur zum Soldaten geboren, einen durch das Klima vollkommen abgehärteten Körper beſitzt und in Ertragung von Strapazen, Äußerung körperlicher Kraft und Ausdauer das Unglaubliche leiſtet. Bedarf der ruſſiſche Rekrut dergeſtalt weniger körperliche Trainierung als der weſteuropäiſche, ſo ſucht man ihm während der verhältnißmäßig kurzen Präſenzzeit in erſter Linie das beizubringen, was ihm vorzugsweiſe mangelt — die einfachſte Schulbildung. Man lehrt ihn alſo außer dem, was er an theoretiſchem militairiſchen Wiſſen bedarf, Leſen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geſchichte — kurz alles, was der Elementarſchule angehört. Da es in Rußland noch an der ausreichenden Zahl von Dorfſchulen fehlt, erlangt die Regierung durch dieſen Kaſernenunterricht das ſehr beachtenswerthe Reſultat, daß eine gründlichere Schulbildung in die große Maſſe des Bauernſtandes gelangt. So muß heute noch — und das iſt gewiß eine ſehr weiſe Maßregel, die Kaſerne der Dorfſchule zu Hülfe kommen.

Die Disciplin iſt vortrefflich und auf ihre Erhaltung und weitere Ausbildung wird von der Regierung der größte Werth gelegt. Dabei behandelt der Offizier den Soldaten mit großer Güte und Freundlichkeit und dieſer iſt ihm von ganzem Herzen ergeben. Die Strafen ſind weder ſo häufig, noch ſo ſtrenge als in anderen Armeen und man achtet darauf, daß die Schande den männlichen Geiſt nicht unterdrückt. Selbſt in

Gegenwart des Monarchen, den der ruſſiſche Soldat wie eine Gottheit verehrt, iſt ſeine Haltung ohne Zwang, ſeine Antworten ſind freimüthig und ohne Verlegenheit.

Ausdauer und Tapferkeit. Gewöhnt an jede Witterung und Beſchwerde, an die elendeſte und ſparſamſte Nahrung, an Tage und Nächte dauernde Märſche und an die ſchwerſten Arbeiten; von Natur roh, aber gut disciplíniert, von hartnäckigſter Tapferkeit, empfänglich für enthuſiaſtiſche Gefühle, ergeben dem Zaren, dem Vaterlande, ſeinen Anführern; religiös, geduldig, gelehrig und gehorſam vereinigt der ruſſiſche Soldat die Energie eines von der Kultur unbeleckten Volkes mit den Vorteilen der Civiliſation. Man kann von ihm die unglaublichſten Leiſtungen verlangen, man kann ihn in den entſetzlich kalten, langen Nächten des ruſſiſchen Winters im Freien, im Schnee, in ſeinen Pelz gehüllt, ſchlafen laſſen; man kann ihn im dichteſten Kugelregen, wo rings um ihn die Kameraden wie niedergemäht zu Boden fallen, zum Angriff führen oder als Reſerve ſtehen laſſen, man kann ihn tagelang bei einem Stückchen Brod hungern laſſen und ihm die größten körperlichen Anſtrengungen zumuthen, man kann ihn ganz ohne Löhnung und Verpflegung laſſen — und er erträgt das alles mit ſtoiſchem Gleichmut und wird dabei noch lachen, ſingen und tanzen, ſobald ſein Offizier nur ihn richtig zu behandeln verſteht. Bei ſeiner bewunderungswürdigen, perſönlichen Tapferkeit iſt ihm das Bajonnet die liebſte Waffe und die Armee bewahrt als geflügeltes Wort die echt ruſſiſche Äußerung des Feldmarſchalls Sſuwórow, die ich hier in freiſter Überſetzung wiedergebe: „Die Kugel iſt ein dummes Ding, das Bajonnet iſt der wahre Jakob!“

Die irregulären Truppen bilden eine Beſonderheit der ruſſiſchen Armee, die ſie vor allen europäiſchen Heeren voraus hat. Unter der Bezeichnung „irregulär“ darf man ſich jedoch nicht ungeſchulte bewaffnete Maſſen von loſem Zuſammenhange denken, wie die türkiſchen Baſchibobuks oder die franzöſiſchen Franctireurs. Den weitaus größten Beſtandteil der ruſſiſchen

irregulären Truppen bilden die Koſakenheere, welche ich im I. Teil, S. 132 ff. eingehend geſchildert habe. Sie werden zumeiſt als Reiterei verwendet und ſchließen ſich, was Ausbildung und Dienſt betrifft, im Großen und Ganzen den regulären Kavallerieregimentern an, wobei beſonders hervorzuheben iſt, daß die Koſten, welche ſie verurſachen, ungemein viel geringer ſind, als die der regulären Truppenteile. Dabei gewinnt die Armee durch dieſe leichten Regimenter bedeutend an Kraft. Außer den Koſaken giebt es noch andere, freilich wenig zahlreiche, irreguläre Formationen im ruſſiſchen Heer, wie die aus den eingeborenen Völkerſchaften des Kaukaſus und der Krym gebildeten. Die Leibwache, der ſogenannte eigene Convoi, des Kaiſers Alexander II. gab von dieſen maleriſch gekleideten, mannigfaltig bewaffneten wilden Völkerſchaften eine intereſſante Muſterkarte. Da wechſelten Abteilungen von Tſcherkeſſen mit Gruſiern, Lesgiern, Krymſchen Tataren, Dageſtanern und Koſaken in bunteſter Reihenfolge, ein reiches farbenprächtiges Bild der verſchiedenen Landes-

Fig. 14.

Lesgier aus dem Convoi des Kaiſers.

trachten dieſer tapferen, halbbarbariſchen Volksſtämmen (Fig. 14). Neuerdings hat man den Beſtand dieſer Leibwache vereinfacht und ihn auf Gardekoſaken vom Kubán und Térek beſchränkt. Die irregulären Truppen bilden für die Kriegszeit eine ſtattliche Heeresmacht, beſtehend aus 295 Schwadronen (Sſótnien), 50 Kompagnien und 120 Geſchützen; im Ganzen etwa 155 000 Mann mit 3640 Generalen, Stabs- und Oberoffizieren.

Bei den irregulären Truppen kommen, wie geſagt, hauptſächlich nur die Koſaken und deren Reiterei in Betracht. Sie reiten, nach weſteuropäiſcher Kavallerieanſchauung, unſchön, mit kurzer Bügelſchnallung, kutſchieren mit den Armen und klopfen mit den Schenkeln, aber ſie haben ihre kleinen, langen, flinken, fabelhaft ausdauernden, an Strapazen aller Art gewöhnten Pferdchen außerordentlich in der Hand. Der Koſak und ſein Pferd haben beide eine eiſerne Konſtitution, keine Arbeit, keine Witterung, keine Noth macht ſie träge und ſchlaff. Der große, ſchlanke, elegant gebaute, hübſche Koſak ſitzt auf ſeinem kleinen Roß wie angewachſen, bringt es hin, wo er will, nimmt mit Elan die ſchwerſten Hinderniſſe und attakiert nach dem Urteil Sachverſtändiger mit einer Verve, einer Richtung und richtigen Fühlung, wie man es bei keiner Kavallerie der modernen Armeen ſieht. Bei den ſchärfſten Gangarten des Pferdes gebraucht er mit erſtaunlicher Gewandtheit Säbel, Lanze und Feuerwaffe und ſpringt im Karriere vom Pferde herunter, um den am Boden liegenden Infanteriſten anzugreifen. Bei ſeiner angeborenen inſtinktiven Findigkeit und Orientierungsgabe — indem er ſich nach Wind und Sternen richtet, nichts ihm entgeht und er alles auf ſinnreiche Weiſe kombiniert — leiſtet er vorzügliches als Eclaireur. Iſt die ruſſiſche Armee ſtolz auf ihre Koſaken, ſo hat ſie die vollſte Berechtigung dazu. Ihr Ruhm iſt hiſtoriſch begründet, auf jeder Seite der ruſſiſchen Kriegsgeſchichte ſind ihre Thaten verzeichnet. Als in der Schlacht bei Eylau (1807) die franzöſiſchen Küraſſiere die ruſſiſche Linie durchbrochen hatten, fielen die Koſaken über ſie her, ſtachen ſie von den Pferden herab

und in wenigen Augenblicken erſchienen 530 Koſaken mit franzöſiſchen Küraſſen geſchmückt. Sie waren es, welche die mächtige Armee Napoleons nach dem Brande von Moskau durch ihre unermüdlichen Angriffe bei Tag und bei Nacht zu einer an Verzweiflung grenzenden Panik brachten und ſo das meiſte zur Vernichtung derſelben beitrugen. Sie waren es, die im letzten türkiſchen Kriege die denkwürdigſten Reiterangriffe ausführten.

Auch im Frieden wird der Koſak zu den verſchiedenſten Dienſtleiſtungen von der Regierung verwendet. Er bildet die Begleitung der hohen Würdenträger in Civil und Militär bei Reiſen und Rekognoscierungen, er iſt die Stütze der Polizei und ſeine gefürchtete Nagaika (Peitſche) ſprengt die Straßenaufläufe des Pöbels auseinander, er leiſtet Dienſte als Ordonnanz, kurz überall und immer wird der Koſak begehrt und benutzt als nothwendiges Werkzeug der Staatsmaſchine.

Will man von den ſtaunenswerten Leiſtungen der irregulären Reiterei eine Vorſtellung gewinnen, ſo dürfte man das nicht beſſer erreichen, als bei den eigenartigen Übungen, welche von dieſen Truppen gewöhnlich am Schluſſe der großen St. Petersburger Paraden veranſtaltet werden. Dieſe Exercitien, Dſhigitówka genannt — Weſen und Bezeichnung entſtammen dem Orient — entſprechen in gewiſſem Grade den Reiterſchauſpielen, welchen die Araber den Namen Fantaſia geben. Ich will es verſuchen in kurzen Zügen die Dſhigitówka zu ſkizzieren.

Die eigentliche Parade, die im Weſentlichen allen weſteuropäiſchen großen Militärproduktionen dieſer Art gleicht, iſt vorüber. Der hohe Kreis, vor dem ſie ſtattgefunden, hat ſich noch nicht aufgelöſt, er erwartet ein neues militairiſches Schauſpiel. Ihm gegenüber halten unbeweglich zwei Sſótnien Koſaken vom Kaukaſus mit ihren blauen Halbkaftans, auf dem Kopfe den hohen Kalpák (Koſakenmütze) von Pelzwerk. Sie reiten die kleinen, gedrungenen Pferde der Kabardá.

Ein Wink des Kommandeurs! und in demſelben Moment löſen ſich die Schwadronen in einzelne Reiter auf, welche mit

der Schnelligkeit des Blitzes, ventre à terre, an dem Zuſchauerkreiſe vorüberſauſen. Die einen laſſen den Zügel fahren und wenden ſich, um den Karabiner auf den Hintermann abzuſchießen, die andern laſſen ſich vom Pferde herabfallen, um in jähem Sprunge ſofort wieder oben zu ſitzen, wieder andere ſtehen auf dem Sattel, den blanken Säbel zwiſchen den Zähnen und feuern ihre Piſtolen auf den Feind ab, alle vollführen ſie die gewagteſten, kühnſten Reiterkunſtſtücke. (Fig. 15.)

Und das geſchieht nicht etwa im Circus auf weicher, geebneter Sandbahn, von Reitern, welche die Sohlen mit Kreide und die Schenkel der Pferde mit Kolophonium eingerieben haben, das alles ſehen wir vor uns auf freiem Felde von Reitern in voller Kriegsausrüſtung. Da raffen ſie im Carriere Gegenſtände vom Boden auf, ſtürzen mit einem Fuß im Steigbügel von dem wild dahin jagenden Pferde, halten mit dem raſenden Renner gleichen Schritt in Sprung und Lauf, ſchwingen ſich wieder in den Sattel, ſtellen ſich auf das Pferd, laden den Karabiner, ſchießen nach vorn, nach hinten, laſſen ſich rückwärts in den Sattel fallen und brauſen dahin bald dem Pferde im Nacken, bald auf dem Widerriſt ſitzend — das ſind keine Reiter, wie man in den wohlgedrillten Armeen des Weſtens zu ſehen gewohnt iſt — das ſind berittene Dämonen, die mit Jubelgeheul und donnerndem Hurrah wie blitzſprühende Gewitterwolken an uns vorübertoſen.

Jetzt raſen beide Schwadronen in wildem Gähllauf auf uns heran. Voran drei Reiter neben einander; ein vierter Koſak, der anſcheinend ſein Pferd verloren hat, ſteht hinten auf, die weit ausgeſpreizten Beine auf den beiden Seitenpferden. Dann folgt ein Sohn der Berge, die lebendige Beute, einen Gefangenen, vor ſich auf dem Sattelknopf. Ein dritter entführt in wilder Flucht ein Weib und hat ſich ſeiner Haut zu wehren, gegen ſeinen ſchönen Raub, der ſich mit Händen und Füßen ſträubt und gegen die Reiter, die ihn verfolgen und den krummen Säbel über ſeinem Haupte ſchwingen. So folgt ein wildes Kriegsbild

Dſhigitówka

dem andern. Da erſchallt ein Kommando. Die eine Sſótnie formiert ſich, die andere verſchwindet. Jetzt ein Wink, ein Pfiff — und alle Pferde der formierten Schwadron liegen platt auf dem Erdboden und die Koſaken, den Karabiner ſchußbereit in der Hand, erwarten den Angriff des heranſtürmenden Feindes. Dieſer — die zweite Sſótnie —, raſt jetzt in wildem Kriegsjubel herbei. Die Reiter werfen im Carriere Säbel und Karabiner in die Luft und fangen ſie wieder auf, ſie feuern ſcharf auf den vor ihnen im Staube liegenden Gegner, der vernichtet erſcheint — da empfängt ſie eine wohlgezielte Salve, die Pferde der erſten Sſótnie ſpringen auf die Beine, die Koſaken in den Sattel und in wütender Contre-Attaque verfolgen die Angegriffenen den Gegner, der ſich in wilder Flucht auflöſt.

Dichte Staubwolken verhüllen bald die fortbrauſenden Schwadronen vor den Blicken der bewundernden Zuſchauer.

4. Die Flotte.

Die ruſſiſche Flotte, einſt die Lieblingsſchöpfung des großen Umbildners des Reichs, hat ſich nicht zu der gewaltigen Bedeutung entwickeln können, die ihr genialer Gründer im Auge hatte. Schon die Natur bietet der Hinderniſſe und Schwierigkeiten ſo viele, daß es der ruſſiſchen Marine faſt unmöglich gemacht wird, den Wettkampf mit den Flotten anderer Großſtaaten aufzunehmen. Der lange und ſtrenge Winter im weißen und baltiſchen Meere legt den nordiſchen Kriegsfahrzeugen dauernde Feſſeln an. Auf den Binnengewäſſern, welche den ruſſiſchen Flotten zu Stationen dienen, haben dieſelben mit der Unregelmäßigkeit der Winde, mit der geringen Tiefe des Fahrwaſſers zu kämpfen. Die Stürme des Schwarzen Meeres und die Klippen des Finiſchen Buſens erſchweren die Schiffahrt in hohem Grade. So weiſt auch der beſchränkte Zutritt zum offenen Meere die ruſſiſche Flotte vorzugsweiſe auf die Defenſive hin. Dabei haben mancherlei Unzuträglichkeiten im dirigierenden Perſonal und endlich noch der unglückſelige Krymkrieg die ruſſiſche

Kriegsflotte in ihrer Entwickelung zurückgehalten und verkümmert. Der letztere hatte die freiwillige Vernichtung des größten Teils der Kriegsschiffe des Schwarzen Meeres zur Folge und beschränkte vertragsmäßig die Zahl der auf dem Pontus zu haltenden Fahrzeuge. Diese Fessel hat Rußland im Jahre 1870 abgestreift und die Flotte des Schwarzen Meeres beginnt wieder zu wachsen.

Die aktive Dienstzeit der Marine-Mannschaften dauert 7 Jahre; 1882 betrug die Stärke derselben etwas über 26000 Mann.

Die Uniform der Offiziere und Mannschaften ist von der westeuropäischen Kriegsmarine nicht sehr verschieden, bis auf die Farbe, welche bei der russischen Flotte dunkelgrün ist. (Fig. 16.)

Fig. 16.

Unterleutnant (Mitschman) der russischen Flotte.

Von großer Bedeutung erscheint für Rußland die Ent-

wickelung seines Torpedowesens. Der finische Meerbusen mit seinen Skären und Klippen mit dem dazwischen liegenden ruhigen Fahrwasser, das jedoch für den Feind große Schwierigkeiten bietet, begünstigt den Gebrauch dieser Neuerung in hohem Grade. Im türkischen Kriege von 1876—78 haben russische Torpedoboote durch ihre kühnen Angriffe bedeutende Erfolge errungen.

Im Jahre 1878 gründete die Gesellschaft zur „Hebung der russischen Handelsschifffahrt" aus gesammelten Beiträgen die sogenannte „Freiwillige Flotte" in 6 Dampfern bestehend, welche im Kriege als Kreuzer im Frieden Handelszwecken dienen sollen.

Die Regierung ist jetzt eifrig bestrebt, so weit es die finanzielle Lage gestattet, die Marine zu heben, ihr Material zu vermehren und in ihrer Verwaltung und Ausbildung die Bahn stetigen Fortschritts einzuschlagen.

5. Offiziere und Civilbeamte.

Der russische Offizier, in Hinsicht auf Tapferkeit und Ausdauer ein vortrefflicher Soldat, von feiner gesellschaftlicher Bildung und Tournüre, teilt im allgemeinen die Vorzüge und Schwächen des Nationalcharakters. Er ist ein geistreicher und gewandter Causeur, aber selten geneigt zu langwieriger, anstrengender Arbeit, zu strengen theoretischen Studien. Daher die allgemeine Klage, daß es im Kriege so sehr an der richtigen, wolkombinierten Führung gefehlt hat. Auch in dieser Beziehung haben sich die Zustände bedeutend gebessert und die höheren Militairanstalten bilden jetzt tüchtige, arbeitsfähige Theoretiker aus.

Ein großer Vorzug des russischen Offizierstandes besteht darin, daß er sich nicht kastenartig gegen das Civil abschließt, daß die Ansicht, das Militair sei ein ganz besonderer, bevorzugter Beruf, mit besonderen Standesgesetzen, besonderer Standesehre und besonderen Standesvorzügen — daß diese Ansicht in Russland gar nicht existiert. Sie würde zunächst dem russischen Geiste widersprechen, der einen ganz besonderen Respekt vor der Geisteskultur hegt und jeden gebildeten Menschen dem andern völlig

gleichſtellt, ganz abgeſehen von der Poſition, die er in der bürgerlichen Geſellſchaft einnimmt. Erſcheinungen von ſocialer Überhebung des Militärs, wie wir ſie in Deutſchland beobachten, ſind in Rußland unmöglich. Dazu kommt die Einrichtung der Rangklaſſen, die jedem Civilbeamten einen beſtimmten Rang (Tſchin) zuerkennt, welcher ihn mit einer der üblichen Militärchargen ſtaatlich vollkommen gleichſtellt und den eigenartigen Militärdünkel im Keime erſtickte. Dem Generalmajor, der ſehr wol weiß, daß der Geheimrath eben ſo gut einen Pas über ihm ſteht, wie der Generallieutenant, kann es nicht beifallen, ſich über denſelben erheben zu wollen. Andere Verhältniſſe, von denen ſpäter die Rede ſein wird, üben gleichfalls ihren Einfluß aus und ſo findet in Rußland ein geſellſchaftlich viel innigeres Zuſammenleben zwiſchen Militär und Civil ſtatt, wie in den weſtlichen Nachbarſtaaten, ein Zuſammenleben, das von Alters her zur wolthätigen Gewohnheit geworden, keine unnatürliche Scheidung und Abſonderung aufkommen läßt.

In Rußland laſſen ſich — wie faſt überall — zwei in die Augen fallende Kategorien von Staatsbeamten unterſcheiden. Die einen entſtammen den bekannten Familien der Geburts-, Militär- und Beamten-Ariſtokratie, welche ſich um den Hof gruppieren und dem Monarchen perſönlich bekannt ſind. Sie werden noch heute in bevorzugten Lehranſtalten ausgebildet, zu denen andern jungen Leuten der Eintritt verſchloſſen bleibt, beginnen ihren Dienſt gleich in den Miniſterien oder in höheren Provinzial-Verwaltungsämtern und bleiben auch im letzten Falle in beſtändigem Kontakt mit den maßgebenden und einflußreichen Kreiſen der Reſidenz. Sie machen in der Regel äußerſt ſchnell Carriere und man ſieht ſie bald in angeſehenen, hochbeſoldeten Ämtern. Die Beamten der zweiten Kategorie rekrutieren ſich aus Familien, die dem Hofe und der höheren Reſidenzgeſellſchaft fern ſtehen und unbekannt ſind. Sie erwerben ſich ihre Ausbildung auf dem mühevolleren, langwierigeren Wege der Gymnaſien und Univerſitäten, nehmen die unteren Stellungen in der

Beamtenhierarchie ein und ſteigen nur bei ſehr hervorragender Begabung und Leiſtungsfähigkeit über dieſes Niveau hinaus. Zu den beiden geſchilderten Beamtenſphären kommt in Rußland noch eine dritte, wie wir ſehen werden, bedeutſame, die ich die Beamten der Routine nennen möchte. Sie treten ohne jede höhere Berufsbildung, gewöhnlich nur mit einer guten Handſchrift ausgeſtattet, als Schreiber in den Dienſt, wiſſen ſich aber häufig ihren Vorgeſetzten durch Findigkeit, Anſtelligkeit und Geſchäftskenntnis ſehr nützlich, zuweilen unentbehrlich, zu machen und avancieren dann auch wol als Lohn für rechtmäßig und unrechtmäßig geleiſtete Dienſte um einige Stufen auf der Leiter des Beamtentums.

Der Krebsſchaden in der ruſſiſchen Staatsverwaltung, dem man heute mit der ganzen Energie des guten Willens entgegenarbeitet, iſt die Verſchwendung der Arbeitskraft. Die Geſchäfte, für die man in Deutſchland einen einzigen Beamten anſtellt, der ſie zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt, werden in Rußland durchſchnittlich unter vier bis fünf Perſonen verteilt, die noch eine ganze Schaar von Schreibern und Dienſtleuten aus dem Unteroffiziersſtande im Gefolge haben. Arbeitet ſo die Staatsmaſchine mit einem Beamtenſtand, der fünfmal ſo groß, als notwendig iſt, ſo ergiebt ſich als nächſte Folge, um das Budget nicht allzuſehr zu belaſten, eine entſprechende Reduktion der Gehalte, die im Verhältnis zur einheimiſchen Teuerung und im Vergleich zum Auslande, beiſpiellos niedrig ſind. Daraus reſultiert dann weiter, daß der Beamte von ſeinem Salair häufig nicht leben, geſchweige denn ſtandesgemäß exiſtieren kann und das Endergebnis iſt Unredlichkeit den Kaſſen des Staates, Beſtechlichkeit dem Publikum gegenüber.

Eine wolthuende Erſcheinung iſt es, daß man dieſe durch Kraftverſchwendung hervorgerufene Corruption neuerdings an der Wurzel angreift und ſie mit Feuer und Schwert auszurotten ſtrebt. Verminderung der Beamtenſtellen und Erhöhung der Gehalte ſind die richtigen Prinzipien, von denen man aus-

geht, unnachsichtige Strafe jeder Unredlichkeit das Schreckmittel, mit dem man dem veralteten Übel begegnet. Aber man darf sich nicht darüber wundern und die russische Regierung tadeln, wenn die Misbräuche, die Jahrhunderte gedauert haben, nicht in wenigen Jahren ausgerottet sind. Uns begegnen noch heute in allen civilisierten Staaten der Welt Defraudationen und Bestechungen. Treten dergleichen Vergehen in Russland häufiger und in größerem Maßstabe auf, als im Westen Europas, so ist das nicht erstaunlich. Giebt es doch keinen einzigen Staat im westlichen Europa, in welchem man die Hauptstadt, das Centrum der Administration, der Rechtspflege und Controlle nicht in 24 Stunden erreichen könnte. Nun ist aber schon das europäische Russland größer als alle Staaten Westeuropas zusammen, zu einer Fahrt vom Amur nach St. Petersburg braucht man 2 bis 3 Monate. Giebt es Misbräuche in allen Staaten Europas, in denen durch die geringen Entfernungen die Controlle so leicht gemacht ist, um wie viel nachsichtiger muß man ihre Existenz in Russland beurteilen, dessen ungeheure Ausdehnung der Überwachung oft unbesiegbare Hindernisse in den Weg legt.

Wo ist der Staat, der die Ehrlichkeit aller seiner Beamten verbürgen möchte, wenn ihnen die Gelegenheit so häufig und so lockend entgegenträte, als im Reiche des Zaren. Wo ist der Staat, der dafür einstehen möchte, daß der Beamte, der einer Bestechung mit 50 Mark siegreich widerstanden hat, eben so ehrlich bleiben wird, wenn ihm 20000 geboten werden?

Gelegenheit macht Diebe. Je weniger Versuchung der Staat seinen Beamten zur Unredlichkeit bietet, desto besser. Die russische Regierung ist eifrig bemüht, jene verlockenden Umstände zu vermindern, dazu aber braucht es der Zeit, in Russland, bei seiner enormen Größe, mehr als anderswo.

Man hat behaupten wollen, die Unredlichkeit, die Bestechlichkeit liege im russischen Nationalcharakter. Das ist ein Irrtum. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas wird die Bestechung

in einem Maße ausgeübt, gegen das die Gepflogenheit in Rußland faſt unerheblich erſcheint und die Amerikaner ſind die Nachkommen von Anſiedlern aus faſt allen europäiſchen Staaten mit Ausnahme Rußlands. Die Unehrlichkeit liegt alſo nicht ſpeziell im Charakter des ruſſiſchen Beamten.

Iliacos intra muros peccatur et extra! Unredliche Menſchen giebt es überall, in allen Staaten der Welt. Die Schwierigkeit der Controlle, der Überwachung, macht in Rußland die beſtechlichen, unehrlichen Beamten ſicherer und dadurch unverſchämter als anderswo, die Naturanlage iſt überall dieſelbe.

Übrigens giebt es in Rußland eine Art von Beſtechung, die keineswegs als Unehrlichkeit angeſehen wird. Es ſind das die Douceurs, welche die Beamten vom Publikum für geleiſtete Dienſte erhalten. Will man von einer officiellen Perſon etwas coulant, exakt und ſchnell erledigt haben, ſo zahlt man eben dem Manne, der vom Staate unzureichend beſoldet wird, ein Sümmchen, das im Verhältnis zu ſeiner Gefälligkeit und Dienſtfertigkeit ſteht. Die Beamten nennen das ihre „ſündloſen Einnahmen“, die ſich bei gewiſſen Funktionären, z. B. bei der Polizei, zu einem ganz anſtändigen Jahreseinkommen konſolidieren. So bringen z. B. ſämtliche Hausbeſitzer eines Stadtviertels dem Polizei-Aufſeher deſſelben zu Neujahr ihre Gaben dar und erreichen dadurch, daß ſie nicht chikaniert werden und daß der Beamte bei paſſender Gelegenheit auch etwas mehr thut, als ſeine verfluchte Schuldigkeit. Kaiſer Nikolai ſah einſt beim Spaziergange den Polizei-Aufſeher des erſten Admiralitätsſtadtteils, in welchem das Winterpalais liegt, in trefflicher Equipage mit den herrlichſten Rennern beſpannt, vorüberfahren. Der Zar winkt und der Beamte ſteht ſofort, die Honneurs machend, vor ihm. „Wieviel Gehalt bekommſt du?“ fragt der Kaiſer. Der Beamte nannte eine ganz unbedeutende Summe. „Wie hoch beläuft ſich dein Einkommen?“ — Eine ſehr große Summe war die Antwort. „Wer giebt dir das Geld? „Die Hausbeſitzer meines Stadtteils ſenden mir zu Neujahr und zu Oſtern Ge-

ſchenke von beträchtlicher Höhe.“ „So,“ ſagte der Kaiſer, „davon habe ich ja nichts gewußt und habe dir als Hausbeſitzer im erſten Admiralitätsſtadtteil das übliche Geſchenk vorenthalten. Ich werde das nachholen müſſen.“ Und der glückliche Polizeiaufſeher empfing andern Tags vom Kaiſer ein bedeutendes Geldgeſchenk.

Die Grenze zwiſchen den ſündloſen und ſündigen Einnahmen iſt freilich eine ſehr zarte, die ſich in vielen Fällen kaum erkennen läßt.

Bei den Beſtechungen in Rußland pflegen nicht ſelten die Frauen eine hervorragende Rolle zu ſpielen, wie überhaupt dort das weibliche Geſchlecht von einem faſt unberechenbaren Einfluß iſt. Die ruſſiſche Frau iſt vor ihren Schweſtern beſonders reich begabt. Sie iſt in der Regel ſchön von Antlitz und Geſtalt, beſitzt die Kunſt der Toilette in vollkommenſter Weiſe, iſt geſchmackvoll, fein, elegant, voll Phantaſie und Leidenſchaft, geiſtreich, redſelig und unterhaltend. In der Regel gründlicher gebildet, als der Mann, denkt ſie ſchärfer, ſieht klarer und iſt ausdauernder, verläßlicher, und haushälteriſcher, als der Gatte. Dabei pflegt ſie ſehr leichtlebig zu ſein, namentlich in Betreff galanter Abenteuer; ſie iſt kokett und intriguant und wird von Vorurteilen und Bedenken, ſelbſt von religiöſen und ſittlichen, wenig beirrt. Nimmt man dazu den Charakter des Mannes mit ſeinen Leidenſchaften, ſeinem Hange zur Sinnlichkeit und Schwelgerei, ſo iſt die weitreichende Machtſphäre der Frau in Rußland wolbegreiflich. Im Protektions- und Beſtechungsweſen fällt ihr die erſte Rolle zu und in den Skandalprozeſſen der letzten Zeit, bei denen es ſich um Unterſchleiſe und Beſtechlichkeit in höchſt bedeutenden Summen handelte, waren Frauen die Hauptaktricen, häufig ſogar die bewegenden Urſachen. Das „Cherchez la femme!“ findet nirgends ſeine Bethätigung in ſo ausgedehnter Weiſe, als in Rußland.

Die Verſchwendung der Arbeitskraft, welche ich ſoeben beſprochen, hat noch den zweiten, ſchwer ins Gewicht fallenden, Nachteil im Gefolge, daß keinem Beamten ein genügendes Arbeits-

quantum zuerteilt iſt. Mangelhaft beſchäftigt, langweilt er ſich in der Behörde, lieſt franzöſiſche Ehebruchsromane, die er in ſeinem Aktenbündel mit ſich führt, ſchwatzt mit den ebenſo wenig in Anſpruch genommenen Kollegen und verſchwindet unzählige mal im Corridor, um eine Cigarette nach der andern zu rauchen. Kommt dann wirklich einmal eine Arbeit, die Kopf und Hand einige Zeit in Anſpruch nehmen würde, ſo fehlt ihm Übung und Luſt und er ſchiebt ſie, wenn es geht, einem andern zu. Dieſer macht es ſelbſtverſtändlich ebenſo und ſo wandert manche Angelegenheit Wochen, Monate, um nicht zu ſagen Jahre, in den Behörden von einem zum andern, ohne erledigt zu werden. Statt daß alſo die Staatsmaſchine bei ihrem Überfluß an Kräften äußerſt ſchnell funktionierte, arbeitet ſie höchſt langſam und träge und häuft Berge unerledigter Aktenſtücke an. Die letzte Folge iſt dann wieder, daß der Privatmann, welcher ſeine Angelegenheiten nicht trainiert und verſchleppt haben will, zur Beſtechung ſeine Zuflucht nehmen muß, um dieſelben zu fördern.

Auch in Bezug auf Äußerlichkeiten hat ſich vieles im ruſſiſchen Beamtentum geändert. Noch unter Kaiſer Nikolai erſchien der höhere Beamte in ſeiner Behörde unfehlbar in der vorgeſchriebenen Uniform mit ſämtlichen ihm verliehenen Dekorationen, Haar und Bart nach Vorſchrift verſchnitten. Unter Alexander II. wurden die betreffenden Verordnungen zwar nicht formell aufgehoben, aber der Kaiſer ſprach ſich vernehmlich darüber aus, daß ihm an dergleichen äußeren Formen nichts liege. Das ließen ſich die Angeſtellten, beſonders der Reſidenz, nicht vergebens geſagt ſein. Mit dem Verſchwinden des Uniformsfracks wuchſen die Bärte und alle Angeſtellten von Rang erſchienen in ihren Geſchäftsräumen, mit Ausnahme feierlicher Gelegenheiten — in bequemer Civilkleidung, ohne irgend ein Zeichen ihres Ranges und ihrer Stellung. Dabei iſt jedoch ihre Toilette ſtets ſorgfältig und elegant, ihr Auftreten, ſelbſt bei einer gewiſſen inneren Leere, ſicher und ſelbſtbewußt. Daß der Beamte häufig nach

oben devot, nach unten befehlshaberiſch, mitunter tyranniſch iſt, kann ich nicht als eine Spezialität Ruſſlands betrachten; ich habe es überall nicht anders gefunden.

Den größten Gegenſatz zu dem eleganten, feingeſchliffenen höheren Würdenträger bildet die oben aufgeführte dritte Kategorie der Staatsdiener, die Schreiber und Kanzliſten. Sie erſcheinen in der Regel im abgetragenen, fadenſcheinigen Uniformsfrack, die Wäſche weit entfernt, tadellos zu ſein, die Fußbekleidung nicht ohne Wunden, das echte Beamten-Proletariat. Und doch ſind dieſe Schreiber lange Zeit hindurch die eigentlichen Arbeiter in den Behörden geweſen, alle anderen verließen ſich auf ſie. Sie wußten alles, was in der Behörde vorging, kannten den Geſchäftsgang auf das Genauſte, ſelbſtverſtändlich beſſer als ihr Chef, der ſie in allen Angelegenheiten um Rat und Auskunft angehen mußte. So waren ſie von ungeheuerem Einfluß und ſozuſagen die oſtenſiblen Handhaben des Beſtechungsweſens.

Das Nichtsthun in den ruſſiſchen Staatsbehörden wird durch ihre Einrichtung ganz beſonders begünſtigt. Während man im Weſten Europas den Beamten, wo es nur irgend thunlich iſt, ſeparate Büreaus anweiſt, damit ſie ſich nicht gegenſeitig bei der Arbeit ſtören, findet in Ruſſland gerade das Entgegengeſetzte ſtatt. In großen Sälen, deren Thüren offen ſtehen, ſitzen die Angeſtellten an langen Tafeln. Jeder Tiſch hat ſeine beſtimmte Zahl von Arbeitern mit einem Tiſchvorſteher an der Spitze. Da werden nun die Geſchäfte fabrikmäßig betrieben, wobei einer den andern hindert. Es wird mehr geklatſcht als gethan, jeder einzelne wird von den andern beobachtet, belauſcht, die Wahrung des Amtsgeheimniſſes wird zur Unmöglichkeit.

Die allgemeine Dienſtzeit des ruſſiſchen Beamten beträgt 35 Jahre, nach Verlauf welcher Friſt er ſeine Penſion beanſpruchen oder — mit beſonderer Genehmigung der Regierung — ſeinen Dienſt fortſetzen kann. Die Penſionen betragen in der Regel den vollen Gehalt, den der Angeſtellte bezogen hat, mit Abzug der

Tiſch- und Quartiergelder, die eine nicht unbeträchtliche Summe ausmachen. Das Lehrfach haben die ruſſiſchen Geſetzgeber ſtets als einen ebenſo angreifenden wie nutzenbringenden Beruf angeſehen und demgemäß die Dienſtzeit der Lehrenden aller Kategorien auf 25 Jahre beſchränkt, nach welchem Zeitraum ſie ihren ganzen Gehalt als Penſion beziehen. Dienen ſie weiter, ſo erhalten ſie alle fünf Jahre eine Zulage von 25 Prozent des früheren Bezugs. Nach 20jähriger Thätigkeit im Lehrfach, 25jähriger in allen übrigen Zweigen des Staatsdienſtes, kann der Beamte ſeinen Abſchied nehmen und erhält die Hälfte der feſtgeſetzten Penſion. Stirbt der Beamte, welcher ſeinen Ruhegehalt erdient hat, ſo bekommt deſſen Wittwe die Hälfte der Penſion bis zu ihrem Tode. Hat er Kinder hinterlaſſen, ſo beziehen dieſe die andere Hälfte bis zur Volljährigkeit des jüngſten.

Außer Rangerhöhungen, Orden und Geldbelohnungen, mit denen man überall dem Staate geleiſtete nützliche Dienſte vergilt, hat Rußland noch eine beſondere Art materieller Anerkennung für Militär und Civil — die ſogenante Arrende. Sie beſteht darin, daß dem höheren Offizier oder Beamten ein dem Fiskus gehöriges Stück Land, nicht ſelten ein wolangebautes Gut, auf eine Reihe von Jahren verliehen wird, während welcher Zeit er die Einkünfte jenes Grundbeſitzes genießt.

Ich habe das ruſſiſche Beamtentum mit wenigen Zügen gezeichnet, wie es noch vor Kurzem war, wie es heute noch teilweiſe beſchaffen iſt. Meine Schilderung galt dem allgemeinen Charakter, nicht den einzelnen Individualitäten und ich hebe es noch beſonders hervor, daß im ruſſiſchen Beamtenſtande die Zahl der tüchtigen, fleißigen, ſtrebſamen, durch und durch charaktervollen Männer täglich wächſt.

Die angeerbten Übelſtände zu beſeitigen, waren die Bemühungen der Herrſcher nicht ausreichend. Als die öffentliche Meinung in Rußland erwachte und zu Worte kam, begannen dieſelben allmählich ſich zu vermindern. Dieſer Zeitpunkt fällt zuſammen mit den erſten Regierungsjahren Alexander II., der

moraliſchen Morgenröte Rußlands. Hartnäckige, eingewurzelte Gebrechen verſchwanden im Nu. Sie ſind ſpäter bald hier, bald dort wieder aufgetaucht, aber durchaus nicht in ihrer früheren Stärke und Ausdehnung. Durch Vergrößerung der unzureichenden Gehalte iſt eine fühlbare Beſſerung eingetreten und zwar namentlich in den Regierungsinſtitutionen, in welchen die Beſtechlichkeit Staat und Private am meiſten ſchädigt, in der Juſtiz und Finanzverwaltung. Von der Stellung, die Kaiſer Alexander III. den Misbräuchen im Beamtenſtande gegenüber eingenommen hat, iſt bereits im 1. Th. (S. 65 ff.) die Rede geweſen. Feind jeder Unredlichkeit, keinerlei Verführung zugänglich, die Tugenden des einfachen Bürgers mit dem idealen Pflichtbewußtſein des Herrſchers vereinigend, von der Heiligkeit ſeiner Miſſion durchdrungen, bis zum Extrem ſparſam mit dem Vermögen des Staates, erſcheint Alexander III. als der geeignetſte Monarch, um die alten Krebsſchäden in der ruſſiſchen Beamtenwelt mit Stumpf und Stiel auszurotten.

6. Die Rangklaſſen.

Seit Peter dem Großen iſt die geſammte Militair- und Beamten-Hierarchie in vierzehn Rangklaſſen eingeteilt, deren jede ihre beſondere Benennung führt. Prinzipiell muß der in den Reichsdienſt Eintretende mit der unterſten Klaſſe beginnen, gleichviel welche Stellung er ſonſt in der Geſellſchaft einnimmt. Nur die wiſſenſchaftliche Bildung durchbricht das Normalprinzip und die vier gelehrten Grade der ruſſiſchen Univerſitäten (graduierter Student, Kandidat, Magiſter, Doktor) berechtigen zum Eintritt je in eine verhältnismäßig höhere Rangklaſſe (Tſchin). Der Inhaber eines Ranges (Tſchinównik) muß auf jeder Stufe eine beſtimmte Zeit verbleiben; Auszeichnung im Dienſt kann letztere abkürzen. Jedem Tſchin entſpricht eine Reihe von Ämtern, denen ſein Träger vorſtehen kann; das Amt, das einen höheren Rang erfordert, kann der Träger eines niedrigeren Tſchins nicht erhalten. Der Wille des Kaiſers iſt an dieſe Be-

ſchränkungen nicht gebunden. Wie in Deutſchland die als Auszeichnung verliehenen Titel (Hofrath, Geheimrath und dgl.) kein Amt bedeuten, ſo bezeichnet der ruſſiſche Tſchin, der freilich ungleich mehr Rechte gewährt als jene, keinerlei Amt, ſondern nur eine Rangſtufe in der Beamtenwelt des Reichs. Jeder militäriſchen Charge entſpricht ein Civilrang, der mit der erſteren an Rechten und Anſehn völlig gleich ſteht. Nur die Geiſtlichkeit rangiert nicht in den vierzehn Klaſſen und hat ihre Stufenleiter für ſich. Ich gebe hier die Rangklaſſen für Civil und Militair, wie ſie ſeit Peter dem Großen beſtehen, nur die beiden eingeklammerten ſind im Laufe der Zeit eingegangen:

	Civil	Militär	Marine
1	Reichskanzler.	Generalfeldmarſchall	General-Admiral
2	Wirkl. Geh. Rath.	General en chef	Admiral
3	Geh. Rath.	Generallieutenant	Vize-Admiral
4	Wirkl. Staatsrath	Generalmajor	Kontre-Admiral
5	Staatsrath	(Brigadier).	—
6	Kollegienrath	Oberſt	Kapitain I. Ranges
7	Hofrath	Oberſtlieutenant	Kapitain II. Ranges
8	Kollegienaſſeſſor	Major	Kapitain-Lieutenant
9	Titulärrath.	Kapitain / Rittmeiſter	Lieutenant
10	Kollegienſekretär	Stabskapitain / Stabsrittmeiſter	—
11	(Schiffsſekretär)	—	—
12	Gouvernementsſekretär	Lieutenant	Mitſchman(Midſhipman)
13	Senatsregiſtrator	Unterlieutenant	—
14	Kollegienregiſtrator	Fähnrich / Kornet	—

Die Klaſſen 1. und 2. haben den Titel: Hohe Excellenz, — 3. und 4.: Excellenz, — 5.: Hochgeboren, — 6. bis 8.: Hochwolgeboren, — 9. - 14.: Wolgeboren.

Die Rangtabelle mit ihrer völligen Gleichſtellung der Offizierschargen und der Civilämter hatte ohne Zweifel ihr Gutes und zwar nicht allein für die Zeiten ihrer Entſtehung. Sie hat aber auch große Nachteile für die Staatsverwaltung im Gefolge. Da für eine gewiſſe amtliche Stellung nur der entſprechende Rang befähigte, ſo kam man dahin, von jeder Specialausbildung zu abſtrahieren und die Beamten ohne Weiteres aus dem einen Verwaltungszweig in den andern herüber zu nehmen, ganz abgeſehen davon, ob ſie auch die notwendigen Kenntniſſe und Fähigkeiten mitbrachten. Dieſelbe Perſönlichkeit war heute Finanzbeamter, morgen vielleicht Richter, um übermorgen Diplomat zu werden. Ja, man ging unter den früheren Regierungen noch viel weiter. Da jedem Civilrang eine Militaircharge entſprach, machte man den Offizier heute zum Beamten, um ihn vielleicht morgen wieder Offizier werden zu laſſen, gleichviel ob er Talent und Ausbildung für den einen oder den andern Beruf beſaß oder nicht. Die Klaſſenordnung führte zur vollſtändigen Misachtung des modernen Princips der Arbeitsteilung und der Specialbildung. Ein anderer großer Nachteil der Rangklaſſen beruht darin, daß der unfähige und unwiſſende Beamte, wenn er ſich nichts Außergewöhnliches zu Schulden kommen läßt, doch mit der nötigen Geduld allmählich die hierarchiſche Leiter emporklimmt und zu Stellungen gelangt, denen er keineswegs gewachſen iſt.

Erſt in neueſter Zeit iſt in dieſen Verhältniſſen eine Beſſerung eingetreten; der Cultus des Tſchin iſt erſchüttert und ſeine Tage ſind gezählt. Die Zeit iſt nicht mehr fern, wo man es aufgeben wird, für das Amt eine gewiſſe Klaſſennummer zu fordern, wo Talent und Leiſtungsfähigkeit allein als entſcheidende Momente gelten werden. Ja, wenn die jüngſt verbreiteten Gerüchte auf Wahrheit beruhen, iſt nicht allein eine Commiſſion zur Reform der Rangklaſſen niedergeſetzt, dieſelbe hat auch bereits ihr Projekt dem Reichsrath unterbreitet. Nach dieſem Entwurf ſollen die elf unteren Rangklaſſen künftig wegfallen, die Träger der-

Fig. 17.

Höherer Civilbeamter in Gala.

ſelben fortan nur die Bezeichnung ihres Amtes führen und die Beſetzung der Stellen nicht mehr vom Range abhängig ſein.

Die Gleichſtellung des Beamtenranges mit den Militärchargen hat bei der wichtigen Rolle, welche der Armee in allen modernen Staaten zugeteilt iſt, in Rußland dahin geführt, daß der Beamte häufig mit dem ſeinem Tſchin entſprechenden Militärrang bezeichnet wird. So paſſiert es wol einem wirklichen Staatsrath, daß er „Civil-General“ genannt wird oder einem Hofrath, daß man ihn als Oberſtlieutenant anredet.

Fig. 18.

Hofbeamter in kleiner Uniform.

Alle Beamten in Rußland tragen im Dienſt Uniform, die aus einem kurzen Rock oder Frack mit Metallknöpfen beſteht, welche entweder den Reichsadler, oder ein anderes Emblem oder beim Provinzialbeamten das Gouvernementswappen tragen. Die Gala-Uniform hat ungefähr den Schnitt des deutſchen Waffenrockes mit mehr oder weniger reich in Gold oder Silber geſtickten Kragen und Ärmelaufſchlägen. Zu ihr gehören Degen und dreieckiger Hut. Je nach dem Verwaltungsreſſort iſt die Farbe der Uniform verſchieden. Das Miniſterium des Auswärtigen hat Schwarz, der öffentliche Unterricht Blau, alle

übrigen Grün mit verſchiedenen Nüancierungen. Die Beamten des Hofes tragen zwiſchen der gewöhnlichen Dienſtuniform (Bizmundir-Bizeuniform) und dem reich geſtickten Galakleide (Fig. 1) noch eine mittlere, gallonierte Tracht, die im gewöhnlichen Hofdienſt angelegt wird. (Fig. 18.)

7. Geburts- und Verdienſtadel.

Der ruſſiſche Adel (Dworjánſtwo), den ein bekannter ruſſiſcher Schriftſteller „die erbliche Klaſſe der Kultur“ nannte, iſt eine ganz eigentümliche Inſtitution, welcher nichts Ähnliches im weſtlichen Europa entſpricht. Er iſt eigentlich nie etwas anderes geweſen, als „die Summe der Männer im Staatsdienſt“ und hat ſich, da der Eintritt in denſelben jederzeit und jedermann offen ſtand, bei ununterbrochenem Zufluß aus andern Ständen frei von jeder Ausſchließlichkeit und jedem Kaſtengeiſt gehalten. Eingeborene Familien von altem, edlen Blut hat es von jeher nur ſehr wenige in Rußland gegeben. Diejenigen, welche ſich bis heute erhalten haben, ſtammen von den Nachkommen Rjúriks und einigen alten Bojárengeſchlechtern ab. Die Bojáren waren übrigens nichts anderes, als ein Dienſtadel, der ſeine Würden und Vorrechte von der Gnade des Zaren empfing.

Mit der Einführung der Rangklaſſen wurde ein neuer Adel geſchaffen. Jedem Offizier der Armee und jedem Civilbeamten im Klaſſenrang kam jetzt der erbliche Adel zu. Das dauerte das achtzehnte Jahrhundert hindurch und in das neunzehnte hinein bis zum Ende der Regierung Alexander I. Man hatte eingeſehen, daß der Zutritt zum Adel zu leicht gemacht war, daß die allzu verſchwenderiſch erteilte Auszeichnung ihren Werth verloren hatte, daß die Maſſe des Adels allzugewaltig herauwuchs. Man fand nun den Ausweg in der Creirung einer

zwiefachen Art des Adels, des erblichen, der auf die Nachkommenſchaft überging, und des perſönlichen, welcher ſich nicht vom Vater auf den Sohn übertrug. Um der raſchen Zunahme des Erbadels zu ſteuern, wurde der Rang, mit welchem die Erlangung deſſelben verknüpft war, unter Alexander I. und Nikolai allmählich erhöht, ſo daß derſelbe heute nur den vier erſten Klaſſen zugänglich iſt, wenn er nicht durch die Gnade des Kaiſers oder den Beſitz gewiſſer Ordensklaſſen verliehen wird. Die niederen Beamtengrade haben nur den perſönlichen Adel. Ein Unterſchied zwiſchen altem und jungem Geburts- und Verdienſtadel exiſtiert in Rußland nicht. Das Inſtitut der Rangklaſſen und des mit ihnen verknüpften Dienſtadels wird ſo in dem abſolut-monarchiſchen Rußland zu einer vollkommen demokratiſchen Einrichtung, wie ſie kein anderer monarchiſcher Kulturſtaat aufzuweiſen hat. Während die Hofchargen überall von den Souveränen nur den älteſten Feudal-Geſchlechtern verliehen werden, beſetzt man dieſelben in Rußland häufig mit dem Verdienſtadel von geſtern, deſſen Erlangung jedem begabten, tüchtigen Offizier und Beamten offen ſteht. Ich kannte einen Kammerherrn des kaiſerl. Hofes, deſſen Vater als Hauslehrer aus Deutſchland ins Reich gekommen war. Die Skóbelew und Miljútin, die wir heute in der nächſten Umgebung des Thrones finden, waren vor wenigen Generationen noch einfache Bürgers- und Bauersleute.

Die Vorrechte, die der Adel früher den andern Ständen gegenüber beſaß, ſind mit der Zeit hinfällig geworden. Die Befreiung von körperlichen Strafen wurde durch Alexander II. auf die übrigen Schichten der Nation ausgedehnt, die Befreiung vom Militärdienſt hat mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht aufgehört und die Exemtion von der Kopfſteuer wird mit der bevorſtehenden Beſeitigung dieſer Art von Abgabe gleichfalls ihren Gegenſtand verlieren. Das bedeutendſte Privilegium des Adels, das Recht Landgüter mit Leibeigenen beſitzen zu dürfen, hat mit der Aufhebung der Leibeigenſchaft ſein Ende

erreicht. Ein einziges von allen früheren Vorrechten ist dem Adel noch geblieben: eine gewisse Erleichterung des Eintritts in den Staatsdienst und ein verhältnismäßig rascheres Vorrücken in den Rangklassen. Damit steht dann in Verbindung, daß gewisse Bildungs- und Erziehungs-Anstalten den Kindern des Adels reserviert sind.

Aus dem System der Rangklassen und des Dienstadels, besonders aus der Leichtigkeit der Erwerbung des Erbadels im vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts, erklärt sich die kolossale Massenhaftigkeit der Edelleute im russischen Reich und das verhältnismäßig geringe Maß von Ansehen, Wolstand und Bildung unter denselben. Man zählt im europäischen Rußland etwa 600000 erbliche und 250000 persönliche Adlige. Die Folge davon ist, daß man sie auf allen Stufen des gesellschaftlichen Organismus, in allen Berufsarten und Geschäften und nicht minder in einem zahlreichen Proletariat findet. Man muß eben bei der Beurteilung der russischen Gesellschaft seine westeuropäischen Anschauungen und Vorurteile daheim lassen. Wenn deutsche Männer von Geist und Bildung Berichte über die nihilistischen Umtriebe lasen und in denselben die Verschwörer als „Edelleute“ und „dem Adel angehörige“ verzeichnet fanden, habe ich nicht selten den Ausruf des Entsetzens gehört: „Und die Mehrzahl gehört der Aristokratie an!“ — Da reicht eben unser deutscher Begriff von Aristokratie nicht aus und die Sache ist durchaus nicht so schlimm, wie sie dem Nichtrussen erscheint. Davon werden sich hoffentlich die Leser dieses Abschnitts überzeugt haben.

Beiläufig sei hier erwähnt, daß eine mit dem Familiennamen verbundene Bezeichnung des Adels in Rußland nicht existiert. Wenn Russen im Auslande ihrem Namen ein „von“ oder „de“ vorsetzen, so ist das eine Konzession, welche den westeuropäischen Vorurteilen gemacht wird. Der einzige alte Unterschied zwischen adligen und bürgerlichen Namen ruht anderswo. Man redet in Rußland niemand mit seinem Familiennamen an,

ſondern ſtets mit dem Vornamen, welchem man den Vornamen des Vaters hinzufügt. Einen Herrn Wladímir Lapſchín und ſeine Schweſter Praſſkówja, deren Vater Peter hieß, werde ich alſo nicht anders anreden, als: Wladímir, Sohn des Peter und: Praſſkówja, Tochter des Peter. Zur Bezeichnung jener Patronymica hat man nun in Rußland von Alters her zwei verſchiedene Arten von Endſilben: die einen (owitſch oder ewitſch, owna oder ewna) kommen dem Adel, die andern (ow oder ew, owa oder ewa) dem Nichtadel zu. Iſt alſo Herr Lapſchín ein Edelmann, ſo nenne ich ihn Wladímir Petrówitſch, ſeine Schweſter Praſſkówja Petrówna, gehört er nicht zum Adel, ſo wird er Wladímir Petrów, ſeine Schweſter Praſſkówja Petrówa angeredet. Hieraus erklärt ſich auch das Vorhandenſein ſo vieler Famliennamen auf owitſch, ewitſch, ow und ew.

Es giebt in Rußland nur einen einzigen nationalen Adelstitel, es iſt das Prädikat Knjas (ſprich Knäs) — Fürſt, welches die Nachkommen des Herrſcherhauſes beibehielten, auch nachdem ihre Teilfürſtentümer längſt mit Moskau vereinigt waren. Alle übrigen Würden und Auszeichnungen, auch der Bojárenrang, waren lebenslänglich und wurden von dem Zaren verliehen. Außer den von Rjúrik abſtammenden Fürſtenhäuſern, giebt es aber in Rußland noch eine ganze Reihe anderer, welche entweder dieſen Titel erſt in neuerer Zeit erhielten (Ménſchtſchikow, Sſuwórow, Lieven u. ſ. w.) oder denen als vornehmen talariſchen, mordwiniſchen, kaukaſiſchen u. ſ. w. Familien, ihre angeſtammte nationale Würde in das ruſſiſche knjas überſetzt wurde. Das hat denn die Exiſtenz einer ganzen Anzahl fürſtlicher Familien zur Folge, deren Rang weder durch eine hiſtoriſche Vergangenheit noch durch beträchtliche Güter der Gegenwart geſtützt wird.

Als Rußland in nähere Beziehungen zum Weſten trat und ſich Landſtriche unterwarf, die lange unter deutſchem Einfluß geſtanden hatten, nahm es auch die dem abendländiſchen Lehnsweſen entſproſſenen Adelsbezeichnungen an, indem es die entſprechenden Titel vom Auslande entlehnte. So giebt es ſeit

Peter dem Großen in Rußland auch Grafen und Barone, jedoch in ziemlich geringer Anzahl; die Mehrzahl der letzteren gehört der Finanzwelt an. Durch kaiſerliche Ernennung ſind ungefähr funfzehn Fürſten, etwas mehr Barone und hundert Grafen kreirt worden, von den letzteren einige zwanzig durch Alexander II.

III. Kirche und Geiſtlichkeit.

Die Geiſtlichkeit bildet in der ruſſiſchen Geſellſchaft eine für ſich abgeſchloſſene, eigenartige Sphäre, die zwar ihre Elemente in die übrigen Bevölkerungsſchichten abgiebt — es treten viele Söhne von Geiſtlichen in den Staatsdienſt — die aber aus ihnen keinen Zuwachs empfängt. Der geiſtliche Stand erſetzt ſich aus ſich ſelbſt.

Die geſammte Geiſtlichkeit wird vom Staat beſoldet, iſt frei von Abgaben, ſteht in geiſtlichen Dingen unter der Gerichtsbarkeit ihrer eigenen Oberen und in allen ſonſtigen Rechtsangelegenheiten unter dem weltlichen Gericht.

Sie zerfällt in die ſchwarze und die weiße. Die erſte, nach der Farbe ihrer Kleidung ſo genannt, iſt die Kloſtergeiſtlichkeit, zum Cölibat und beſtändigem Faſten verpflichtet; aus ihr allein werden die höheren Stellen des Klerus beſetzt. Die Weltgeiſtlichkeit wird im Gegenſatz zu den Mönchen die weiße genannt, obwol ſie, wenn auch keine ſchwarze, doch immer dunkelfarbige Gewänder trägt. Der Weltgeiſtliche oder Pope muß ſich verheirathen, ſobald er ſein Amt antritt, doch iſt ihm, einmal Wittwer geworden, die zweite Ehe unterſagt.

Die Rangordnung der ruſſiſchen Geiſtlichen iſt folgende:

Klostergeistliche.

Archiërei Erzpriester
1. Metropolit.
2. Erzbischof.
3. Bischof.
4. Archimandrit (Abt).
5. Igúmen (Prior).

Weltgeistliche.

6. Próto-Jërëi (Oberpriester).
7. Jërëi (Priester).
8. Prótodiákon.
9. Diákon.

Klasse 1 und 2 haben den Titel „Hohe Eminenz", 3 „Eminenz", 4—6 „Hochehrwürden", 7 „Ehrwürden".

Der Diakon assistiert dem Priester bei der Verrichtung seiner Amtshandlungen, die Lampadarien, Psalten oder Cantoren, Anagnosten oder Lectoren haben verschiedene äußere Formalitäten zu verrichten, wie das Anzünden der Kerzen vor den Heiligenbildern, das Aufstellen des Pultes vor dem Geistlichen, das Lesen der Perikopen u. s. w. Die Vertreter dieser untergeordneten Dienstämter empfangen, wie die Diakonen, eine Art kirchlicher keine priesterliche Weihe. Außer ihnen giebt es noch Kustoden, Glöckner und andere niedere Kirchendiener, welche zur Ausübung ihrer Funktionen keinerlei besonderer Weihe bedürfen.

1. Die Weltgeistlichkeit.

Die Weltgeistlichen, Popen, die sich aus den Popensöhnen rekrutieren, werden ausschließlich in den Priesterschulen und Seminarien herangebildet und erzogen. Die russischen Universitäten haben keine theologische Fakultät; ein einziger orthodoxer Priester lehrt an denselben Theologie und Philosophie vom Standpunkte der griechischen Kirche für die Studenten aller Fachwissenschaften. Die theologischen Bildungsanstalten sind durchweg scholastisch organisiert und geben keinerlei Raum und Gelegenheit für eine freiere Geistesbildung. Die vier geistlichen Lehrbezirke St. Petersburg, Kijew, Moskau und Kasán, zählen

50 Seminarien mit etwa 1500, und vier theologiſche Akademien mit ungefähr 500 Zöglingen.

Bei Beurteilung des ruſſiſchen Geiſtlichen muß die Richtung in Anſchlag gebracht werden, welche Jahrhunderte hindurch den Klerus, wie die Laien beherrſcht hat, die tief eingewurzelte Gewohnheit, der ceremoniellen Seite der Religion eine übergroße Wichtigkeit beizulegen. Der einfache Menſch iſt in der ganzen Welt von jeher geneigt geweſen, die Religion als eine Kette geheimnisvoller Gebräuche anzuſehen, denen eine magiſche Kraft innewohnt. Die ſtrenge Beobachtung dieſer Gebräuche wehrt dem Übel und fördert das Heil in dieſem und jenem Leben. Der Ruſſe von gewöhnlichem Schlag — und man glaubt nicht, wie weit hinauf dieſer reicht — lebt und ſtirbt in dieſem Glauben und die Geiſtlichkeit hat noch wenig gethan, um demſelben entgegenzutreten und der Moral vor der kirchlichen Magie Geltung zu verſchaffen. Deshalb ſind in Rußland noch heute Dinge möglich, wie wir ihnen nur in abgelegenen Gegenden Italiens und Spaniens, in Landſtrichen des borniertesten Katholizismus begegnen mögen. Während meines Aufenthalts in St. Petersburg wurde ein junger Attaché der öſterreichiſchen Botſchaft beraubt und ermordet. Der Thäter, ein im Hauſe beſchäftigter junger Burſche, wurde entdeckt und legte ein umfaſſendes Geſtändnis ab. Ehe er den Schauplatz ſeines Verbrechens betrat, war er in die Kirche gegangen und hatte ſein Vorhaben dem Schutze der Heiligen empfohlen. — Ein Räuber hatte einen Reiſenden getötet und geplündert, ſich aber nicht entſchließen können, ein im Wagen aufgefundenes Stück gekochtes Fleiſch zu eſſen, da es grade in der Faſtenzeit war. Das ſind extreme, aber charakteriſtiſche Fälle, welche die Geiſtesrichtung kennzeichnen, die allgemein im ruſſiſchen Volke vorwaltet.

Man erwartet vom ruſſiſchen Pfarrer — den ſeine Beichtkinder allgemein mit der Bezeichnung „Bátjuſchka“ (Väterchen) anreden — nichts weiter, als daß er das Gebrauchtum der Kirche mit Anſtand und Würde verrichte und er begnügt ſich

damit, das zu leiſten, was man von ihm verlangt. Thut er das, ohne allzugroße Anſprüche an den Geldbeutel ſeiner Pfarrkinder, ſo iſt man mit ihm zufrieden.

Selten nur predigt und ermahnt er; moraliſchen Einfluß auf ſeine Beichtkinder beſitzt er in den wenigſten Fällen und ſtrebt auch nicht danach, ſolchen zu erlangen.

Hat der junge Geiſtliche ſeine dürftige Ausbildung in Seminar und Akademie beendigt, ſo ſucht ihm der Biſchof eine Frau. Es iſt das ein wichtiger Teil ſeiner Hirtenpflichten. Der Biſchof iſt der natürliche Beſchützer der Wittwen und Waiſen ſeiner Diözeſe, beſonders aber ſeiner Geiſtlichen. Vermögen können die letzteren, bei ihren beſchränkten ökonomiſchen Verhältniſſen, nicht hinterlaſſen, durch Arbeit können ihre Hinterbliebenen das Daſein auf ihren Dörfern unmöglich friſten, ſo muß denn geſorgt werden, daß ein junger Pfarrer eine der Töchter heirathet, bei dem dann, ſo weit es nöthig iſt, die Familie, die Schwiegermutter eingeſchloſſen, untergebracht wird. Da iſt es denn immer am beſten, daß die Ehe geſchloſſen wird, ehe der alte Pfarrer das Zeitliche geſegnet hat. Er kann dann mit dem angenehmen Bewußtſein ſterben, daß für die Zukunft der Seinen geſorgt iſt. Auch muß die Sache in Ordnung gebracht ſein, ehe der junge Mann die Weihen empfängt, da nach den Regeln der orthodoxen Kirche die Heirath nicht nach der Prieſterweihe ſtattfinden darf.

Früher waren die Weltgeiſtlichen in Betreff ihres Lebensunterhalts auf den Ertrag des kleinen zur Kirche gehörigen Feldkomplexes und auf den Zehnten angewieſen, den ſie von den Eingepfarrten erhoben. Seit 1869 erhält jeder Pope außer dem Kirchenlande einen feſten Gehalt von der Regierung und der Zehnte iſt abgeſchafft. Die vordem beſtandenen Verhältniſſe waren durchaus unhaltbar und unwürdig und ihr nachtheiliger Einfluß macht ſich noch heute ſchwer fühlbar.

Der Dorfgeiſtliche betrieb ſeine kleine Landwirthſchaft nicht etwa rationeller als der Bauer mit Berückſichtigung aller Fort-

ſchritte der Agrikultur, um ſo den Landleuten als Muſter zu dienen und ihnen wenigſtens etwas praktiſch brauchbares zu lehren — im Gegenteil — bei dem Popen herrſchte womöglich noch größere Läſſigkeit, noch tiefer wurzelnder Schlendrian als bei dem Bauer und von irgend einer Spur materiellen Wolſtandes konnte keine Rede ſein.

Nicht ſelten erblickte man im Sommer den Pfarrer barfuß, im Hemd, in weiten, leichten Beinkleidern, den großen breitkrämpigen Hut auf dem Kopf, neben ſeinem Wagen mit dem kleinen Pferdchen, das die ſpärliche Ernte oder die primitiven Ackergerätſchaften heimwärts zog, und man würde die ganze Erſcheinung für einen armen Bauer gehalten haben, wenn nicht am Hinterkopf die außerhalb des Gottesdienſtes in lange dünne Zöpfe geflochtenen Haare ſichtbar geweſen wären.

Stand der Pope in dem Ruf, für alle Kaſualhandlungen von den Bauern Geld zu erpreſſen, ſo war derſelbe wolverdient, aber ſicher auch zu entſchuldigen. Der arme Geiſtliche mußte leben und eine meiſt zahlreiche, teilweiſe von ſeinem Vorgänger überkommene Familie ernähren. Und welche Demüthigungen hatte er zu erdulden, um eine nur kärgliche Einnahme zu erzielen. Freigebig iſt der Bauer nirgends in der Welt und auch der ruſſiſche mißgönnt nicht ſelten dem Pfarrer jede Hand voll Roggen, jedes Ei, das er ihm reicht. Bei dem ſogenannten Umgang des Geiſtlichen ſchloß man die Thüren, um glauben zu machen, man wäre nicht zu Hauſe und wartete nicht einmal, bis der Geiſtliche außerhalb Hörweite war, um ihn mit Spott und Hohn zu überſchütten.

Verfiel dergeſtalt der Landpope auf die raffinierteſte Ausbeutung der Eigentümlichkeiten ſeines Kultus und der religiöſen Beſchränktheit ſeiner Pfarrkinder, ſo war das nicht zu verwundern, wenn auch vom moraliſchen Standpunkt zu verwerfen.

Die ruſſiſche Regierung iſt in neuerer und neueſter Zeit eifrig bemüht, den Stand der Weltgeiſtlichen materiell, moraliſch

und geiſtig zu heben. Zu ſolchen Reformen aber bedarf es der Zeit und was Jahrhunderte geſündigt haben, läßt ſich in wenigen Jahren, auch nicht in Jahrzehnten, wieder gut machen.

Die Zahl der Prieſter und Diakonen — wenig mehr als 46 000 — iſt ſo gering, daß nur auf etwa 2000 Seelen ein Geiſtlicher kommt und in dem weiten Umfange des Reiches tauſende von Pfarrſtellen unbeſetzt ſind. Es iſt das die Folge des allzukärglichen Einkommens der Pfarrſtellen und ſeit die Erblichkeit des geiſtlichen Amtes aufgehoben iſt, wählen die Popenſöhne mit Vorliebe eine freiere und ergiebigere Laufbahn.

Fig. 19.

Pope in Winterkleidung.

Der Bauer iſt arm und ſchwer beſteuert. Er legt dem religiöſen Kultus große Wichtigkeit bei, ehrt die Sakramente und hält die zahlreichen Faſten gewiſſenhaft — aber er hat wenig Achtung vor dem Pfarrer, der faſt eben ſo arm iſt, wie er ſelbſt und ſich ſittlich und geiſtig kaum von ihm unterſcheidet. Kommt noch dazu, daß ſich der Geiſtliche dem Laſter des Trunkes ergiebt, wozu Gelegenheit und Verführung ihm gewöhnlich ſehr nahe gerückt werden, ſo iſt es mit dem letzten Reſt einer geachteten Stellung in der Gemeinde vorbei. Die Unmöglichkeit, in der er ſich befindet, zu einer höheren Stellung aufzurücken, trägt viel zu dieſem jammervollen Zuſtande bei. Ihm gebricht

die große Triebfeder der menſchlichen Thätigkeit — der Wunſch emporzukommen.

Fig. 20.

Pope in Hauskleidung.

Mit der Aufhebung des Zehnten endete das mißliche Abhängigkeitsverhältnis, in welchem der Geiſtliche bis dahin zu ſeiner Gemeinde ſtand und es bleibt ihm nunmehr Zeit, ſich mit der Seelſorge und dem Unterricht der Kinder zu beſchäftigen. Freilich läßt die Bildung des Popen noch unendlich viel zu wünſchen übrig. So lange der orthodoxe Theologe ſeinen Studien nicht auf einer Univerſität obliegen und ſich neben dem theologiſchen Wiſſen eine allgemeine Bildung erwerben kann, wird er auch in der Geſellſchaft nicht den Platz ausfüllen, zu dem ſeine Stellung ihn in ſo hohem Grade berechtigen ſollte.

So wie jetzt noch die Verhältniſſe liegen wird der Weltgeiſtliche von dem größten Teil der ruſſiſchen Nation gering geſchätzt und nur dann reſpektiert, wenn er in ſeiner kirchlichen Funktion als Diener Gottes auftritt.

Aber auch in dieſem Kreiſe finden wir höchſt achtungswerthe, treffliche Ausnahmen. Es giebt in den Reihen der orthodoxen, ruſſiſchen Geiſtlichkeit hochgebildete, brave und tüchtige Prieſter, die wahrhaft wolthätig auf ihre Gemeinden einwirken — freilich ſind ſie heutzutage noch ſelten geſäet. Eine größere Anzahl ſind achtbare, wolmeinende Männer, die gewiſſenhaft ihre beſcheidenen Pflichten erfüllen und ſich redlich anſtrengen, ihren Kindern eine gute Erziehung zu verſchaffen. Wenn ſie weniger Wiſſen, Bildung und geſellſchaftliche Routine beſitzen, als die römiſch-katholiſche Geiſtlichkeit, ſo ſind ſie wieder unendlich weniger fanatiſch, weniger geiſtig ſtolz und unduldſam gegen Andersgläubige, als dieſe. (Fig. 19, 20, 21.)

Fig. 21.

Pope im Ornat.

2. Die Kloſtergeiſtlichkeit.

Die Geſchichte des Mönchtums in Rußland ſtimmt mit der Entwickelung desſelben in Weſteuropa ſo ziemlich überein. Die erſten einwandernden Mönche waren von ſtrengem asketiſchen Typus. Erfüllt von ihrem göttlichen miſſionariſchen Beruf,

machten ſie ſich wenig Sorge um die irdiſchen Bedürfniſſe und waren ſtets bereit, das wenige, das ſie beſaßen, mit noch ärmeren zu teilen. Dies Ideal mönchiſcher Einfachheit wich in Rußland wie im Weſten bald weniger ſtrengen und einfachen Gewohnheiten. Durch Schenkungen und Vermächtniſſe wurden die Klöſter bald reich an Gold, Silber, edlem Geſtein, Land und Leibeigenen. So ſoll das Kloſter zur heil. Dreieinigkeit bei Moskau (Tróizkaja Láwra) 120 000 Leibeigene und eine entſprechende Menge Landes beſeſſen haben. Als im vorigen Jahrhundert die Leibeigenen der Kirche Eigentum des Staates wurden, verloren viele Klöſter einen bedeutenden Teil ihres Vermögens, aber die meiſten blieben trotzdem lebensfähig.

Die Kloſtergeiſtlichkeit beſteht aus den oben genannten fünf erſten Rangſtufen der orthodoxen Prieſterſchaft und den Mönchen. Von den Erzprieſtern oder Prälaten (Metropoliten, Erzbiſchöfe und Biſchöfe) hat jeder ſeine Eparchie, die er mit Hülfe eines unter ſeiner unmittelbaren Leitung ſtehenden Konſiſtoriums verwaltet. Die Mitglieder desſelben werden aus den drei folgenden Rangſtufen der Geiſtlichkeit ernannt. Die Anſtellung aller Prieſter wird vom Konſiſtorium vorgeſchlagen, vom Biſchof beſtätigt.

An der Spitze der Klöſter ſtehen die Archimandriten und Igúmen; die Vorſteherin eines Nonnenkloſters heißt Igúmenija. Alle Erzprieſter ſtehen unter dem heil. Synod, ſind in der Verwaltung ihrer Bisthümer jedoch ziemlich unabhängig. Sie werden aus den Vorſtehern der Klöſter gewählt, wobei auf die impoſante äußere Erſcheinung Werth gelegt wird. Von den drei Metropoliten Rußlands nimmt der von Nówgorod und St. Petersburg die höchſt angeſehene Stelle ein. Der gegenwärtig amtierende, Iſidór, feierte am 11. November 1884 ſein funfzigjähriges Biſchofs-Jubiläum. Unſere Leſer erhalten ſein wolgetroffenes Portrait in gewöhnlicher Kleidung (Fig. 22); die folgende Illuſtration (Fig. 23) ſtellt verſchiedene Erzprieſter im Ornat dar. Die Ordensgeiſtlichkeit zählt außerdem etwa 18 Erzbiſchöfe, 37 Biſchöfe und 32 Vikare. Zu den 485 Klöſtern,

ſämmtlich) nach der Regel des heil. Baſilius, gehören etwa 6700 Mönche mit 3500 Laienbrüdern und 4400 Nonnen mit 7500 Novizen.

Fig. 22

Iſidór, Metropolit von Nówgorod und St. Petersburg.

Die Klöſter ſind die eigentlichen Pflegeſtätten theologiſcher Gelehrſamkeit in Rußland; man findet in ihnen ausgezeichnete Forſcher, echte Jünger der Wiſſenſchaft. An die Öffentlichkeit gelangen freilich meiſtens nur Werke, welche die traditionelle myſtiſche Theologie oder den praktiſchen Kirchendienſt eingehend

behandeln. Alle übrigen ſind für die Erbauung oder den religiöſen Unterricht beſtimmt. Doch haben einige hochſtehende Prälaten auch tüchtige kirchengeſchichtliche Schriften verfaßt.

Fig. 23.

Erzprieſter im Ornat.

Die klöſterliche Weihe kann kein Mann vor dem dreißigſten, keine Frau vor dem vierzigſten Jahre empfangen. Kein perſönliches Verhältnis, keine Verpflichtung darf ſie in der Welt binden, nicht die Ehe, Schulden oder eine gerichtliche Klage. Wollen zwei Gatten zugleich der Welt entſagen, dürfen keine minderjährigen Kinder vorhanden ſein.

Der Mönch, welcher das Kloſter verläßt, kann ſeine frühere weltliche Stellung, Amt, Ehren und Würden nicht zurückfordern; er kehrt in den Stand zurück, dem er von Geburt angehörte. Er darf nicht wieder in den Staatsdienſt

treten und vor Ablauf von 7 Jahren weder eine der Hauptſtädte noch das Gouvernement bewohnen, in welchem ſich das Kloſter befindet, das er verließ. Kein Mönch darf Immobilien beſitzen oder Handelsgeſchäfte für ſeine Perſon betreiben.

Zwiſchen der weißen und der ſchwarzen Geiſtlichkeit, d. h. zwiſchen den Pfarrgeiſtlichen und den Mönchen beſteht eine gewiſſe feindſelige Stimmung. Der Pope betrachtet es als eine unverdiente Härte, daß ihm beinahe alle ſchweren Pflichten und keine der Ehren ſeines Standes zufallen. Die Mönche dagegen blicken auf die Parochialgeiſtlichkeit wie auf eine Art halbgeiſtlicher Kaſte herab und finden es in der Ordnung, daß dieſelbe ihren Vorgeſetzten ohne Murren gehorche.

Bei den Klöſtern ſelbſt werde ich noch Ausführlicheres über das Leben ihrer Inſaſſen zu berichten haben.

3. Die Kirchen.

Gerade weil die ruſſiſche Kirche ihr Hauptmoment in den äußeren Ritus, in die Ceremonie verlegt, hat ſie bei dem einfachen Manne auf das Tiefſte Wurzel gefaßt; die große Maſſe des Volks ſteht feſt auf kirchlichem Boden und es kommt ihr kaum in den Sinn, daß es anders ſein könnte. Bei geringem Verſtändnis für verwickelte religiöſe Satzungen, hält der ruſſiſche Bauer felſenfeſt an ſeinem Glauben und ſeine Andacht iſt die inbrünſtigſte. Die Religion iſt ihm noch ein heiliger Schatz voll Weihe, Troſt und Erhebung. Da iſt ihm denn die geſegnete Stätte, wo er zu Gott, dem Heiland, der Jungfrau Maria und der großen Zahl ſeiner Heiligen betet, in Wahrheit ein Gegenſtand innigſter Verehrung, und eine Kirche zu erbauen oder zu ihrer Errichtung beizutragen iſt ihm ein Werk höchſten religiöſen Verdienſtes. Daher die enorme Zahl gottesdienſtlicher Gebäude in Rußland, die, wenn man die Kirchen in Paläſten, Regierungsinſtituten und Privathäuſern mitzählt, wol die Mitte zwiſchen 33 und 34 tauſend erreicht. Daher begegnet man auch ſo häufig im Lande einfachen Leuten, in der Regel von

Fig. 24.

Sammler für den Bau einer Kirche.

vorgerückteren Jahren, welche das koloſſale Reich von einem Ende bis zum andern durchwandern, tauſende von Rubeln in einzelnen Kopeken ſammelnd, die ſie am Schluß ihres jahrelangen Bittganges getreulich dem Biſchof oder Kloſter abliefern, welche die Abſicht, ein neues Gotteshaus zu bauen, vor der Gemeinde kundgaben. Unübertrefflich ſchildert dieſe einfachen, gottestreuen Leute einer der erſten ruſſiſchen Novelliſten*): „Es zieht im heiligen Rußland ein Bauer von Ort zu Ort; er iſt weder jung noch alt, ſtill, freundlich und wolwollend. Er denkt viel und ſpricht wenig. Seine Füße haben tauſende von Werſten durchwandert, ſeine Augen tauſende von Menſchen und hunderte von Städten geſehen, er hat vieles gelernt und erfahren, aber, was er weiß, behält er für ſich. Im Froſt des heiligen Dreikönigsfeſtes wie in der Maihitze und in der herbſtlichen naſſen Kälte, immer geht er im einfachen Kaftán, es iſt ihm darin weder heiß noch kalt. Er trägt keine Mütze, nur im Winter bindet er ſich ein Tuch um den Kopf. In den Händen hält er ein Buch, auf das ein Kreuz gedruckt iſt; einſt war es von Gold, aber das Gold iſt längſt verſchwunden. Regen und Schneegeſtöber haben es abgeſpült, wie ſie aus dem unbedeckten Kopfe alle menſchlichen und ſündhaften Gedanken fortgeſpült und fortgetragen haben. (Fig. 24.) Dieſer Mann geht in der Welt umher und dient dem Herrn; er ſammelt Geld zum Bau einer Kirche. Er geht mit dem Gelde allein durch Nacht und Sturm, durch die Wälder und auf den abgelegenen Wegen zwiſchen den Dörfern. Räuber und Mörder ſtürzen auf ihn zu, rühren ihn aber nicht an. Er hat kein Brod bei ſich, giebt auch vom Gottesgelde nichts aus und iſt doch immer ſatt. Wenn er durch die kleinen Dörfer zu den Armen geht, ſammelt er mehr; wenn er nach Moskau, Kiſew und den anderen großen Städten kommt, ſammelt er weniger. In den Hütten reicht man ihm Brod, in den Häuſern giebt man ihm Geld, aber von Gutshöfen und Schlöſſern

*) Graf Sſallaß in: „Die Hütte auf Hühnerfüßen.“

wird er oft fortgewieſen .... Und mehr als einen Gottestempel hat dieſer Mann im heiligen Rußland errichtet. Wie iſt ſein Name? Auf den Namen kommt es nicht an ... Es giebt ſolcher viele ... Gott helfe ihnen!"

Die älteſten ruſſiſchen Kirchen waren von Holz erbaut, das

Fig. 25.

Alte hölzerne Kirche.

geeignetſte Material für das rauhe Klima der nördlichen Gegenden. Ihrer haben ſich nur wenige erhalten, die meiſten fielen den häufigen Feuersbrünſten zur Beute. Wo ſie aber ſeit Jahrhunderten ſtehen geblieben, erinnern ſie auffallend an die alten

ſkandinaviſchen Holzkirchen, deren eine im 12. Jahrhundert erbaut, aus der Gegend von Drontheim in Norwegen, durch den Kunſtſinn Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erhalten und in das ſchleſiſche Rieſengebirge verſetzt wurde. Unſere Leſer erhalten in Fig. 25 die graphiſche Darſtellung einer ſolchen alten hölzernen Kirche, die ſich im Gouvernement Olónez außerordentlich gut erhalten hat.

Die wenigen alten ſteinernen Kirchen, welche jetzt noch exiſtieren, wurden am Ende des Mittelalters gebaut. Man nahm dabei die Sophienkirche in Konſtantinopel zum Muſter, nur waren die Kopien ſehr klein und des Klimas wegen mit ſehr dicken Mauern verſehen. Über dem Dach erheben ſich fünf Kuppeln, die größere in der Mitte, um welche die vier kleinern ein regelmäßiges Quadrat bilden. Auf jeder Kuppel ragt ein hohes vergoldetes griechiſches Kreuz, das ſich von dem römiſchen durch die ſchräg ſtehende Fußleiſte unterſcheidet, und in der Regel auf einem Halbmonde ſteht. Die Kreuze ſind mit Ketten behangen und durch dieſe an die Kuppel befeſtigt. (Vgl. Bd. I, Fig. 5.) Die Kuppeln ſind von außen entweder mit einer lebhaften Farbe angeſtrichen oder ganz vergoldet oder verſilbert.

Die neueren Kirchen ſind ſämmtlich in dem ſogenannten ruſſiſch-byzantiniſchen Stile erbaut, zeigen aber durchweg die quadratiſche Form mit einer großen Kuppel in der Mitte und vier kleineren an den Enden. Die hauptſächlichſte Zugabe der neueren Zeit beſteht in zahlreichen Säulenreihen, die an den Portalen und unter den Kuppeln angebracht werden.

Kirchenuhren gehören zu den ſeltenſten Ausnahmen; Kuppeln und Thürme werden erſt an neueren Bauten zum Aufhängen der Glocken verwandt. Sonſt diente zu dieſem Zwecke nach dem Muſter der alten Baſiliken ein von der Kirche geſonderter Glockenthurm, der Kolokólnik, dem italieniſchen Campanile entſprechend. Bei ländlichen Kirchen erſetzt denſelben ein einfaches Balkengerüſt, auch wol ein ſtarker, weitäſtiger Baum. Die umfangreicheren ruſſiſchen Gotteshäuſer haben ganze Maſſen von Glocken,

von den größten, tiefklingenden bis zu dem kleinſten ſchreiend hellen Geläute. Die ruſſiſche Glocke ſelbſt iſt unbeweglich befeſtigt und wird mit einem ſchwebend angebundenen Hammer angeſchlagen. Der Glöckner hält die Stricke, durch welche die Glockenhämmer in Bewegung geſetzt werden, in ſeinen Händen, ſo daß er die verſchiedenen Glocken wie die Töne eines Inſtrumentes erklingen laſſen kann. Dieſelben ſind der Mehrzahl nach wolklingend und gut abgeſtimmt, ſonſt würde der furchtbare muſikaliſche Lärm, der auf ihnen an Feſttagen verübt wird, kaum zu ertragen ſein. Bald tönt eine einzelne tiefe Glocke in langſam abgemeſſenen Schlägen, dann miſchen ſich mehrere mittlere Stimmen hinein, zuletzt erhebt ſich ein wahres Schellengeklirr in entſetzlich ſchnellem Tempo, das mit den andern ein ſinnverwirrendes Getöſe hervorbringt, bis plötzlich eine Pauſe eintritt, die dann wieder von einzelnen tiefen Tönen unterbrochen wird.

Der Regel nach muß jede ruſſiſche Kirche in ihrer Längenausdehnung die Linie von Weſten nach Oſten einhalten. Der Haupteingang liegt auf der Abendſeite, das Allerheiligſte im Morgen. Das Innere zerfällt nach der angegebenen Richtung in vier Teile: die Vorhalle mit dem Taufbecken, das Schiff mit dem großen Ambon (Trapeza) oder dem Agapentiſch, jetzt die Weihetafel für die Mönche, dem um einige Stufen erhöhten Chor (Kliros), auf welchem ſich die Sänger (früher auch die vornehmeren Gemeindeglieder) befinden und dem Allerheiligſten mit dem Altar, dem Rüſttiſch und der Vorrathskammer. Der Chor iſt von dem Allerheiligſten durch eine reichgeſchmückte Gitterwand geſchieden, die auf der dem Schiff zugewandten Seite mit einer großen Anzahl von Heiligenbildern bedeckt iſt und daher die Bilderwand, der Ikonoſtás (Eukonoſtaſis) genannt wird. Auch die Wände der Gotteshäuſer ſind mit reichem Bilderſchmuck verſehen. Statuen heiliger Perſonen aufzuſtellen, geſtattet die morgenländiſche Kirche nicht, erlaubt jedoch Reliefs und Moſaiken. Vom Chore aus führen drei Thüren des Ikonoſtás in das Allerheiligſte: die mittlere königliche oder heilige Pforte, die

nördliche und die ſüdliche. Durch die königliche Thür darf nur der Oberprieſter ſchreiten, ſie iſt gewönlich geſchloſſen, öffnet ſich auch während des Gottesdienſtes nur einigemal, ſteht aber in der Oſterwoche ſieben Tage und ſieben Nächte hindurch offen. Durch die Seitenthüren darf jeder Mann, Prieſter oder Laie, das Allerheiligſte betreten; nur den Frauen — mit Ausnahme der Nonnen — iſt es unterſagt.

Der mehr oder weniger reich geſchmückte Altar ſteht in der Mitte des Allerheiligſten, der königlichen Pforte gegenüber. Auf demſelben liegen ein großes Evangelium, ein ſilbernes Kreuz, aber ohne den Erlöſer, da die griechiſche Kirche keine Skulpturen duldet; und zwiſchen beiden die Hoſtie, die jedoch nicht, wie bei den Katholiken in einer Monſtranz aufbewahrt wird. Häufig iſt der Behälter derſelben ein kleiner aus Metall gebildeter Berg mit Engeln beſetzt. In einer Höle desſelben ſteht ein kleiner ſilberner Sarg, welcher die Hoſtie umſchließt. Dieſer Hoſtienſchrein iſt die erhabenſte Stelle des Allerheiligſten, wie dieſes der wichtigſte Teil der ganzen Kirche; um ihn konzentriert ſich ſo zu ſagen das ganze Leben des Gottesdienſtes.

Das Innere der reicheren Kirchen ſtralt in koſtbarem Schmuck. Überall prangen Gold und Silber, welche den Glanz von hunderten von Wachskerzen widerſpiegeln, die während des Gottesdienſtes in kunſtvollen Kandelabern brennen. Die Heiligenbilder ſind in Rahmen von Edelmetallen gefaßt, welche wie die Gewänder der dargeſtellten Perſonen mit Perlen und koſtbaren Steinen inkruſtiert ſind. In dem Schiff, dem Raum für die Gemeinde, befinden ſich weder Kirchenſtühle, noch Sitze, noch irgendwelche Abſonderungen. Alles ſteht während des Gottesdienſtes untereinander, der Bettler neben dem Fürſten, in wahrhaft chriſtlicher Gleichheit vor Gott, zuweilen kniet die ganze Gemeinde.

Die Kirchenſprache iſt die altſlaviſche, in welcher ſowol die Bibelüberſetzung wie die ſehr umfangreiche Agende abgefaßt iſt. Für das Volk faſt unverſtändlich, iſt ſie an den Gymnaſien ob-

ligatoriſcher Unterrichtsgegenſtand. Nur die Predigt, wo eine ſolche ſtattfindet, wird in ruſſiſcher Sprache gehalten. Sie bildet keinen weſentlichen Beſtandteil des Gottesdienſtes und fiel in früherer Zeit ganz weg. Auch heute wird nur ſelten gepredigt und die meiſten Kirchen haben keine Kanzel.

Orgel und andere muſikaliſche Inſtrumente ſind vom orthodoxen Ritus unterſagt. Die muſikaliſche Führung des Gottesdienſtes übernimmt der Sängerchor, welcher auf der rechten Seite des Kliros poſtiert iſt. In den kleineren Kirchen rekrutiert man die Sänger, ſo gut es geht, aus der Gemeinde; in den Kathedralen der großen Städte beſteht der Chor aus berufsmäßig ausgebildeten ausgezeichneten Stimmen. Die Kirchenſänger des kaiſerlichen Hofes, des Alexander-Néwski-Kloſters ſind berühmt und kein Fremder, der Rußland beſucht, verſäumt es, ſich den hohen Genuß zu verſchaffen, den eigentümlichen, charakteriſtiſchen ruſſiſchen Kirchengeſang, wie er von Lwow, Bortnjánski, Bachmétjew u. a. teils überarbeitet, teils neu komponiert wurde, von dieſen ganz vorzüglichen Kirchen-Chören zu hören. Die herrliche Fülle dieſer ſchönen Menſchenſtimmen dringt mächtiger und feierlicher an die Gewölbe des Gotteshauſes, als die gewaltigſte Orgel; die Gemeinde ſingt nicht mit.

Die Liturgie der ruſſiſchen Meſſe zerfällt in drei Teile: die Vorbereitung durch Gebet und Bibelleſen nebſt der Zubereitung des Brodes und des Weines, die Wandlung der letzteren und die Kommunion ſelbſt mit dem Schlußgebet.

Iſt die Gemeinde im Schiff der Kirche verſammelt und die rechte Zeit gekommen, ſo tritt zuförderſt ein Diákon aus der Seitenthür des Ikonoſtás und ſtellt ſich vor die verſchloſſenen königlichen Pforten, das Geſicht der Gemeinde zugewendet. Mit der Linken ergreift er ein langes, breites, goldgeſticktes Band, das ihm über die Schulter herabhängt, an dem einen Ende, hebt es hoch empor und ruft, daß der Gottesdienſt im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes beginne. Nach dieſer Eröffnung verkündigt er in derſelben maleriſchen Stellung,

im Namen welcher Perſonen man jetzt das Brod zur Begehung der heiligen Handlung ſchneide. Unterdeſſen gießt der Prieſter, unſichtbar hinter dem Ikonoſtás, auf dem Rüſttiſche den Wein in den Becher, zerſchneidet das Brod in kleine Stückchen und ſchüttet es auf einen ſilbernen Teller.

Nun wird das Evangelium aus der Nebenthür hervorgetragen. Der Diákon von einigen Subdiákonen (Djatſchóks) gefolgt, hält es hoch empor, küßt es und legt es auf den Pult nieder, das vor den königlichen Thüren ſteht. Der Geiſtliche erſcheint und lieſt das Evangelium, wobei er von den Sängern häufig mit den Worten: Góspodi pomilui (Herr, erbarme dich) unterbrochen wird.

Während deſſen iſt der Oberprieſter am Altar hinter der Bilderwand geheimnisvoll mit allerlei Zurüſtungen beſchäftigt. Durch die königlichen Thüren, die, von durchbrochener Arbeit, nur mit einem halbdurchſichtigen Schleier bedeckt ſind, erblickt man ihn. Das Evangelium iſt geleſen und ein vom Sängerchor angeſtimmter Pſalm verkündet den Beginn der Wandlung. Die königlichen Thüren öffnen ſich und das glänzende Innere des Allerheiligſten mit dem geſchmückten Altar wird ſichtbar. In demſelben Augenblick tritt die geſammte Prieſterſchaft der Kirche in feierlichem Zuge aus der Seitenthür. Voran ein Djatſchók mit brennender Kerze, ihm folgt der Oberprieſter den ſilbernen Weinbecher in der Hand, hinter ihm ein anderer Geiſtlicher den ſilbernen Brotteller auf dem Kopfe; ſodann die übrigen. Sie bleiben vor den königlichen Pforten ſtehen, wo ein Gebet für den Kaiſer und deſſen Familie geſprochen wird. Nun treten ſie durch die mittlere Thüre in das Allerheiligſte zurück, ſetzen ſingend Brod und Wein auf den Altar und der Oberprieſter kniet betend an demſelben nieder. Einem abermaligen Zuruf des Diákons an die Gemeinde, außerhalb des Allerheiligſten, folgt ein eigentümliches Gebet desſelben. Unter dem einfallenden Pſalmengeſang des Chores tritt er nun zu dem Prieſter am Altar und bittet den Herrn, Brod und Wein zu ſegnen.

Inzwiſchen haben ſich die königlichen Pforten geſchloſſen. Jetzt wird das Brot zum Wein in den Becher geſchüttet und der Moment der Wandlung iſt da. Sämmtliche Prieſter fallen vor dem Altar auf die Erde, die Gemeinde bekreuzigt ſich in lebhafter Bewegung, viele fallen auf die Knie und küſſen den Boden. Alle Glocken der Kirche ertönen gleichzeitig und verkünden den Vorgang nach außen, damit er auch dort durch ein Gebet gefeiert werde. Die königlichen Pforten öffnen ſich von neuem und die Austeilung des heiligen Abendmals, als Schlußhandlung, beginnt. Nach einer Anſprache des Oberprieſters treten die Kommunikanten, einer nach dem andern hinzu, fallen dabei dreimal auf die Knie und empfangen das Abendmal, indem ſie die Hände auf der Bruſt kreuzen. Das in den Wein getauchte Brod, zu dem noch warmes Waſſer hinzugefügt wurde, wird mit einem kleinen ſilbernen Löffel aus dem Becher geſchöpft und ſo gereicht. Nach dem Empfange desſelben küßt der Kommunikant den Becher.

Nun folgen noch, teils geſungen, teils geſprochen, Gebete und ein abermaliges Leſen der Bibel. Dann ſpricht der Oberprieſter den Abſchiedsſegen, die königlichen Pforten ſchließen ſich, die Sänger intonieren einen neuen Pſalm und die Gemeinde entfernt ſich, indem ſie ſich bekreuzigt.

Der Kultus der orthodoxen ruſſiſchen Kirche mit ſeinen koſtbar ausgeſtatteten, von unzähligen funkelnden Juwelen überſäeten Altären, Kirchengeräthen und Heiligenbildern, mit den myſteriöſen, gewaltigen, kunſtvoll durchbrochenen und reich ciſelierten königlichen Pforten, hinter denen der Oberprieſter in tiefem Baß ſeine Gebete ſingt, während die Hünengeſtalt des Diakons mit lang herabwallendem Haar in reichem Kirchengewande vor der Altarpforte mit prächtiger Stimme antwortet; der Chor, voll ſüßen Wollauts, alles das hat etwas außerordentlich Stimmungsvolles und Poetiſches. Der ganze Gottesdienſt athmet Würde und Anmuth.

4. Die Klöſter.

Man unterſcheidet in Rußland zwei Rangſtufen unter den Klöſtern. Die vornehmſten und bedeutendſten heißen Láwra (Laura), die übrigen Monaſtýr (Monaſterium). Die Bezeichnung Láwra kommt aus dem Griechiſchen (λαύρα) und bedeutet zunächſt Straße, Stadtviertel. Sie wird in den älteſten Zeiten der orientaliſchen Kirche den Klöſtern beigelegt, welche aus einem Kranze von Einſiedeleien beſtanden, die einen inneren Raum vollſtändig umſchloſſen, ſpäter heißen ſo die Klöſter überhaupt als rings eingefriedigte Orte. Ihrer Bedeutung nach bilden die ruſſiſchen Lawren folgende Reihe: 1. das Hölenkloſter des heil. Antonius in Kijew, auf das ich noch zurückkomme und das ganz beſonders die große wundertätige heilige Lawra*) genannt wird. 2. Das Dreifaltigkeitskloſter des heil. Sſergéi (Tróizkaja Láwra), 64 Kilometer von Moskau. 3. Das Kloſter des heil. Alexander Néwsky (Néwskaja Láwra) in St. Petersburg. 4. Das Kloſter zu Mariä Himmelfahrt (Uſpénskaja Láwra) auf dem Potſchajewſchen Berge im Kreiſe Kremenez des Gouvernements Wolynien. — Auch das Tſchúdow-Kloſter in Moskau wird in alten Urkunden Láwra genannt, heute aber nicht dieſer Kategorie zugezählt.

Die Einkünfte, von denen die ruſſiſchen Klöſter erhalten werden, rühren her von ſog. Appertinentien, direkten Geldſubſidien der Regierung, Geſchenken aus dem Volke, von Miethzins aus Häuſern, Speichern, Kellern u. ſ. w., welche den Klöſtern gehören und den Zinſen ihrer Kapitalien.

*) Ein ergötzliches Beiſpiel, wie ſich die Unwiſſenheit über Rußland breit macht, giebt Hr. Wilh. Goldbaum in ſeinem Buche „Entlegene Kulturen", Berlin 1877, herausgegeben von dem Verein für Deutſche Literatur (!). Der Verfaſſer hält die heilige Laura (Lawra) von Kijew für eine verſtorbene, ſchöne, heilige Frau, er ſagt von einem Mädchen, ſie ſei tauſendmal ſchöner, als die heilige Laura von Kijew, ſpricht von den Gebeinen und der Grottenkirche der heiligen Laura u. ſ. w. (S. 51, 73, 75.)

Unter den Appertinentien verſteht man die Seen, Mühlen, Wieſen, Wälder u. ſ. w. der Klöſter, die zu ihrem Unterhalt von der Regierung angewieſen wurden. Spezielle Unterſuchungen ergeben, daß noch heute den Klöſtern etwa eine Million Deſſjatinen (9596 Quadratkilometer) Land gehört. An baarem Gelde erhalten ſie vom Staate 408 749 Rubel. Die Einkünfte von den Kirchgängern und Wallfahrern hängen natürlich von der Zahl derſelben ab und ſind deshalb bedeutenden Schwankungen unterworfen. Die großen Klöſter in Kiſew und Moskau werden jährlich wol von 300 000 Gläubigen beſucht, welche dort ihre Andacht verrichten. Unter den Einnahmen von dieſen ſteht in erſter Linie der Erlös von den Wachslichtern, welche die Betenden vom Kloſter kaufen und den von ihnen verehrten Heiligen weihen, indem ſie dieſelben vor den Bildern jener aufſtellen und anzünden. Dieſe Wachslichtgelder betragen in den großen Klöſtern zwiſchen 20- und 40 000 Rubel. Hierher gehören ferner die Heiligenbilder, Medaillons, welche um den Hals getragen werden, Roſenkränze u. drgl., die in beſonderen Verkaufsbuden (Láwka) der Klöſter den Wallfahrern feilgeboten werden (Fig. 26). Weiterhin das im Klingelbeutel und in den ausgeſtellten Büchſen geſammelte Geld; das Kloſter Sſolowézk im Gouv. Archángel entnahm dieſen Büchſen im Verlauf eines Jahres gegen 10 000 Rubel. Einen nicht unbeträchtlichen Poſten bilden ſodann die Einnahmen von den beſtellten Dank- und Bitt-Gottesdienſten. Endlich gehören in dieſe Kategorie die Hoſtien- und Proskomidien-Gelder. Faſt keiner der Wallfahrer verläßt die Kirche, ohne ſich eine Hoſtie gekauft und ſie mit Beifügung einer Geldmünze dem Prieſter bei der Proskomidie (dem Zerſchneiden des Brodes zum Abendmahl, bei welchem der Namen Lebender oder Verſtorbener fürbittend gedacht wird) übergeben zu haben. Die Geldgeſchenke und freiwilligen Spenden frommer Geber ſind gleichfalls hierher zu rechnen.

Außer dieſen Einkünften, welche den Klöſtern ſo zu ſagen innerhalb ihrer Mauern zufließen, giebt es auch noch ſolche, die

Fig. 26.

Mönch im Verkaufsladen des Solowetzkischen Klosters.

sie auf verschiedenen Wegen von außen beziehen. Hierher gehören zuerst die von den Klöstern an den Landstraßen, in Städten und Dörfern, gebauten und unterhaltenen Kapellen. Das Gebet-

häuschen am Kaufhof (Gostinnoi-Dwor) zu St. Petersburg, welches dem Gussliziſchen Kloſter gehört, ſoll im Jahre circa 12000 Rubel einnehmen. In zweiter Reihe kommen hier die kirchlichen Prozeſſionen mit Heiligenbildern in Betracht, die oft tagelang dauern, Entfernungen von 10 bis 100 Kilometer zurücklegen und in allen Dörfern und Weilern vor den Heiligenbildern gegen Entgelt Gottesdienſt abhalten. Manche Klöſter ſollen auf dieſem Wege jährlich bis 15 000 Rubel einnehmen. Endlich ſind hier noch die Kollekten-Gelder zu nennen. Sämmtliche Klöſter pflegen durch ganz Rußland ihre Kollektenſammler zu entſenden, welche bei allen frommen Chriſten milde Gaben entgegenzunehmen befugt ſind. Nach allen Richtungen durchſtreifen dieſe Kloſterbrüder und Kloſterſchweſtern das Reich von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte. In der Hand halten ſie einen mit ſchwarzem Stoff überzogenen viereckigen Sammelteller, der mit zwei in Kreuzform aufgeklebten Silberborten „geweiht“ iſt. (Fig 27.) Bei den ſammelnden Nonnen ſchauen zuweilen recht hübſche, friſche Geſichter aus dem langen ſchwarzen Kopftuch hervor. Die Nächte bringen ſie in den Hütten der Bauern zu und pilgern

Fig. 27.

Nonne, Gaben ſammelnd.

weiter und weiter, bis sie ihr Bettelzug mit den eingeheimsten Gaben, für welche sie überall mit einem „Gott bezahlt es" vergelten, in das heimische Kloster zurückführt. Übrigens ist der Betrag dieser Kollekte geringer, als man denken möchte.

Eine bedeutende Einnahme für die Klöster ist das Sterben der Menschen. Zunächst besitzen sie große Friedhöfe, deren Plätze von den Gläubigen für die ewige Ruhe sehr gesucht und theuer bezahlt werden. Das Alexander-Newski-Kloster in St. Petersburg z. B. nimmt für Gräber, je nach der Lage, bis zu 500 Rubel, dazu kommen die Kosten der Beerdigung selbst, die in der ersten Abteilung jenes Klosters 1000 Rubel betragen. Ferner knüpfen sich daran die Einkünfte für Trauerliturgien, Seelenmessen u. dgl.

Bei allen Klöstern findet man größere oder kleinere Gasthäuser und Hospize, in welchen die Wallfahrer Aufnahme finden. Die ersteren sind für die wolhabenden Klassen bestimmt, die letzteren für arme Leute. Von den Gasthäusern sind manche so elegant und komfortabel eingerichtet, daß sie den größten Petersburger Hotels an die Seite gestellt werden können. Dort existieren dann auch feste Preise für die Zimmer. Bei weniger gut eingerichteten zahlt man nach Belieben. Die Einnahmen der Klöster auf diesem Gebiet erstrecken sich von circa 400 bis 24 000 Rubel.

Nehmen wir zu allem Aufgeführten noch die Einnahmen aus dem Vermiethen von Speichern, Häusern u. dgl., welche z. B. bei dem Newski-Kloster in St. Petersburg sehr bedeutend sind, und die Renten der deponierten Kapitalien, so ergiebt sich für die 485 russischen Klöster eine beiläufige Einnahme von neun Millionen Rubel.

Dabei besitzen sie unermeßlich große Schätze an Metallen und Edelsteinen, die nur annähernd zu taxieren zu den Unmöglichkeiten gehört. Die Schatzkammern des Moskauer Hauptklosters und des Júrjew Klosters allein repräsentieren zusammen einen Werth von 30 Millionen. Danach kann man sich eine annähernde Vorstellung von den kolossalen Reichthümern an Gold, Silber

und Edelſteinen machen, welche in ſämmtlichen ruſſiſchen Klöſtern aufgehäuft ſind.

Es liegt ebenſowol im Zweck dieſer Schilderungen, als ich es im Intereſſe meiner Leſer glaube, wenn ich ein paar der eigentümlichſten und hervorragendſten Klöſter herausgreife und an ihnen das ruſſiſche Mönchsleben in ſeinen äußeren und inneren Bedingungen zu zeichnen verſuche. Ich wähle dazu drei ihren phyſiſchen Verhältniſſen und ihrer geographiſchen Lage nach ſehr weit voneinander entlegene und verſchiedene Klöſter: Kloſter Walaám im Ládogaſee, nach welchem ich ſelbſt eine Wallfahrt unternahm, das Hölenkloſter in Kíjew und das Ssolowézkiſche Kloſter auf einer Inſel des weißen Meeres.

Das Kloſter Walaám wolle der Leſer nach den Eindrücken kennen lernen, wie ich ſie auf meiner eigenen Pilgerung dorthin, erfuhr.

Eine halbtägige Fahrt auf dem ſchönen, breiten Strome der Newa führt den Reiſenden zunächſt nach Schlüſſelburg. Das unbedeutende Städtchen liegt unmittelbar am Ausfluß der Newa aus dem Ládogaſee. Intereſſanter und wichtiger als dieſes iſt die Feſtung, die ihre bemerkenswerthe öffentliche Geſchichte hat und eine noch anziehendere geheime, die in den Chroniken nicht aufbewahrt iſt. Das Werk liegt mitten in den Fluten des Sees und nur zu Schiffe ſind die Zugänge erreichbar. Von den Ruſſen erbaut, dann von den Schweden genommen, wurde die Feſte am 11. Oktober 1702 von Peter dem Großen wieder erobert, der die Beſchießung eigenhändig leitete und deſſen preobraſhénſkiſche und ſſeméuowſche Garde die von ihm gelegte Breſche erſtürmte. Links von der Stadt erhebt ſich ein hoher Sandhügel, der preobraſhénſkiſche Berg, — dort ruhen die gefallenen Ruſſen und Schweden friedlich nebeneinander. Die Feſtung hat jetzt ein ſtilles, ruhiges, etwas melancholiſches Ausſehen. Ihre kriegeriſche Bedeutung hat ſie längſt eingebüßt — die Gewölbe dienen ſeit lange zum Gefängnis. Manches Drama der ruſſiſchen Regierungsgeſchichte hat hier ſeinen tragiſchen Abſchluß gefunden.

Das größere, für den See beſtimmte Schiff nimmt uns auf und dampft ſofort in die leicht gekräuſelten Wogen des Ládoga hinaus. Das iſt keine Fahrt wie auf einem der ſmaragdenen Schweizerſeen — es iſt das Meer, das gewaltige, uferloſe Meer, das ſich ringsum ausbreitet. Alles Wechſel und Bewegung, keine Grenze, kein feſter Punkt, auf dem das Auge ruhen könnte. Der Ládoga iſt aber auch der größte See Europas, dreihundert Kilometer lang, zweihundert breit, deckt er einen Flächenraum wie etwa das Königreich Sachſen. Siebzig Zuflüſſe ſpeiſen dies ungeheure Waſſerbecken, dem die Newa in 820 Faden Breite entſtrömt; einſt der bewegliche Schauplatz blutiger Kämpfe der Normannen, Nówgoroder, Schweden und Finnen. Auch die Hanſa befuhr den See und es ließe ſich eine ſtattliche Chronik dieſer Waſſerwüſte erzählen.

Nur wenige der an Bord befindlichen Reiſenden wollen über den See in das benachbarte Finland. Die meiſten ſind Wallfahrer nach den Klöſtern des Ládoga, Konéwez und Walaám; Wallfahrer aus Frömmigkeit, Wallfahrer aus Sündenbewußtſein, Wallfahrer aus Wiſſensdurſt und Neugier; Wallfahrer aus allen möglichen Geſellſchaftsſchichten, Völkern und Religionen.

Abends läuft das Schiff die Kloſterinſel Konéwez an, wo die Nacht zugebracht wird. Am frühen Morgen geht die Fahrt weiter. Am Nachmittag zeigen ſich in der Ferne dunkle, unregelmäßige Formen. Allmählich löſen ſie ſich deutlicher vom Horizont ab. Endlich treten wie aus lichtem Nebelſchleier ungeheure ſchroffe Felſen hervor mit dunklem Walde bewachſen, genau dieſelbe Bildung, wie die Skären an der Süd- und Weſtküſte Finlands. Der See wird zum Kanal zwiſchen rieſigen Felskoloſſen. Mit langſamen Rudertakt biegt das Fahrzeug in das Thor zwiſchen zwei himmelhohen, mauerſteilen Inſeln, oben am Himmelsſaum gekrönt von dem grünen Laub uralter Baumgiganten. Ein neues Felſeneiland ſchiebt ſich vor. Auf dem höchſten Vorſprung in den blauen Äther hinein ragt in wunderbar ergreifender Schönheit eine Kapelle; neben ihr eine ſchmuck-

loſe Hütte, die Behauſung eines Einſiedlers, des einzigen Bewohners dieſer abgelegenen Inſel.

Das Fahrwaſſer wird immer ſchmaler. Von beiden Seiten drängen die Granitmaſſen näher; hoch oben über uns ragen die Mauern und Thürme des Kloſters Walaám, und wie beim Anblick Jeruſalems das Heer der Kreuzfahrer auf die Kniee ſank, ſo beugen ſich jetzt die rechtgläubigen Pilger unſeres Schiffes, machen das Zeichen des Kreuzes und grüßen mit frommen Gruße die heilige Stätte.

Wir biegen jetzt um eine Felſenwand, das Ufer ſenkt ſich zum See hinab, wir ſind am Ziele. (Fig. 28.) An der Landungsbrücke empfängt uns mit freundlichem Willkomm eine Schaar ſtattlicher Mönche und dienender Brüder. Das Gepäck wird ans Land gebracht. Jede Sondergruppe der Pilger und Reiſenden erhält einen Mönch zum Führer und Begleiter und im langen Zuge bewegen ſich die Wallfahrer aus dem Volke die hohe Granittreppe hinauf zu den Gebäuden des Kloſters.

Inzwiſchen lichtet unſer Dampfer, die Zaríza, von Neuem die Anker und ſteuert ihrem letzten Ziele entgegen, dem Städtchen Sſerdoból an der benachbarten finländiſchen Küſte, um uns von dort am dritten Tage wieder abzuholen und heimzuführen.

Die Pilger aus der beſſeren Geſellſchaft werden bedeutet ſich zunächſt in die für ſie bereiteten Wohnungen zu begeben, um ſich von den Anſtrengungen der Reiſe zu erholen. Wir folgen der Leitung der freundlichen Mönche, die uns in ein vortrefflich gebautes, ſtilvolles ſteinernes Palais führen, das zur Aufnahme vornehmer Wallfahrer beſtimmt iſt. Hier erhält jede Perſon für ſich eine geräumige, einfach aber geſchmackvoll ausgeſtattete, freundliche Zelle mit bequemen Bett, Tiſch, Stühlen, Waſchgeräth; — alles, was der anſpruchsloſe Menſch auf Reiſen braucht, iſt vorhanden; — nur kein Spiegel.

Nun wird unſer irdiſch Teil innerlich und äußerlich erquickt und geſtärkt und dabei mit den uns zukommandierten Vätern des Kloſters Unterhaltung gepflogen.

Fig. 28.

Kloſter Valaám

Das Gebiet des Kloſters Walaam iſt ein Archipelagus von gegen vierzig größeren und kleineren Inſeln, ſämmtlich aus dem See ſteil hervorragende Granitfelſen. Die Hauptinſel, auf welcher ſich das eigentliche Kloſter mit ſeinen Kirchen, Gaſt- und Wirthſchaftsgebäuden befindet hat gegen 30 Kilometer im Umfange. Das große Kloſtergebäude iſt ziemlich neuen Datums; es wurde 1784 gebaut. Alle Wallfahrer werden hier unentgeltlich beherbergt und bewirthet. Der allgemeinen Kloſterkaſſe ein Geſchenk zu machen iſt zwar nicht verwehrt, wird aber nicht erwartet. Im Laufe des Jahres werden 3 bis 4000 Pilger auf das gaſtfreundlichſte aufgenommen, von denen etwa der dritte Teil ganz mittellos iſt und mit einem Gaſtgeſchenk entlaſſen wird. Gegen funfzigtauſend Pfund Brot giebt man den Wallfahrern mit auf den Heimweg. Die jährlichen Ausgaben des Kloſters betragen gegen 75 000 Rubel, die hauptſächlich durch milde Gaben gedeckt werden, denn der Gewinn aus Ackerbau, Fiſchfang, Heuernte u. dgl. bringt kaum die Hälfte ein. Alle zum Lebensbedarf nothwendigen Handwerke ſind auf der Inſel vertreten, werden aber nur von den Mönchen ſelbſt ausgeübt. Ebenſo verſehen dieſe alle übrigen Arbeiten der Landwirthſchaft, Gärtnerei, des Fiſchfangs und Haushalts ohne Ausnahme und unterliegen dabei in Bezug auf Faſten und Gebet der ſtrengſten klöſterlichen Disziplin. Der ruſſiſche Mönch gewöhnlicher Obſervanz faſtet immer; er ernährt ſich nur von Fiſchen und Vegetabilien, ſein Getränk iſt Quaß, Thee oder Waſſer. Der Mönch von der ſtrengen Regel genießt auch keine Fiſche und trinkt nur Waſſer. Außer wallfahrenden Frauen und Mädchen, die vorübergehend zum Büßen und Beten hier weilen, wohnt auf ſämmtlichen Inſeln kein Weib.

Nachdem wir uns an Speiſe und Trank geſättigt und namentlich an dem vorzüglichen alten Kloſterquaß erquickt, begeben wir uns die hohe Treppe hinauf in das Hauptgebäude, um dem Vorſteher des Kloſters, dem hochwürdigen Igúmen, unſeren Beſuch abzuſtatten. Vater Damáskin, ein kräftiger Greis mit

ſchneeigem Haar und Bart, von einnehmender Geſichtsbildung, gab ſich ſofort als Mann von Geiſt und Gelehrſamkeit. Sein ganzes Weſen athmete natürliche Würde und liebevolle Duldung. Mit herzgewinnender Freundlichkeit begrüßte er uns in ſeinem Gaſtzimmer. Wir mußten Platz nehmen, Thee wurde gereicht und das Geſpräch wandte ſich bald von St. Petersburg auf das Inſelkloſter und ſeine Verhältniſſe. Doch der Abend brach herein, wir wollten uns noch etwas umſehen und verabſchiedeten uns bald. Wir waren im Aufbrechen, als Vater Damáskin die Frage hinwarf: „Seid Ihr rechtgläubig, meine Kinder?“ „Wir ſind Proteſtanten, hochwürdiger Vater,“ war die Antwort. „Nun,“ ſagte der Prior, und ein reizendes Lächeln verklärte ſein gutes Geſicht — „wir ſind ja allzumal Sünder“ und ſegnend entließ er uns.

Wir begaben uns jetzt zum Gottesdienſt, der in einer der ſechs Kirchen des Kloſters für die Wallfahrer abgehalten wurde. Es war die Hauptkirche, in der ſich die Gebeine der beiden Kloſterheiligen Sſergéi und Gérman befinden. Eine Menge Betender lag auf den Stufen des prachtvollen Grabmals. Aus dem Gotteshaus traten wir hinaus auf die Terraſſe des Kloſters und ein Anblick von unbeſchreiblicher Schönheit bot ſich dem naturdurſtigen Auge dar. Zu unſern Füßen im Abendgold ſchimmernd der glänzende See, eingeengt in rieſige Granitbecken und Kanäle, die zahlloſen wildbewachſenen Inſeln mit hellfarbigen Laubbäumen und dunklem Nadelholz, durchſäet mit Kirchen, Kapellen und den Hütten der Anachoreten. Langkielige Boote kreuzen von Eiland zu Eiland. Schaaren wilden Geflügels fliegen und ſchwimmen dazwiſchen, ein wunderbares Paradies der Ruhe und des Friedens — unter dem 62. Grad nördlicher Breite.

Den Rückweg nahmen wir durch den Kloſtergarten voll herrlicher Blumen und köſtlicher Früchte. Vater Grigóri, der Kloſtergärtner, empfing uns, ein ſteinalter Mönch mit langem weißem Haar. Der Frieden der Seele ſtand in deutlicher Schrift auf dem gebräunten Antlitz des Greiſes, deſſen Leben ruhig

dahin gefloſſen war zwiſchen frommen Gebet und dem Umgang mit der ewig jungen Natur. Er pflückte uns herrliche Beeren, wie ſie nur der hohe Norden zu erzeugen vermag und geleitete uns auf den Weg zur freundlichen Herberge.

Kaum hatte der helle Sonnenſchein uns vom Lager gelockt, ſo erſchien auch ſchon Vater Feoktiſt, unſer erſter Führer und Geleitsmann, mit trefflichem Thee und lockerem Weißbrot. Zucker und Butter lieferte die eigene Reiſeküche und ſo war unſer Frühmal wolbeſtellt. Dann gings auf die Wanderung durch Kirchen, Wohnungen und Wirthſchaftsgebäude. Überall die größte Ordnung, die peinlichſte Sauberkeit. Mehr als die eintönige Pracht der Tempel, als das Denkmal zur Erinnerung an den Beſuch des Kaiſers Alexander I., als die Schatzkammer mit ihren edelſteinbeſäeten Prieſterornaten, Meßbüchern und Altargefäßen, mehr noch als die Bibliothek, die viele ſeltene Kirchenbücher, aber keine Handſchriften enthält, zog mich das Haus der Werkſtätten an, in deſſen weiten Räumen alle Handwerke von den frommen Vätern getrieben werden, welche zur Befriedigung der beſcheidenen Lebensbedürfniſſe unſerer gaſtfreundlichen Mönche dienen. Während Mühle und Brotbäckerei ſich im Hauptgebäude neben der Küche befinden, iſt hier die Tiſchlerei, Schuhmacherwerkſtatt, Weberei, das Atelier der Kloſterſchneider, die Schmiede, die Schloſſerei und eine Menge anderer Gewerbe in einem wahren Prachtgebäude und ſeinen, acht Etagen übereinander bildenden, in den Felſen gehauenen gewölbten Kellern einquartiert.

Nun gings zum Ufer hinab. Ein Langboot mit ſechs rudernden Mönchen erwartete uns. Vater Feoktiſt ſetzte ſich ans Steuer, wir ſtiegen ein, unter dem Taktſchlag der Riemen wirbelten funkelnde Diamanten in die Luft und hinein gings in die wunderbare Zauberwelt der Felſeninſeln. Das Waſſer glatt wie ein Spiegel und durchſichtig klar. Ein Felskoloß nach dem andern, jeder Vorſprung mit goldgrünem Laub, mit blauſchwarzen Tannen geſchmückt, ſchiebt ſich vor und ſcheint den Kanal zu ſchließen, bis ſich zur Seite eine neue Bucht öffnet, die uns weiter führt.

Bei jeder Wendung des Bootes ein neues Bild. Neben uns ſchwimmen ruhig wilde Enden, unbekannt mit der Tücke der Menſchen; über unſern Häuptern zieht eine Schaar von Kranichen. Jetzt wird die Gegend wilder und dunkler, die Felſen höher; ein Wildbach rauſcht von der Wand herab, zwiſchen den Bäumen ſchimmert die Wohnung eines Anachoreten. Sie ſteht verwaiſt und harrt auf einen neuen Inſaſſen; der asketiſche Mönch, der dort ſieben Jahre einſam und ſchweigend zugebracht, iſt kürzlich geſtorben.

Das Boot nähert ſich einer kleinen lieblichen Inſel. Auf der Höhe ragt das griechiſche Kreuz. Unter dunkeln Bäumen ſchimmert ein Kirchendach, nicht weit davon ein ſtattliches Haus. Wir landen. Es iſt der „Schkit“ des heiligen Nikolai des Wunderthäters, den wir betreten.

Unter „Schkit“ — das Wort ſtammt vielleicht aus dem Altnordiſchen und hängt mit „ſcheiden“ zuſammen — verſteht man eine geſonderte Abteilung des Kloſters, deren Mönche freiwillig nach einer ſtrengeren Obſervanz leben. Sie ſchweigen ſtets, leben nur von Vegetabilien und Waſſer und ihre Kirche iſt zu keiner Stunde des Tages oder der Nacht ohne eine beſtimmte Anzahl Betender, bei welchem frommen Dienſt ſich die Mönche ſtündlich ablöſen. Unſer Beſuch beſchränkte ſich ſelbſtverſtändlich auf ſtummes Schauen. Das Wohnhaus enthält helle, reinliche Zellen und ein größeres Zimmer für den Igúmen, der ſich zuweilen für einige Zeit in den Schkit zurückzieht. Solcher Niederlaſſungen ſtrenger Obſervanz hat Walaám vier. Außer dem Schkit des heiligen Nikolai, der eine Werſt (Kilometer) vom Hauptkloſter entfernt iſt, den bedeutend größeren „Aller Heiligen“ auf zwei Werſt Entfernung, den Schkit des Alexander Swirſki, Werſt vom Kloſter und endlich den Johannes des Täufers, vier ſieben Werſt von der Hauptinſel gelegen.

Über Felsgeröll und durch Fichtenwald gelangten wir zum Ufer und Vater Feoktiſt ſteuerte uns auf einer andern herrlichen Waſſerſtraße zwiſchen andern Inſelgruppen hindurch zum Kloſter zurück.

Ringsum neue Bilder, neue Reize dieſer wunderbaren, jungfräulichen Natur. Auf den Inſeln Walaáms donnert kein Schuß, kein Jäger darf dem Wilde Fallen ſtellen. Das Kloſter geſtattet keine Jagd in ſeinem Bereich, kein warmblütiges Tier darf getötet werden. Am Ufer der Felſeneilande graſt ruhig und ſicher das rieſige Elen, ſpielt die Häſin unbeſorgt mit ihren Jungen und der Fuchs ſieht bedächtig auf die vorüberfahrenden Mönche herab. Im Winter kommen zuweilen aus Finlands Urwäldern Wölfe und Bären über das Eis. Da hören denn wol die Väter im nahen Walde das dumpfe Geheul, das heiſere Bellen und der kluge Fuchs ſucht Schutz und Nahrung bei den betenden Menſchen.

Mit gleichmäßigem Ruderſchlage durchkreuzen wir den wunderſamen Archipel und landen wieder auf der Hauptinſel. Es iſt Mittagszeit. Wir folgen der Einladung des Vater Igúmen und nehmen Teil am gemeinſchaftlichen Mal der Mönche und Pilger. Unſer treuer Führer geleitet uns durch die gewölbten Gänge des Kloſtergebäudes in das Refektorium. Ein großer, hochgewölbter weißgetünchter Raum in der Form eines länglichen Rechtecks; ſein einziger Schmuck einige Heiligenbilder. Drei gedeckte Tafeln in der Längeausdehnung aufgeſtellt und parallel laufend, füllen den größten Teil des Saales. Der mittlere Tiſch iſt etwas kürzer als die beiden andern; an ſeinem Kopfende ſteht eine Art Katheder. Dieſe mittlere Tafel iſt für die vornehmen Gäſte beſtimmt, die rechts vom Katheder für die Mönche, die links für die Pilger aus dem Volke. Faſt alle Plätze ſind ſchon beſetzt. Die Unterhaltung findet, ſo weit möglich und nöthig, nur durch Blicke und Zeichen ſtatt. Während des Males im Refektorium darf nur eine einzige Perſon ſprechen: der Mönch, der jetzt das Katheder einnimmt und mit lauter Stimme erſt ein Gebet, dann Pſalmen lieſt, in welchem frommen Geſchäft er ſich während der Dauer des Males keinen Augenblick unterbricht. Die Tafeln ſind mit glänzend weißem Linnen gedeckt. Vor jedem Platze befinden ſich einige Teller übereinander geſchichtet, ein Meſſer und

ein Löffel. Gabeln werden als unnützer Luxus betrachtet und finden sich nur auf dem mittleren Tische. Auf der rechten Seite jedes Gedeckes liegt ein schönes großes Weißbrod, auf der linken eine mehr als faustgroße Fischpastete (Piróg). Hinter den Tellern steht ein Becher aus Metall. In der Mitte der Tafel, zwischen großen mit Kwaß gefüllten Krügen sind die Bestandteile der kalten russischen Fischsuppe (Batwinja), wol geordnet: mehrere Arten gesalzener Fische, Lauch, Kräuter, Gurken, Essig, den Kwaß nicht zu vergessen. Ein einzelner Glockenschlag ertönt — das Zeichen zum Anfang des Males. Der Psalmenleser beginnt sein Gebet, alles lauscht still und andächtig. Er spricht das Amen, jedermann bekreuzigt sich, die Psalmen und die Malzeit werden in Angriff genommen. Man bereitet sich selbst seine Batwinja nach Gewohnheit und Geschmack und läßt sich den trefflichen Piróg dazu schmecken. Die kräftige Stimme des psalmenlesenden Mönches übertönt das leise Geräusch der Löffel und Messer. Genau funfzehn Minuten sind vergangen, da tönt abermals ein einzelner Glockenschlag. Eine Seitenthür öffnet sich, eine lange Reihe dienender Brüder, einer hinter dem andern, tritt ruhigen, gemessenen Schrittes ein; in wenigen Augenblicken haben sie die Tafeln abgeräumt und mit den Speisen des zweiten Ganges besetzt. Derselbe besteht aus den köstlichsten Fischen, gekocht, gebraten, geschmort — warm, kalt — kurz in mannigfaltigster Art der Zubereitung mit allerlei Gemüse und Salat. Abermals nach einer Viertelstunde wiederholt sich das Glockenzeichen mit der Erscheinung der dienenden Brüder. Es wird abgeräumt, ein Dankgebet gesprochen; alles verneigt sich und schlägt das Kreuz. Das Mal ist vorüber.

Wir schlendern unserer Wohnung zu, um nach den Anstrengungen des Morgens, die Mittagszeit in Ruhe zu verbringen. Da kreuzt unsern Pfad ein ziemlich verwittert aussehender Mönch und redet uns an: „Gnädige Herren, Ihr seid aus Petersburg; wollt Ihr einem armen Manne einen Liebesdienst erweisen?“ — „Recht gern!“ — „Sucht mein Weib auf

und meine Kinder, bringt ihnen meinen Gruß und ſagt, daß ich lebe und geſund bin.“ — „Ihr ſeid Mönch und habt Weib und Kinder?“ — „ich bin kein Mönch, ich bin Pope, von der geiſtlichen Obrigkeit auf ſechs Jahre ins Kloſter geſchickt.“ — „Auf ſechs Jahre! Das iſt hart — und weshalb, mein Vater?“ — „Wegen Trunkſucht!“ erwiederte der Bedauernswürdige, eine Thräne rollte über ſein mageres, bleiches Antlitz; er nannte uns die Wohnung ſeines verlaſſenen Weibes und ging.

Als wir uns zu neuen Exkurſionen auf den Weg machen wollten, erfüllte ein feiner Bratengeruch die gewölbten Gänge des gaſtlichen Hauſes. Wir äußerten gegen Vater Feoktiſt unſer Erſtaunen über dieſe fremdartige Erſcheinung und er führte uns durch einige Korridors zum Urquell des Aroms. Es war eine große, prachtvolle, helle Küche mit drei oder vier Herden. An dem einen ſtand ein ſehr weltlicher Koch in dem bekannten weißen Koſtüm, eifrig beſchäftigt. „Wenn wir unſern Gäſten nur Faſtenſpeiſe vorſetzen können — erklärte unſer Geleitsmann — ſo ſollen ihnen doch wenigſtens Mittel und Gelegenheit nicht fehlen, nach ihrer Weiſe zu leben. Wer ſich alſo nur die Dienerſchaft und die nöthigen Vorräthe mitbringt, kann hier nach Herzensluſt kochen und braten laſſen, wie es ihm gefällt.“

Am andern Morgen in der Frühe mahnte die Schiffsglocke der Zariza zum Abſchied. Wir beſuchten den ehrwürdigen Prior, um für die genoſſene Gaſtfreundſchaft unſern Dank abzuſtatten. Unſer Entzücken über das herrliche Inſelkloſter machte ihm die größte Freude und er ladet uns zu baldiger Wiederholung der Pilgerfahrt ein. Der Sitte gemäß verneigen wir uns tief und wollen ihm, wie alle Reiſegenoſſen, die Hand küſſen. Er ließ das nicht zu, legte jedem von uns ſegnend die Hände aufs Haupt und küßte uns auf die Stirn. Von ganzem Herzen dankbaren Abſchied nahmen wir von Vater Feoktiſt, der uns mit emaillierten Bildern der Heiligen Sſergéi und Gérman beſchenkte.

Der Prior mit ſämmtlichen Mönchen begleitete uns zum Landungsplatz. Unter der Segenſpendung des Vaters Damáskin

löste sich der Dampfer vom Ufer und rauschte an den Felsen vorüber. Mit wehmütigem Entzücken blicken wir zum letztenmal an den steilen Granitwänden empor. Hoch oben auf der Terrasse steht der ehrwürdige Igúmen mit seinem Gefolge und winkt nochmals Segen und Abschiedsgruß über das Schiff und die es heimwärts trägt. Entblößten Hauptes danken wir. Der Dampfer zieht seine Furche durch den Spiegel des Sees. Sehnsüchtig wendet sich das Auge nochmals zurück nach der wunderbaren Insel. Noch einen Gruß hinauf in das Waldesdunkel zur Wohnung des Eremiten — der Felsen mit der leuchtenden Kapelle verschwindet, der Ton des Glöckchens verhallt, Walaám ist den Blicken entschwunden. —

Das Hölenkloster in Kijew ist der Centralpunkt dieser heiligen Stadt, zu welcher die Wallfahrer aus der wetteſten Ferne herbeipilgern, um an dieser ehrwürdigsten Stätte der russischen Kirche ihr Gebet zu verrichten. Auf den Höhen am rechten Ufer des Dnjepr unter andern Klöstern und Kathedralen, erhebt sich das Hölenkloster auf einem Berge, der gegen den Strom zu schroff abfällt. Es besteht aus vier Abteilungen, der eigentlichen Lávra, dem Krankenkloster, dem Kloster der nahen und dem Kloster der entfernten Hölen. Gegründet wurde das Heiligtum — wie berichtet wird — von dem ehrwürdigen Anton aus der Stadt Ljubetsch, der auf dem Berge Athos zum Mönch geweiht worden und bei seiner Rückkehr nach Russland (1013) an dem Orte des heutigen Klosters eine Höle fand, welche von den Warägern ausgegraben war. Später soll er eine zweite Höle gefunden und in beiden lange Zeit asketisch gelebt haben. Sein Ruf verbreitete sich im Lande und seine Höle verwandelte sich in ein Kloster mit zahlreichen Grotten unter und stattlichen Gebäuden über der Erde, das oft zerstört und geplündert, immer aber wieder glänzender als vorher aufgebaut wurde. Jetzt sind seine Kirchen und Gebäude, mit Ausnahme des Abhangs zum Flusse und der Südseite, die sich in Gärten verliert, durch

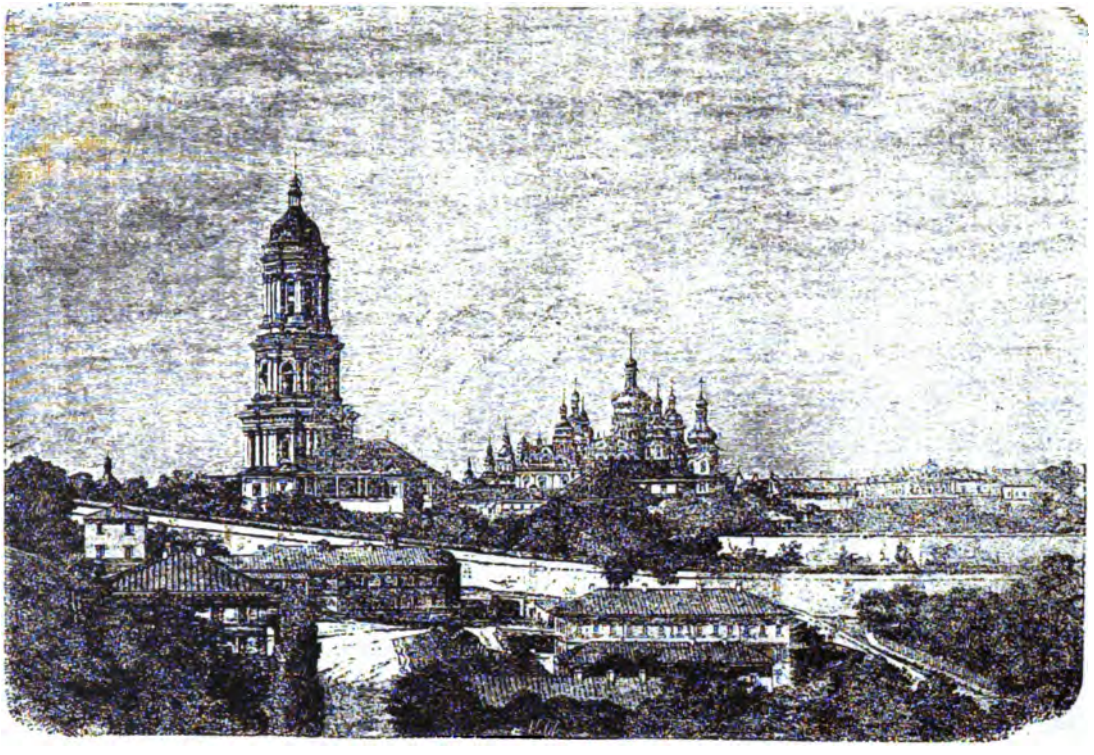
Befeſtigungen geſchützt, die im Jahre 1716 von Peter dem Großen angelegt wurden. (Fig. 29.)

Schreitet man durch das mit Heiligenbildern geſchmückte Kloſterthor, ſo erblickt man innerhalb des Gebäudes die kleinen Zellen der Mönche, vor denen ſorgſam gepflegte Sträucher und Blumenbeete einen gar freundlichen Eindruck machen. Ein breites Trottoir aus Hauſteinen führt in die Kathedrale, welche nach einem alten dort befindlichen Muttergottesbilde den Namen „Mariä-Himmelfahrt“ trägt. Gegen Südweſt erhebt ſich der gewaltige, wundervolle, aus vier Stockwerken beſtehende Glockenthurm.

Ein langer bedeckter Gang führt am Berge hinab nach der Stelle, wo die Kirche zur Kreuzerhöhung ſteht, durch die man zu den Hölen gelangt. Beim Eingange in dieſelben erhält man von dem geleitenden Mönche eine geweihte brennende Wachskerze und durch ein eiſernes Gittertor betritt man das Reich des Todes. Die Luft iſt ſchwer und drückend. Hier und dort ſind die glatten Sandſteinwände von dem Rauch der Lichter geſchwärzt, was aber kaum bemerkbar iſt in dem Glanze der zahlloſen Kerzen, zwiſchen denen in Gold und Silber altſlawiſche Inſchriften ſchimmern. Eine ungeheure Menge von Pilgern füllt die unterirdiſchen Gänge; von den Kapellen her erſchallen die harmoniſchen Töne des Kirchengeſanges. Aus den Zellen ringsumher ſtarren dem Wanderer die unverweſten Leichname der Heiligen entgegen — alles hier verkündet die Vergänglichkeit des Irdiſchen und die Schauer des Todes. Noch jetzt ſoll es opfermuthige fromme Gemüther geben, die einmal in dieſe Gräberhallen niedergeſtiegen, nicht mehr an des Tages Licht zurückkehren und den Reſt ihres Lebens hier in Buße und Gebet verbringen.

Die unterirdiſchen Gänge ähneln den Strecken und Stollen der Bergwerke, ſind etwa 7 Fuß hoch und 4 bis 5 Fuß breit. In labyrinthiſchen Windungen ziehen ſich die beiden Abteilungen derſelben mehr als eine halbe Stunde lang in den Felſen und

Fig. 29.



Das Höhlenkloster zu Kijew.

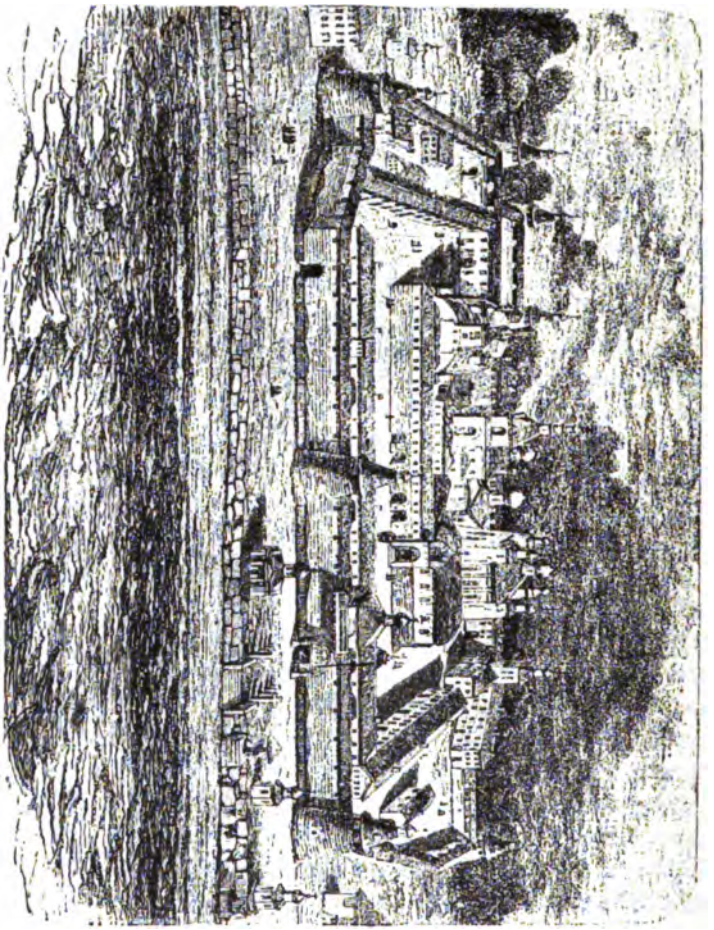
bilden eine Art weiten Kreis, ſo daß man, nachdem die drei unterirdiſchen Kirchen paſſiert ſind, beim Ende der Wanderung wieder zur Eingangspforte zurückkehrt. Alle 20 bis 50 Schritte iſt in den Gallerien rechts oder links eine Niſche angebracht, mit einem aus dem anſtehenden Gebirg herausgearbeiteten Steinſarg. Es ſind die Grabſtätten der alten Einſiedler, welche ſämmtlich als Heilige verehrt werden. Die Körper verweſen in dieſem Grottenbau nicht; ſie trocknen nur zuſammen. Alle liegen offen in Mönchsgewändern ausgeſtreckt in ihren Steinſärgen. Über jeden iſt eine bunte Decke von Sammet oder Seide, prächtig in Gold geſtickt, ausgebreitet. Der Kloſterführer pflegt dieſelbe hier und dort zu entfernen, um dem Pilger den Anblick der unverweſten Leichname zu gönnen. Einer der Heiligen hatte ſich lebendig bis an den Hals in die Erde eingraben laſſen, ſo daß nur der Kopf hervorragte und iſt ſo geſtorben. Hin und wieder ſind neben den Gängen kleine Zellen in den Fels eingehauen. Sie ſind von mönchiſchen Einſiedlern bewohnt geweſen, die dieſen traurigen Aufenthalt nicht mehr verließen, mit niemand ſprachen und ſich durch kleine fenſterartige Öffnungen die kärgliche Nahrung reichen ließen. Die Zelle, welche der Stifter des Hölenkloſters, der heilige Anton, bewohnte und die aus Sandſtein herausgemeißelte Bank, auf welcher er zu ſitzen pflegte, wenn er die Brüder belehrte, werden gezeigt. Über der Grabhöle des berühmten ruſſiſchen Chroniſten Neſtor (1066 — ca. 1146), der ſeit ſeinem ſiebzehnten Jahre ein Inſaſſe des Hölenkloſters war, befindet ſich eine Metalltafel mit Inſchrift. An verſchiedenen Stellen ſind in den Felſen Schädel eingelaſſen, welche ein Öl ausſchwitzen, das als koſtbares Salböl zu hohem Preiſe abgelaſſen und verſendet wird. Auch freiſtehende Schädel werden gezeigt, welche dieſen Chriſam (ruſſiſch Myro) ausſchwitzen.

Ob die Waräger, ob die Mönche oder die Natur die meiſten dieſer unterirdiſchen Gänge und Hölen gebildet, läßt ſich ohne genaue geognoſtiſche Unterſuchung, die ſchwerlich ſtatthaft wäre, nicht entſcheiden. Das letztere iſt wol das wahrſcheinlichſte und

die jetzt vorhandenen unterirdiſchen Räume ſind aus Naturhölen, wie die Muggendorfer in Bayern, die Baumanns- und Bielshöle am Harz, entſtanden. Sie würden ſonſt — ohne die Hilfsmittel des modernen Bergbaues — bei jenen erſten mittelalterlichen Bewohnern eine ans Unmögliche grenzende Arbeitskraft und Ausdauer vorausſetzen.

Das Sſolowézkiſche Kloſter liegt unter dem 65. Grad nördlicher Breite im weißen Meere am Eingange der Onéga-Bai. Die Gründer desſelben, die Mönche Sſawati, German und Soſſima, kamen aus dem Süden und hatten längere Zeit am Ufer des Bjelóſero, auf der Inſel Walaám und am Fluſſe Wyg zugebracht. Von einem eigentümlichen Drange nach Norden getrieben, ließen ſie ſich endlich auf der Sſolowézkiſchen Inſel nieder. Im Jahre 1429 erhob ſich zwölf Werſt von dem Orte, wo jetzt das Hauptkloſter ſteht, die erſte Einſiedelei jener frommen Väter, welche das Mönchsleben in dieſe nördlich gelegenen Gegenden verpflanzten. Das Kloſter gelangte bald zu einer erfreulichen Blüthe und erwarb auch auf dem Feſtlande Grundbeſitz.

Beſondere Verdienſte um dasſelbe erwarb ſich um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts der Abt Filipp, welcher ſich der beſondern Gunſt des Zaren Iwán IV. erfreute. Dieſer ſchenkte dem Kloſter eine Anzahl Dörfer, Fiſchereien und Salzſiedereien und legte damit den Grund zu dem wachſenden Reichtum desſelben. Mit außerordentlichem organiſatoriſchem Talent begabt, verwerthete Filipp eine Menge von Arbeitskräften für die Niederlaſſung, machte die umgebende Natur dienſtbar und produktiv und ſammelte bedeutende Kapitalien. Er führte die Renntierzucht ein, gründete auf einer kleinen Nebeninſel Mukſſalma eine Milchwirtſchaft, welche heute noch prosperiert, baute Mühlen, legte ausgezeichnete Wege an und konſtruierte ein großartiges Netz von Waſſerſtraßen, welche die Verbindung zwiſchen 52 der 300 Seeen herſtellte, die ſich auf der Hauptinſel befinden. Hierdurch wurde die Fiſcherei in hervorragender Weiſe gefördert. Alles in allem organiſierte er auf der Inſelgruppe einen groß-



Das Ssolowetskische Kloster vom Meere gesehen.

Fig. 910.

artigen Haushalt, der ebenso klug ersonnen, wie umsichtig geleitet, überall von der persönlichen Anteilnahme des verständigen Oberhirten Zeugnis gab.

Wie manches andere Kloster Russlands erhielt das Ssolo-

wézkiſche ſtrategiſche Bedeutung. Im Jahre 1578 ſchenkte Zar Iwán IV. dem Mönchshauſe Kanonen und man umgab es mit Feſtungswällen, weil man nicht ohne Grund einen Angriff der Schweden auf die neue Anſiedelung befürchtete. Dieſer Angriff erfolgte 1611 und wurde abgewieſen. Einige Jahrzehnte ſpäter hatten ſich hervorragende Sektierer in das Kloſter zurückgezogen, die Mönche für ihre Anſichten gewonnen und boten, hinter den wolbefeſtigten Wällen, der Staatskirche und der Staatsgewalt Trotz. Die Belagerung währte mehrere Jahre und 1676 nahmen die Truppen des Zaren die mönchiſche Feſtung ein. Nicht ganz zwei Jahrhunderte ſpäter wurde die Inſel abermals der Schauplatz kriegeriſcher Ereigniſſe. Während des Krymkrieges, am 18. Juni 1854, erſchienen engliſche Kriegsſchiffe vor dem Kloſter, bombardierten dasſelbe, ohne erheblichen Schaden anzurichten, und mußten es aufgeben, die Übergabe der Inſel zu erzwingen.

Die ſtattlichen Bauten des Hauptkloſters, von denen unſere Fig. 30 eine Überſicht giebt, ſtammen im Weſentlichen aus der Zeit von 1582—1594. Ein Mönch Triſón entwarf den Plan zu dieſem wolkonſtruierten Syſtem von Kirchen und Kapellen, Wirthſchaftsgebäuden und Schutzmauern. Das ganze macht den Eindruck großer Ordnung und Sauberkeit.

Das Sſolowézkiſche Kloſter iſt eine Welt im Kleinen. Hier finden ſich Ackerbau, Fiſcherei, Induſtrie, Handel, und alles in gewaltigem Maßſtabe. Die großen gewerblichen Anſtalten der Inſel werden durch bedeutende Etabliſſements auf dem Feſtlande ergänzt. Der Verkehr zwiſchen der erſteren und den verſchiedenen Punkten des letzteren iſt ein ſehr lebhafter und wird durch Fahrzeuge vermittelt, welche auf den Werften des Kloſters gebaut wurden. Zu den Mehl- und Walkmühlen, den Gerbereien, der großen Sägemühle und anderen induſtriellen Inſtituten wird überall die Waſſerkraft in geſchickter Weiſe benutzt. Das Klima iſt durch die Einwirkung des Golfſtroms milder als ſonſt in dieſen Breitegraden vorkommt und die Blumen- und Gemüſegärten des Kloſters ſind in Folge deſſen in prächtigem Stande.

Im Kemſchen Kreiſe (auf dem Feſtlande) beſitzt das Kloſter Eiſenbergwerke und Hütten und im Winter, wo es wenig oder keine Pilger auf der Inſel giebt, wird in den Schmiedewerkſtätten derſelben eine großartige Thätigkeit entfaltet, um das gewonnene Eiſen zu verarbeiten. Eine anſehnliche Schleifanſtalt hält alles Werkzeug in Ordnung. Fiſcherei und Gemüſezucht liefert den Lebensunterhalt für die Mönche und Pilger und doch iſt das Kloſter noch im Stande, Fiſche zu einem jährlichen Betrage von 50 000 Rubel zu exportieren. Das weiße Meer birgt einen ſolchen Reichtum lebender Bewohner, daß oft durch einen einzigen Zug 6000 Pfund Fiſche gefangen werden. Die Produkte der Gerberei ergeben gleichfalls einen jährlichen Ertrag von 50 000 Rubel. Bei der Einrichtung aller gewerblichen Anſtalten ſind die neueſten Fortſchritte der Technik berückſichtigt. Alles, was die Inſel hervorbringt, wird verwerthet, ſo wird Pech erzeugt und Terpentin gewonnen. Die Milchwirthſchaft auf dem Eiland Muksſalma, das durch einen zwei Kilometer langen Damm mit der Hauptinſel verbunden iſt, wird in großartigſter Weiſe betrieben. Zweihundert Kühe von der ſogenannten Kolmogóriſchen Raſſe, welche durch Peter den Großen in den hohen Norden eingeführt wurde, weiden auf den fetten Wieſen. Die größte Ordnung und Sauberkeit herrſcht bei der Bereitung der Milchprodukte. Überall auf der Inſel treten uns Unternehmungsluſt, Fleiß und Geſchick entgegen. Außer den genannten induſtriellen Anſtalten beſitzt das Kloſter noch Ziegeleien, Schreiner-, Schuhmacher- und Schneiderwerkſtätten, eine Goldſtickerei, eine Lithographie und ein photographiſches Atelier. Die Mönche finden ſich in jede Beſchäftigung, in jeden Beruf, deſſen man bedarf. Sie ſind Gärtner, Fiſcher, Ackerbauer, Kaufleute, Schiffskapitäne, Architekten — alles, was man will.

Die Hauptquelle des Wolſtandes für das Kloſter ſind natürlich die in jedem Jahre herbeiſtrömenden zahlreichen Pilgerſcharen. Sie bringen zu dem geſchenkten Kapital noch die unentgeltliche Arbeitskraft, denn die meiſten halten es für eine

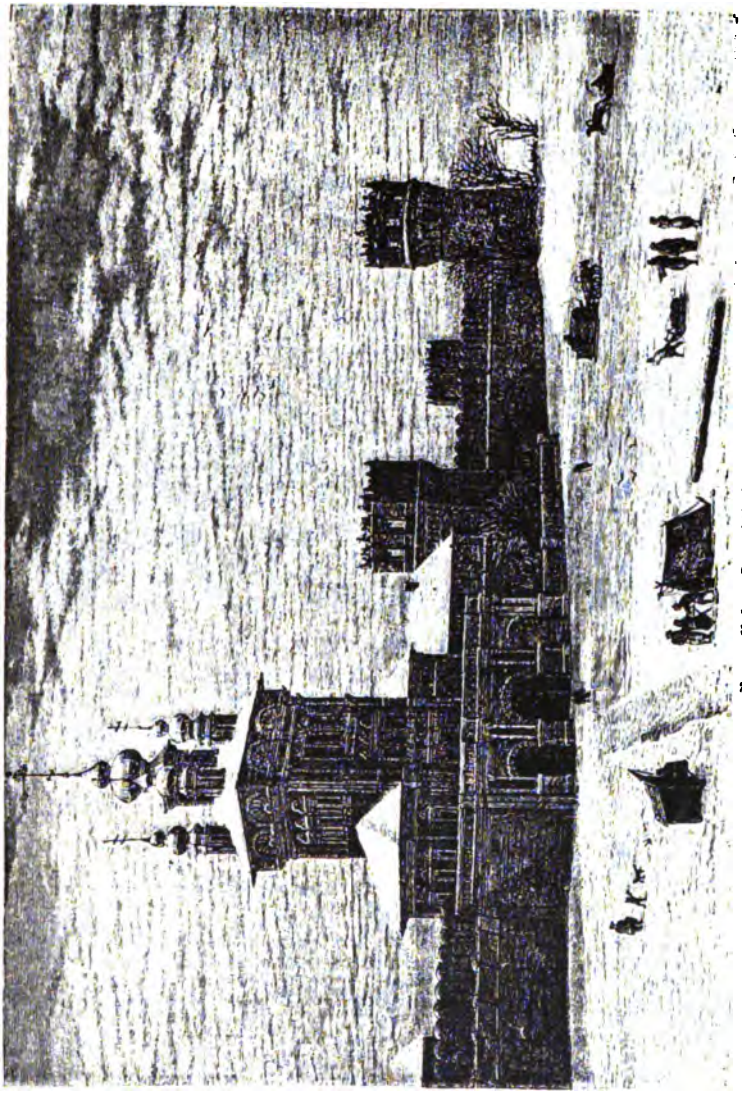
Fig. 31.

Vater Johann, Kapitain des Dampfers Nadeschda.

Ehrenſache, während ihres Verweilens auf der Inſel in den Werkſtätten des Kloſters thätig zu ſein. Die großartigen Docks, der Rieſendamm zur Inſel Mukſſalma, ſie ſind Ergebniſſe dieſer unbezahlten Arbeit der Pilger. In mancher Beziehung ſcheint das Inſtitut ſehr liberal zu ſein, ſo werden die Wallfahrer auf den beiden Dampfern der Inſel „Wéra“ (Glaube) und „Nadéſhda“ (Hoffnung) koſtenfrei hin und zurückbefördert, aber dieſe, wie die Auslagen für Beköſtigung und Verpflegung, bringen ſich von den 15 000 Pilgern des Jahres durch die freiwillige Arbeit und die Geſchenke derſelben reichlich wieder ein. In dem Verkaufsladen werden ſehr werthloſe Dinge den Pilgern theuer verkauft. So koſtet z. B. eine ganz ordinäre Abbildung des engliſchen Bombardements anderthalb Rubel. Rechnet man dazu die Einnahmen, die in allen Klöſtern vorzukommen pflegen und die ich oben aufgezählt, ſo ergeben ſich für das Sſolowézkiſche Mönchshaus Einkünfte im Belauf von 203 000 Rubeln. Die Ausgaben ſind verhältnismäßig unbedeutend, da vor allem der Unterhalt der etwa 500 Mönche, welche die ſtändige Bevölkerung des Kloſters bilden, faſt ganz durch die ſelbſtproduzierten Naturalien gedeckt wird.

So bedeutend die wirthſchaftlichen Leiſtungen der ſſolowézkiſchen Mönche ſind, ſo wenig geſchieht von ihnen auf geiſtigem Gebiete. Bei ihren induſtriellen Unternehmungen haben ſie die neuen Erfindungen und Verbeſſerungen Weſteuropas zu verwerthen gewußt. Sie haben Dampfer, die auf der Inſel gebaut wurden, einen ſogar, die Nadéſhda, deſſen Maſchinen man im Kloſter angefertigt hat. Dieſen Dampfer kommandierte noch am Ende der ſiebziger Jahre ein ſeekundiger Mönch, Vater Johann, der früher als Laie der Marine angehört und weite Reiſen gemacht hatte, mit den Lehren der modernen Nautik aber vollkommen vertraut war (Fig. 31). Dagegen zeigt ſich auf andern geiſtigen Gebieten auch nicht die geringſte Strebſamkeit. Der Unterricht in der Kloſterſchule beſchränkt ſich auf die elementarſten geiſtlichen Dinge; von weltlichen Disziplinen iſt nicht

Fig. 32.



Nonnenkloster (Nowitschi) in Moskau.

die Rede. Die ärztliche Sorge für die Kloſterbewohner iſt einem ehemaligen Feldſcheer anvertraut. Mit ihrer reichen Bibliothek und Handſchriftenſammlung wußten die Mönche nichts anzufangen, ſie ging an die Univerſität von Kaſán über. Von literariſcher und wiſſenſchaftlicher Thätigkeit iſt hier keine Rede.

In früherer Zeit diente das ſſolowézkiſche Kloſter als Verbannungsort und Gefängnis für politiſch verdächtige Perſonen, Freigeiſter, Sektierer, auch für hervorragende Verbrecher. Die Zahl der Internierten ſoll jetzt ſehr unbedeutend ſein.

Zum Schluſſe dieſer Schilderungen ruſſiſcher Klöſter mögen unſere Leſer noch das Bild eines Nonnenkloſters empfangen, des ſogenannten Jungfrauenkloſters (Dewítſchi) am Jungfrauenfelde in Moskau (Fig. 82). Von dieſem weiten Platze, auf dem jetzt Volksfeſte gefeiert werden, erzählt die Sage, er habe ſeinen Namen zur Zeit des tatariſchen Joches durch die jährlich dort ſtattgefundene Ausſtellung ruſſiſcher Jungfrauen erhalten, von denen die ſchönſten als Tribut für die Chane ausgewählt wurden. Das Kloſter iſt im Jahre 1525 von dem Zaren Waſſíli Iwánowitſch erbaut worden. Hier hatte Peter der Große ſeine herrſchſüchtige Schweſter Sophie als Nonne einkleiden laſſen, von hier aus ſpann ſie neue Intriguen, hetzte die Strjelézen zum Aufſtande und Peter ließ die Rädelsführer unmittelbar vor dem Fenſter der Schweſter aufknüpfen. Das Kloſter hat Mauern mit Schießſcharten und mächtigen Thürmen, ſchließt mehrere Kirchen und einen ſchönen Glockenthurm ein und beſitzt einen großen Friedhof.

5. Religiöſe Feſte und Gebräuche.

Manche Feier der ruſſiſchen Kirche, manche Gebräuche derſelben weichen in ſo hervorragender Weiſe von den Riten anderer chriſtlicher Konfeſſionen ab, daß eine Skizzierung derſelben hier am Platze erſcheint. Zunächſt iſt die

Waſſerweihe oder das Jordansfeſt eine eigentümlich ruſſiſche kirchliche Ceremonie, die in St. Petersburg durch die

Teilnahme der kaiſerlichen Familie an Bedeutung gewinnt und ein beſonders feſtliches Gepräge erhält. Die Feier findet am 6. Januar, dem Dreikönigs- oder Epiphaniasfeſte ſtatt und iſt eine pietätvolle Erinnerung an die Taufe des Erlöſers. An derſelben nimmt in allen Ortſchaften des Reichs die geſammte Geiſtlichkeit Teil, die von den Pfarrkindern gefolgt, mit Kreuzen und Fahnen, unter dem Geſange von Jubelhymnen, zum Ufer

Fig. 33.

Die Waſſerweihe (Jordansfeſt) in St. Petersburg.

des nächſten Fluſſes wandert, den man als Jordan annimmt und deſſen Gewäſſer unter Gebeten und Ceremonien, vor allem durch die dreimalige Eintauchung des heiligen Kreuzes geweiht werden.

In der nordiſchen Reſidenz erhält dieſe Feier überdies noch einen kriegeriſchen Glanz, indem die Fahnen und Standarten des Heeres in einzelnen Repräſentanten durch Beſprengung mit dem eben geweihten Waſſer geſegnet werden. Hier iſt der Schauplatz die Newa und zwar jene von den glänzendſten Baulichkeiten eingerahmte Stelle am Schloßquai gegenüber der großen kaiſerlichen Anfahrt des Winterpalaſtes. Dort iſt auf dem breiten Strome, der um dieſe Zeit ſeine meterdicke Eisdecke trägt, ein geſchmackvoller Pavillon

in der Form eines Tempels erbaut.*) Breite, bequeme Treppen, mit rothem Tuch belegt, führen zu denſelben hinauf, eine Gallerie umgiebt ihn auf allen Seiten. Er iſt auf das reichſte mit kirchlichen Emblemen geſchmückt, auf ſeiner Spitze ragt das glänzende griechiſche Kreuz. Innerhalb des Tempels führen Stufen bis zur Eisrinde des Fluſſes, in welche eine geräumige Öffnung den Zugang zu dem fließenden Waſſer ermöglicht. Von der Pforte des Winterpalais bis zu den Treppen des Pavillons iſt ein Bretterboden gelegt, der mit reichen Teppichen bedeckt iſt.

Vor dem eigentlichen Feſtakte der Waſſerweihe findet in den Sälen des Winterpalaſtes eine große militäriſche Parade der Truppenteile ſtatt, deren Fahnen die neue Weihe empfangen ſollen. Hierauf folgt ein liturgiſcher Gottesdienſt in der Kirche des Schloſſes, an welchem die geſammte kaiſerliche Familie mit allen zum Feſte Geladenen teilnimmt und der von dem Metropoliten von St. Petersburg und Nówgorod celebriert zu werden pflegt. Alle Würdenträger des Staates, die Vertreter fremder Regierungen, die hoffähigen Kavaliere, ſowie die Offiziere der im St. Petersburger Militärbezirk garniſonierenden Regimenter und Marineabteilungen wohnen der Feier bei.

Schon viele Stunden vor dem Beginn des Feſtaktes ſammelt ſich eine nach Tauſenden zählende Menſchenmenge auf beiden Ufern der Newa und der Schloßbrücke. Jeden Augenblick vergrößert ſich die kompakte Menſchenmaſſe durch neu hinzukommende, dichtgedrängte Scharen. Der unmittelbar vor dem Winterpalais liegende Teil des Newaquais iſt, um den Zugang zum Feſttempel frei zu halten, von berittener Gensdarmerie abgeſperrt. Gewöhnlich Punkt 1 Uhr öffnen ſich die Thore des Palaſtes und die feierliche Prozeſſion ſchreitet aus denſelben dem Orte der heiligen Handlung zu. Den Zug eröffnet der Stadthauptmann, dann folgen die Kirchenſänger des Hofes in ihren von

*) Unſere kleine aber ſehr ſorgſam ausgeführte Zeichnung Fig. 33 giebt ein treues Bild des Schauplatzes und der Ceremonie.

Gold- und Silberbrokat blitzenden Festgewändern, nach ihnen die Mitglieder der heiligen Synod, sowie die höhere Geistlichkeit des Hofes und der Residenz in prachtvollem Ornat mit den Kirchenfahnen, Kreuzen, Heiligenbildern und kostbaren Kirchengefäßen und endlich die Fahnen und Standarten des Heeres, ihre Träger und deren Assistenten in glänzender Parade-Uniform. Dem Militär schließen sich die Hofchargen an nach der vom Ceremonial vorgeschriebenen Reihenfolge in ihrer kostbarsten goldstrotzenden Galauniform. Ein wundersamer, zauberhafter Anblick, dieser Zug von fabelhafter Pracht unter dem klaren Winterhimmel mit dem Hintergrunde unabsehbarer Schnee- und Eismassen.

Die Kirchen- und Militärfahnen werden auf der Gallerie des Tempels in vorgeschriebener Ordnung gruppiert, alle bei der Handlung beteiligten Personen haben ihre Plätze eingenommen — da tritt aus der Pforte seines Hauses der Zar in großer Generals-Uniform ohne Mantel, gefolgt von seinen Söhnen und allen männlichen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses. Sie schreiten zum Tempel hinüber und die Ceremonie beginnt. In dem Augenblick, wo das Kreuz ins Wasser getaucht und der Segen gesprochen wird, zischt eine Rakete zum blauen Himmel empor. Sie giebt der auf dem Walle der Peter-Paulsfestung und dem Börsenplatze postierten Artillerie das Signal und nun öffnen die Geschütze ihren ehernen Mund zu einem Salut von 101 Schüssen. Die Stimme ihres Donners dröhnt den erschütternden Takt zu dem feierlichen Choral, der gleichzeitig von sämmtlichen Militärmusikcorps intoniert wird. Die Wirkung dieses Moments ist eine großartige und gewaltige.

Die Kaiserin in der kleidsamen russischen Tracht, umgeben von sämmtlichen Großfürstinnen, wohnt der Feier an den Fenstern des Winterpalais bei und wird nach Beendigung derselben von dem Volke mit begeistertem Zuruf begrüßt. Auch dem diplomatischen Corps wird nicht zugemuthet, sich der häufig hochgradigen Kälte auszusetzen und ist dasselbe ebenfalls an den Fenstern des Zarenschlosses placiert. Sinkt die Temperatur

unter das gewohnte Maß, ſo wird auch den betheiligten Offizieren und Mannſchaften geſtattet, die Mäntel anzulegen.

Ein ſolennes Mahl verſammelt die geladenen Gäſte nach dem Feſtakt in den Räumen des Palaſtes.

Das geweihte Waſſer des Stromes, mit dem nun auch die Fahnen beſprengt ſind, wird jetzt von Alt und Jung eifrig geſchöpft und jedes Haus ſucht ſeinen Teil davon zu bekommen.

In manchen Gegenden Rußlands, wo ein größeres Kreuz in den Fluß herabgelaſſen wird, ſucht das Volk, wenn es dazu kommen kann, das Waſſer aufzufangen, welches von dem herausgezogenen Kreuze herabläuft. Es wird für beſonders heilig und glückbringend gehalten. Bisweilen entkleidet ſich auch der eine oder andere und ſpringt in die Wuhne, um in dem heiligen Waſſer zu baden, und iſt ein neugeborenes Kind in der Nähe, ſo bringt man es herbei um es in dem eiſigen Waſſer zu taufen, wobei es dreimal völlig untergetaucht wird und nach der Ceremonie wie ein gekochter Krebs ausſieht.

Die Faſten ſpielen im Leben des Ruſſen, namentlich des gemeinen Mannes, der ſich ſtreng an die Vorſchriften ſeiner Kirche bindet, eine bedeutende Rolle. Derſelbe faſtet 7 Wochen vor Oſtern, 3 Wochen und 4 Tage in den Petripauli- und Apoſtel-Faſten, 15 Tage (vom 1.—15. Aug.) in den Marienfaſten, 40 Tage vor Weihnachten und außerdem jeden Mittwoch und Freitag. So genießt der Bauer und Arbeiter, der ohnedies auf kärgliche Nahrung angewieſen iſt, gegen 200 Tage im Jahre nur mangelhaft nährende Speiſe. Denn nicht nur den Fleiſchgenuß verbietet die griechiſche Kirche in den Faſten, ſondern auch Milch, Eier, Butter — mit einem Wort alles, was vom warmblütigen Thiere kommt, bis auf den Zucker, weil derſelbe mit thieriſchem Blute gereinigt wird. In den ſogenannten großen Faſten vor Oſtern iſt ſogar Mittwochs und Freitags der Genuß von Fiſchen unterſagt, an denen Rußland einen unerſchöpflichen Reichthum beſitzt und die mit dem Pflanzenöl in Verbindung dem Körper ſeinen nothwendigen Stickſtoffgehalt zuführen. Eine

beliebte Faſtenſpeiſe bilden auch die in Rußland ſehr häufig vorkommenden, wolſchmeckenden Pilze, die im Sommer fleißig geſammelt eingeſalzen oder auf Fäden gereiht an der Luft getrocknet werden. Aus dieſen gedörrten Pilzen bereitet man in den Winterfaſten eine ſehr ſchmackhafte Suppe.

Den *großen* Faſten, als den Hauptfaſten im Jahre, welche die ſieben Wochen vor Oſtern einſchließen, wird die höchſte Bedeutung beigelegt. Ihnen voraus geht eine Art Halbfaſten, die ſogenannte Butterwoche (ruſſ. mássleniza von mássło, die Butter, griechiſch tyrophagos, alſo eigentlich Käſewoche), in welcher kein Fleiſch gegeſſen werden darf, aber noch Milchſpeiſen und Eier. Es iſt die Woche Sexageſima, die dem Aſchermittwoch vorausgeht und vertritt in jeder Beziehung den abendländiſchen Carneval. Durch Schmaus und allerlei Spiel bereitet ſich das Volk auf die Entbehrungen der kommenden ſieben Wochen. Eine allgemein geſchätzte Speiſe, die während der Mássleniza auf keinem ruſſiſchen Tiſche fehlen darf, ſind die ſogenannten Blini (plur. von blin, der Pfannkuchen) eine Art Hefenpfannkuchen mit ſtarker Beimiſchung von Buchweizenmehl, die mit Kaviar und Butter genoſſen auch jeden nichtruſſiſchen Gaumen behagen. Unter der Rubrik der Volksbeluſtigungen werde ich den ruſſiſchen Carneval eingehend zu ſchildern verſuchen.

Am Mittwoch der vierten Faſtenwoche (Mittfaſten) findet eine beſondere Feier in den Kirchen ſtatt. Das Kreuz wird vom Altar, aus dem Allerheiligſten, in die Mitte der Kirche getragen, reich mit Blumen geſchmückt und bleibt dort die ganze Woche. Während derſelben erzeigen die Pfarrkinder dem heiligen Symbol ihre Verehrung, küſſen das Kreuz und werden vom Prieſter auf der Stirn mit Oel geſalbt.

Oſtern iſt der Angelpunkt alles kirchlichen Lebens in Rußland. Iſt Weihnachten ein ſpecifiſch deutſches, ſo kann man Oſtern als das vorzugsweiſe ruſſiſche Kirchenfeſt bezeichnen. Alles kirchliche Denken des Ruſſen concentriert ſich in der Vorbereitung auf den Auferſtehungstag oder in der Rückerinnerung an denſelben.

Es iſt die Grenzmarke des eiſigen nordiſchen Winters, ein Hauch des nahenden Frühlings zittert durch die Welt und das Menſchenherz, das im Norden die Laſt und Schwere der kalten Jahreszeit doppelt empfindet.

Sie feiern die Auferſtehung des Herrn,
Denn ſie ſind ſelber auferſtanden . . . .

Schon mit dem Palmſonntag beginnt in Rußland die Oſterfeier. Man bringt den Kindern Geſchenke und ſchmückt das Haus und die Heiligenbilder mit ſogenannten Palmen, friſch abgeſchnittenen Weidenruthen mit den daran hängenden Blüthenkätzchen. Für alle dieſe Bedürfniſſe ſorgt in den großen Städten der „Palmenmarkt", eine Art kleinere Meſſe, die vor dem Palmſonntag an belebten Plätzen abgehalten wird und gewöhnlich von Spaziergängern jeden Alters, Käufern, hauptſächlich aber von Kindern wimmelt. Da werden Näſchereien jeder Art feil geboten, Spielzeug, gefüllte Luftballons von Gummi und große Maſſen von Blumentöpfen mit künſtlichen Papierblumen; vor allem aber jene Weidenruthenbündel, die ihren Namen Wérba (der Weidenzweig) auf den Markt, auf die Zeit deſſelben, ſowie auf jede Art künſtlicher Oſterpalmen ausgedehnt haben. Ihre nächſte Beſtimmung erfüllt die Wérba am Morgen des Palmſonntags. Wer in der Familie zuerſt aufſteht, gewöhnlich die Mutter, ergreift dieſelbe, ſchleicht ſich zu den Betten der Schlafenden und weckt ſie unter Scherzen mit ſanften Ruthenſtreichen, dazu wird das Verschen geſungen:

„Die Ruthe ſchlägt,
Schlägt bis zu Thränen,
Nicht ich ſchlage,
Die Ruthe ſchlägt."

Dieſe Exekution ſoll namentlich diejenigen treffen, welche die Frühmeſſe verſchlafen haben. Hat die Wérba ihre Arbeit als Zuchtmeiſterin verrichtet, wird ſie hinter die Heiligenbilder geſteckt, auch wohl ins Waſſer geſtellt, bis ſie als erſten Frühlingsgruß Blätter treibt. Häufig ſind dieſe Oſterpalmen noch

mit einem Engelskopf aus Wachs mit goldenen Flügeln geziert, den man Cherubimtschik (kleiner Cherub) nennt.

Am Gründonnerstag findet in der ersten Kirche der Stadt oder im Kloster (in St. Petersburg in der Isaakskathedrale oder in der Néwskaja Láwra) die Fußwaschung statt. Der höchste Geistliche des Orts verrichtet dieselbe an zwölf andern Priestern, von denen wiederum der nächst höhere den Apostel Petrus darstellt, der sich gegen die Waschung sträubt, sie aber endlich geschehen läßt. Der Erzpriester, welcher die Handlung des Heilands verrichtet, legt sein bischöfliches Gewand ab und bleibt im einfachen Talare. In goldener oder silberner Schale wird ihm das Wasser gereicht, er benetzt jedem der Zwölf den entblößten rechten Fuß und trocknet ihn mit einem langen Leintuche ab, das ihm kreuzweise um den Leib geschlungen ist. Während dieses Vorganges wird von einem andern Geistlichen die entsprechende Stelle der Leidensgeschichte gelesen.

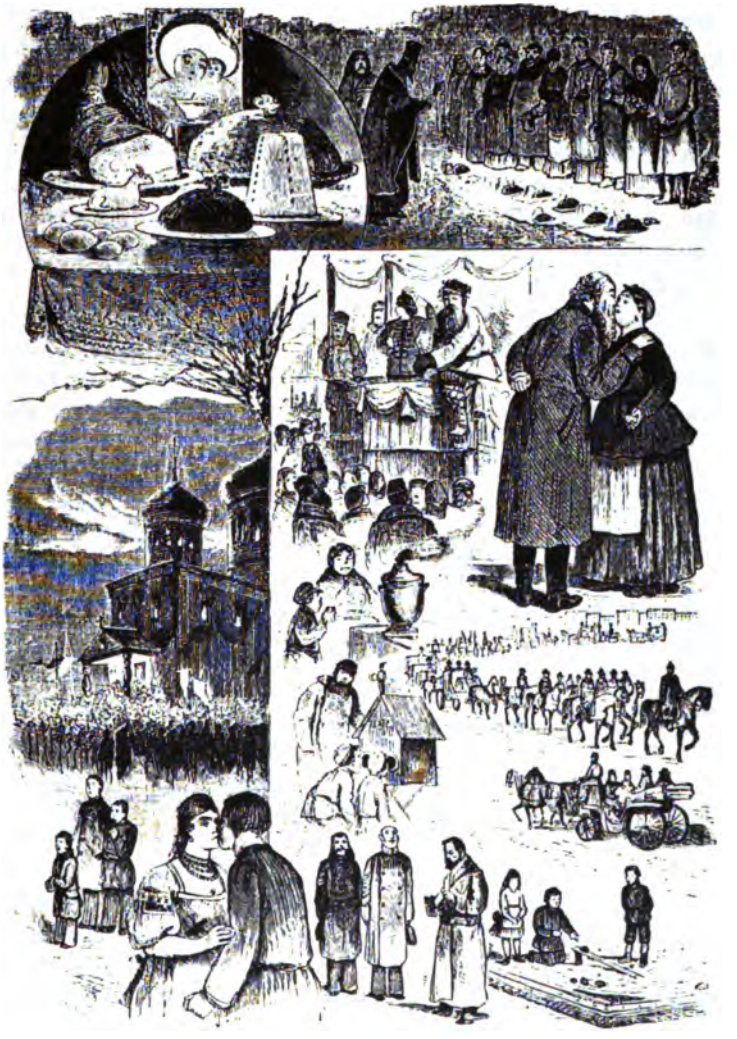
In der Charwoche unterläßt der fromme Russe (die Kinder vom siebenten Jahre an) niemals zum Abendmahl zu gehen. Die Vorbereitung für dasselbe, die im strengsten Fasten und dreimaligen Kirchenbesuch an jedem Tage besteht, wird mit dem Worte Gowénie (Verehrung) bezeichnet. Am Charfreitag geht er zur Beichte, die Communion findet am Sonntage statt.

Am Charfreitag wird der Leichnam Christi symbolisch inmitten der Kirche ausgestellt. Vom Moment der Grablegung bis zur Auferstehung unterbleibt jedes Glockengeläute. Die Gläubigen verabschieden sich von dem gekreuzigten Erlöser so zu sagen an seinem Paradebette, wie man von den sterblichen Resten eines geliebten Verstorbenen vor der Beerdigung Abschied nimmt. Am Morgen ist kein Gottesdienst; man errichtet in der Kirche das Grab des Erlösers. Am Nachmittag wird das Symbol des Heilands, eine Leinwand mit dem Bilde der Grablegung aus dem Allerheiligsten von einem Priester auf dem Haupte in das Schiff der Kirche getragen und dort auf dem Katafalk niedergelegt, der wie die Kirche mit schwarzem Stoffe behängt ist. Nun strömt die Menge

herbei, betet knieend am Lager des Todten und küßt die Stellen im Bilde, wo Hände und Füße ſich befinden. Am Sonnabend wird das Grab entfernt. Ein feierlicher Gottesdienſt mit Abendmahl wird gehalten, wobei die königlichen Pforten des Allerheiligſten ſich öffnen, um die ganze Oſterwoche hindurch nicht mehr geſchloſſen zu werden. Während dieſes Gottesdienſtes ſchon wechſeln die Prieſter, welche die ganze Charwoche hindurch in ſchwarzen Trauergewändern fungierten, ihre Kleider, der Biſchof zuerſt, und erſcheinen in weißen, goldfunkelnden Ornaten.

Während der Nacht beginnt der eigentliche Oſtergottesdienſt. Kurz vor 12 Uhr verläßt der größte Teil der verſammelten Geiſtlichkeit mit allen Fahnen, Bannern und Bildern die Kirche und umſchreitet dieſelbe, gefolgt von der ganzen Gemeinde, alle mit brennenden Wachskerzen, in feierlicher Prozeſſion, gleichſam den Heiland ſuchend, wie Maria und Magdalena, da ſie das Grab leer gefunden hatten (Fig. 34 Mittelbild links). Dem Zuge voran wird ein Brod getragen, auf welchem die Auferſtehung abgebildet iſt. Daſſelbe wird am nächſten Sonnabend verteilt. Unmittelbar vor 12 Uhr betreten Prieſter und Gemeinde wieder den innern Raum des Gotteshauſes. Der erſte Schlag der Mitternacht hallt vom Thurm, ein Kanonenſchuß dröhnt durch die ſtillen Straßen und alle Glocken der weiten Stadt beginnen gleichzeitig ihren ſchallenden Geſang. Die vom Kreuzgang in die Kirche zurückkehrenden Geiſtlichen und Laien werden von dem erhöhten Chor her aus prieſterlichem Munde mit dem Rufe empfangen: „Chriſt iſt erſtanden,“ und die Kirchenſänger intonieren den gewaltigen Geſang: „Chriſt iſt erſtanden — auferſtanden von den Todten!“ In demſelben Augenblick iſt auch das Gotteshaus taghell erleuchtet. Alle Kronleuchter, Kandelaber und Lampen und die unzähligen Wachskerzen in den Händen der Kirchengänger haben ſich wie mit einem Zauberſchlage entzündet und alle Tempel ſtralen in Fenſtern, Kuppeln und Thürmen von blendender Lichtfülle. Nun beginnt die Auferſtehungsliturgie, in welcher der fungierende Prieſter wiederholt der Gemeinde zujubelt:

Fig. 34.



Oſtern in St. Petersburg.

Chriſtóß woſſkréß! (Chriſt iſt erſtanden) und die Gemeinde antwortet: Woiſtinno woſſkréß! (er iſt in Wahrheit auferſtanden).

Inzwiſchen hat ſich außerhalb der Kirche auf ihren Stufen eine unabſehbare Menſchenmenge verſammelt und gelagert. Sie ſind gekommen, um die Speiſen, mit denen man ſich nach der langen Entbehrung „entfaſtet“, ſegnen zu laſſen. Jeder hat einen Teller vor ſich mit den drei unumgänglichen Oſterſpeiſen: den hart gekochten Eiern, dem blumengeſchmückten Kulitſch, einem feinen Oſterbrod aus Weizenmehl, und der Päſſ'cha, einer abgeſtumpften Pyramide aus geläſter Milch (Käſematte, Quark) mit Zucker und Ei bereitet, auf deren vier Langſeiten das ruſſiſche Kreuz aus Roſinen geſteckt iſt (Fig. 34, oberes Bild links). Jeder hält eine brennende Wachskerze in der Hand oder hat ſie neben ſeinem Teller befeſtigt. Dieſe tauſende und aber tauſende von Kerzen, welche die Nacht zum hellen Tage machen, ein wogend Flammenmeer, der bunte Blumenſchmuck der Kulitſchi, das Hin- und Herwogen der harrenden Menge, dieſes feſtliche Leben und Treiben mitten in der Nacht, ſie bilden ein wunderſames zauberiſches Schauſpiel, deſſen Eindruck unvergeßlich bleibt. Nach Beendigung des nächtlichen Oſtergottesdienſtes tritt der erſte Geiſtliche der Kirche, von einem Sub-Diákon gefolgt unter die auf den Stufen harrende Menge und beſprengt die ausgeſtellten Entfaſtungsſpeiſen mit Weihwaſſer. Der Djatſchók pflegt dabei als Kirchenzehnten von jedem Teller ein Ei zu nehmen (Fig. 34, oberes Bild rechts). Jeder begiebt ſich nun nach Hauſe, um ſich mit den Seinen an langentbehrter Speiſe und Trank zu erquicken. Die Faſten ſind gelöſt.

Sobald der Kanonenſchuß den Moment der Auferſtehung verkündet hat und die Glocken zur Feſtfreude anklingen, beglückwünſcht ſich in ganz Rußland alles, was den orthodoxen Glauben bekennt, wie man ſich bei uns etwa zum neuen Jahre gratuliert. Erblickt man ſich nach dieſem Augenblick zum erſten mal — und das gilt bis zum Himmelfahrtstage — ſo werden die Glückwünſche mit Chriſtóß woſſkréß und Woiſtinno woſſkréß

ausgetauſcht und ihnen folgt — wenigſtens bei dem Volke — ein dreimaliger Kuß.

Auch bei Hofe iſt das Oſterfeſt eine religiöſe Feier von höchſter Bedeutung. Die wichtigſten ſtaatlichen und perſönlichen Beförderungen und Belohnungen ſtreut die kaiſerliche Hand zu dieſem Tage aus und werden die Patente, Dekorationen und Geſchenke ſchon am Vorabend den Glücklichen zugeſandt.

Um 11 Uhr kündet ein Kanonenſchuß von der Peter-Pauls-Feſtung den Perſonen, welchen Rang und Stellung den Eintritt in den Palaſt geſtatten, daß es Zeit iſt, ſich dort zu verſammeln. Die rieſigen Säle füllen ſich mit den verſchiedenen Chargen des Hofes, den Würdenträgern des Reichs, der Generalität, dem Offizierkorps und den zum Hofſtaat gehörigen Damen. Um $11^1/_2$ Uhr donnert ein zweiter Kanonenſchuß. Die Gäſte des Kaiſers ſind jetzt vollzählig erſchienen und die Ceremonienmeiſter bemühen ſich unter der verſammelten Menge eine gewiſſe Ordnung zu ſchaffen. Alles iſt in großer Aufregung, weniger über die bevorſtehenden kirchlichen Vorgänge als in Folge der ſtattgehabten Beförderungen und Belohnungen, die das Hauptthema der Unterhaltung bilden. Manche der Avancierten und Dekorierten ſind darauf bedacht geweſen, ſich möglichſt bald in der neuen Würde zu zeigen und haben die Abzeichen derſelben mit in das Palais genommen, um ſie im geeigneten Augenblick anzulegen.

Um Mitternacht ertönt das dritte Kanonenſignal und unter dem Vortritt der Hofchargen naht ſich der kaiſerliche Zug aus den inneren Gemächern. Der Zar in Generalsuniform führt die Kaiſerin, welche in prachtvollſter Toilette, gewöhnlich von weißem Stoff und Silberbrokat, die Schleppe von Pagen getragen, erſcheint. Die geſammte kaiſerliche Familie folgt. Der Hof begiebt ſich in die Palaiskirche und wohnt dort der Oſterfrühmeſſe bei, die in der Regel bis $2^1/_2$ Uhr Morgens dauert. In derſelben Ordnung begiebt ſich ſodann das kaiſerliche Cortege

in die inneren Gemächer zurück, wo das übliche Entfastungsfrühstück stattfindet.

Nach dem Gottesdienst empfangen Kaiser und Kaiserin die Glückwünsche aller Anwesenden bis herab zu den Unteroffizieren und der Wache von der Compagnie der Palastgrenadiere. Alle tauschen mit dem Zaren den Ostergruß und Kuß und küssen der Zarin die Hand. Am folgenden Morgen ist großer Empfang, bei welchem die Offiziere der Regimenter, deren Chef die Kaiserin ist, der erlauchten Frau herrliche Blumenbouquets in Eiform überreichen. Alle Gratulanten küssen der Kaiserin die Hand und erhalten von ihr ein Ei. Auch die Gemeinde-Ältesten der Dorfschaften des St. Petersburger Gouvernements hat der jetzige Kaiser am Ostermorgen empfangen und Ostergruß und Kuß mit ihnen ausgetauscht. Tritt der Zar an diesem Tage zuerst aus seinem Zimmer, so grüßt und küßt er auch den vor demselben stehenden Wachtposten. Man erzählt sich vom Kaiser Nikolai, daß derselbe am Ostermorgen sein Gemach verlassend, dem vor demselben befindlichen Posten zurief: „Christ ist erstanden!“ Statt der üblichen Antwort sagte der präsentierende Soldat: „das ist nicht wahr!“ der Kaiser glaubt, er habe sich verhört und wiederholt den Ostergruß; der Soldat erwiedert von Neuem mit seiner Negation. „Mensch — sagt der Zar — bist du toll?“ „Nein Majestät,“ — antwortet der Mann — „ich bin Tatar (Muhammedaner)“. Zar Nikolai lachte und gab den Befehl, die Wache am Ostermorgen künftig nach ihrer Religion zu fragen, ehe man sie vor sein Zimmer postiere.

Kehrt der Russe — arm oder reich — Nachts vom Ostergottesdienst zurück, so findet er daheim den Ostertisch gedeckt, um sich sofort durch reichlichen Genuß der in den Fasten verpönten Speisen für jene traurige Zeit zu entschädigen. Kulitsch, Pass'cha und Eier dürfen auch im dürftigsten Hause nicht fehlen. Bei wolhabenderen kommt ein Lamm, aus frischer Butter geformt und ein stattlicher gekochter Schinken hinzu (Fig. 34, oberes Bild links). Die fromme Sitte stellt auch das Heiligen-

bild, mit der Werba geſchmückt, ein brennendes Lämpchen vor demſelben, auf den Tiſch des nächtlichen Mahls. Der Reiche fühlt das Bedürfnis des Entfaſtens weniger, da er es überhaupt mit dem Faſten nicht allzu ſtrenge zu nehmen pflegt.

Am Oſterſonntag entwickelt ſich ein ungeheures, ſinnverwirrendes Leben und Treiben auf den Straßen. Überall jubelnde, lachende Menſchen, überall klingt der Oſterngruß: Chriſtóß woſſkréß, ſchallen Küſſe, werden gefärbte Eier ausgetauſcht. Alle Welt macht Verwandten, Bekannten und Vorgeſetzten formelle Gratulationsviſiten wie am Neujahrstage. Die Glückwünſchenden aus der dienenden Klaſſe, ja auch die Subalternbeamten gewiſſer Regionen erhalten bei dieſer Gelegenheit Geldgeſchenke. Dieſe dürfen auch bei dem Dienſtperſonal in den Häuſern nicht ausbleiben, wo man zu verkehren pflegt. Die Portiers der hohen Würdenträger haben ihren reichſten Erntetag: ihre Oſtereinnahme pflegt nach tauſenden von Rubeln zu zählen. Alle Equipagen der Stadt ſind in Bewegung und jagen noch ſchneller als zu gewöhnlicher Zeit. Überall blitzt und glitzert es von Civil- und Militär-Uniformen, Sternen und Bändern. Selbſtverſtändlich ſieht man auch an keinem andern Tage ſo viel Betrunkene und es iſt ein wahres Glück, daß der Ruſſe im Rauſch ſtets gutmüthig und freundlich bleibt. Alle Volksluſtbarkeiten der Butterwoche beginnen aufs Neue mit der einzigen Veränderung, daß die Eisberge, nothgedrungen der Wärmezunahme wegen, ſich in ſogenannte ruſſiſche Schaukeln verwandelt haben. Auch dieſe ſollen einem ſpäteren Abſchnitt vorbehalten bleiben. Alle dieſe Vergnügungen dauern die ganze Oſterwoche hindurch, die mit der Mäſſleniza die Beſonderheit teilt, acht Tage zu zählen, da der Sonntag der folgenden Woche ihnen zugeſchlagen wird.

Eine Art der Beluſtigung hat die Oſterwoche vor der Mäſſleniza voraus, die Spiele mit den Oſtereiern, das Eierſchlagen und Eierrollen. Das erſtere iſt auch in Deutſchland zu Hauſe. Die beiden Spieler ſchlagen zuerſt die ſpitzen Enden ihrer Eier zuſammen, dann die ſtumpfen. Wer das Ei des

Gegners zerſchlägt, iſt Sieger und erhält das zerſchlagene Ei. Bei dem Rollen der Eier von einer ſchief geſtellten Rinne herab (Fig. 34, unten) kommt es darauf an, die früher ausgerollten Eier mit den nachgeſendeten zu treffen, welche auf dieſe Weiſe gewonnen werden.

Der Oſtereierverbrauch der Stadt St. Petersburg beziffert ſich auf zehn Millionen. Für ganz Rußland iſt derſelbe nicht berechnet. Nimmt man aber an, daß von den hundert Millionen der Bevölkerung des Reichs nur funfzig Millionen je zehn Eier zu Oſtern conſumieren, ſo ergiebt das ſchon die ſtattliche Zahl von 500 Millionen Eiern, die Rußland zur Oſterzeit gebraucht.

Das Todtenfeſt, die Feier des Gedächtniſſes der Verſtorbenen, das einigermaßen an den katholiſchen Allerſeelentag erinnert, hat in Rußland eine eigentümliche Färbung, die an die älteſten heidniſchen Gebräuche erinnert. Daſſelbe wird im Sommer begangen und ſieht man alsdann zahlloſe Schaaren von hoch und niedrig, arm und reich, hinaus zu den Gräbern ihrer Lieben pilgern, um deren Andenken zu feiern. Nun will es aber die ruſſiſche Sitte, im Gegenſatz zu den römiſch-katholiſchen Gewohnheiten, daß die Lebenden an der Gruft der Abgeſchiedenen ein Mahl einnehmen, bei welchem der Sſamowár, die ruſſiſche Theemaſchine, oft in rieſigen Dimenſionen, ihre beliebten Dienſte leiſtet und die Kutjá, eine Speiſe aus Reis mit Honig oder Zucker und Milch gekocht und mit Roſinen in Kreuzesform belegt, nicht fehlen darf *). Da ſieht man denn wohl innerhalb der Vergitterung einer Familien-Grabſtätte den hohen Militär mit den Seinigen auf zierlichen Tiſchchen ſervierte auserleſene Erfriſchungen einnehmen, während in nächſter Nähe Leute aus dem Volke in einzelnen Gruppen um ein ausgebreitetes ſauberes Tiſchtuch gelagert, ſich mit dem trefflichen ruſſiſchen Weizenbrode und heißem Thee begnügen (Fig. 35). Leider fehlt es bis in die neueſte Zeit hinein, bei dieſen Todtenfeſten nicht an den brutalſten Exceſſen, welche den religiöſen Gebrauch herabwürdigen

*) Auch bei Begräbniſſen und Todtenmeſſen wird Kutjá genoſſen.

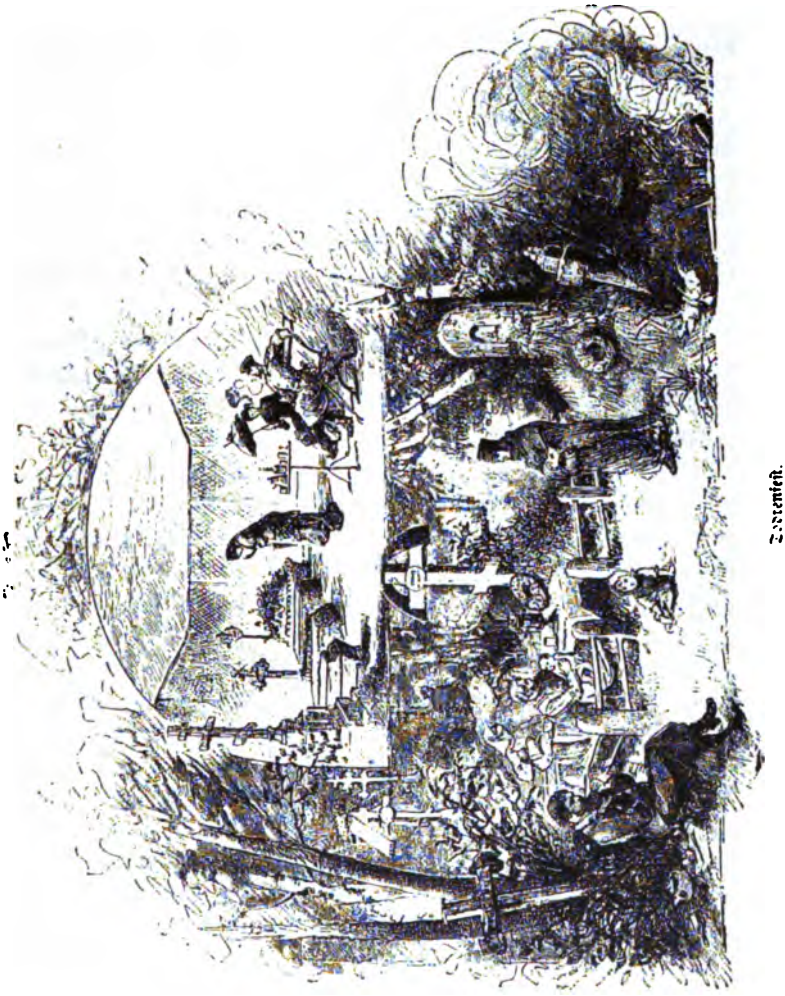


Fig. 35. Todtenfest.

6. Die religiösen Sekten.

a. der Rasskól. Das religiöse Sektirertum ist eine höchst eigentümliche und auffallende Erscheinung im russischen Volksleben, um so mehr, als es ohne jede Einwirkung des Auslandes

entſtanden, ſich vollkommen ſelbſtändig entwickelt hat. Seine Bedeutung entſpricht ſeinem Umfange — man ſchätzt heute die Zahl der Diſſidenten auf 14 Millionen, und ſie iſt noch immer im Wachſen begriffen, trotz des Fortſchritts der Kultur, der auf das Sektenweſen ohne dämmenden Einfluß blieb. So iſt daſſelbe für den ruſſiſchen Staat noch heute von nicht zu unterſchätzender Wichtigkeit, bleibt aber für das Ausland vollkommen unverſtändlich, wenn man nicht auf ſeine Entſtehung zurückgeht.

Die Urſachen, welche den Raſſkól, d. i. die Kirchenſpaltung, das Schisma, in Rußland hervorriefen, liegen um Jahrhunderte zurück, wirken aber noch immer fort. Ich will verſuchen, ſie in aller Kürze darzulegen.

Zur Zeit, als die religiöſen Schriften und Ritualbücher durch Abſchreiben vervielfältigt wurden, bildete der ruſſiſche Klerus neben einigen tüchtigen Gelehrten, eine ſehr unwiſſende Geſammtheit. Wo viele nicht verſtanden, was ſie ablaſen, viele nicht, was ſie abſchrieben, konnte die Kontrolle der Copien eine nur ſehr unvollkommene ſein. Dieſelbe wurde um ſo mehr vernachläſſigt, als der Werth der Manuſkripte in dem Verhältniß ſtieg, je weniger Correkturen oder Raſuren ſich in denſelben vorfanden. So häuften ſich in den Handſchriften Fehler auf Fehler und weder Prieſter noch Gemeinde ahnten, daß in ihnen Dinge vorkamen, welche die Lehre ihrer Kirche verkümmerten und entſtellten.

Einzelnen Gebildeten und Scharfſichtigen entgingen die Divergenzen nicht und Zar Waſſili Iwánowitſch (1505—1533) ſah ſich veranlaßt, durch Collationierung Abhülfe zu ſchaffen. Hierzu wurde ihm ein gelehrter Mönch vom Berge Athos empfohlen, der in der ruſſiſchen Kirchengeſchichte als Maksím der Grieche bekannt iſt. Er fand einen wahren Augiasſtall von fehlerhaften Handſchriften, das Corrigieren dauerte jahrelang, reizte und erbitterte den Klerus, dem ſeine Unwiſſenheit zu unverholen vorgerückt wurde, kurz, man intriguierte gegen Maksím

ſo lange, bis er als „Verderber der Kirchentexte“ verurteilt und in ein Kloſter verwieſen wurde.

Auch Iwán der Schreckliche berief 1551 ein Concil zur Reviſion der Religionsbücher. Daſſelbe ging unverrichteter Sache auseinander. Keinen beſſeren Erfolg hatte die Abſicht des Zaren, durch Drucklegung der Kirchenſchriften einen richtigen und einheitlichen Text für ganz Rußland herzuſtellen. Man benutzte dabei fehlerhafte Manuſkripte, welche die Irrthümer weiter vererbten und die von Entſtellungen wimmelnden Drucke trugen trotzdem ſeit 1596 anſtandslos die Formel: „mit dem Segen des Patriarchen gedruckt.“ Der erſte Zar aus dem Hauſe Románow ließ 1617 durch den Archimandrit Dioníſſi die Texte aufs Neue revidieren, gegen den jedoch ein ſo heftiger Sturm der Oppoſition losbrach, daß ſelbſt der Herrſcher ihn nicht zu ſchützen vermochte. Er wurde eingekerkert und nur durch die energiſche Intervention des Patriarchen von Jeruſalem aus Ketten und Gefängniß befreit. Damit war der Textkorrectur fürs erſte ein Ziel geſetzt.

Inzwiſchen hatten die byzantiniſchen Patriarchen im ruſſiſchen Ritual manches für unkirchlich erklärt; auch aus Jeruſalem erfolgten Mahnungen. Da beſchloß der gewaltigſte und hervorragendſte der ruſſiſchen Patriarchen, Nikon, unter dem Zaren Alexéi Michaílowitſch, die Verbeſſerung der Kirchenbücher um jeden Preis durchzuſetzen. Trotz haarſträubender Intriguen des ihm untergebenen Klerus hatte er bald eine Menge Übelſtände und Unordnungen in der Kirchenpraxis abgeſtellt. Der Zar war ganz auf der Seite ſeines Kirchenoberhaupts und berief 1654 ein Konzil nach Moskau. Die älteſten Manuſkripte wurden aus Byzanz und vom Berge Athos nach Rußland gebracht und verglichen. Sämmtliche Patriarchen und Metropoliten der morgenländiſchen Kirche außerhalb Rußlands unterſtützten den thatkräftigen Nikon, der ſich einer halsſtarrigen und hinterliſtigen Oppoſition gegenüber befand. Zwei neue Kirchenverſammlungen (1655 und 1656) beſtimmten ausdrücklich, daß man ſich nach den alten zuverläſſigen Originalien zu richten habe. Trotzdem

traten Nikons Gegner immer dreister und heftiger für die alten korrumpierten Formen ein. Der Streit betraf leere Äußerlichkeiten: das Bekreuzigen mit zwei oder drei Fingern, die Schreibung des Namens Jesus, die zwei oder dreimalige Wiederholung des Halleluja u. dgl. m. Die Opponenten Nikons stützten sich auf die korrumpierten Schriften, die sie den revidierten gegenüber die „alten“, sich selbst „Altgläubige“ (Sstarowérzy) nannten. Sie hatten die unwissende niedere Geistlichkeit auf ihrer Seite, von welcher der Patriarch jetzt einen gewissen Grad von Bildung verlangte; diese wiederum beeinflußte die große Masse des Volks. Durch den offenen Ungehorsam vieler Priester aufs Äußerste gereizt, verfügte Nikon gegen sie die strengsten Strafen. Sein ausgeprägtes Selbstbewußtsein hatte ihm auch die Bojären widerwillig gemacht. Alle diese Feinde thaten das ihrige, den hochbedeutenden Mann beim Zaren anzuschwärzen, dessen friedfertige, milde Natur ohnehin die Härte des Erzpriesters nicht gerne sah. So hatte der Patriarch von allen Seiten Anfeindung, Schmähung, Verletzung zu ertragen, ohne daß die Schuldigen die verdiente Strafe getroffen hätte. Da faßte er, erfüllt von Ekel und gerechtem Unwillen, den Entschluß, die Patriarchenwürde niederzulegen und führte denselben, trotz der Abmahnung wolmeinender Freunde, aus.

Nikon zog sich in ein Kloster zurück (10. Juli 1658) und räumte den Gegnern das Feld, die seine Abwesenheit mit ungezügelter Freiheit benutzten und gegen ihn und seine Reformen den Vernichtungskrieg führten.

Der zunehmenden kirchlichen Konfusion gegenüber berief der Zar die ökumenischen Patriarchen der griechischen Kirche zu einem großen Konzil nach Moskau (Dezember 1666). Dasselbe sollte ein entscheidendes Urteil fällen sowol über die Reformen wie über das Verhalten Nikons. Die ersten wurden rückhaltslos gebilligt, das letztere verurteilt. Alle, welche die Verbesserungen Nikons nicht annehmen wollten, wurden exkommuniziert, er selbst aber, weil er seinen Patriarchensitz verlassen, und aus

andern minder wichtigen Gründen, abgesetzt und zum einfachen Mönch degradiert. Vierzehn Jahre wurde er gefangen gehalten und starb, als ihm der Nachfolger des Zaren die Freiheit gab.

Am 13. Mai 1667 hatte das große Konzil sein Urteil gefällt und damit war die Spaltung in der russischen Kirche vollendete Thatsache geworden. Die Nation zerfiel jetzt in Anhänger und Gegner der Nikonschen Reformen. Schon früher hatte es religiöse Sekten in Russland gegeben, aber keine von erheblicher Bedeutung. Diejenigen Dissidenten aber, welche aus der Opposition gegen die Verbesserung der Kirchenschriften hervorgingen, wurden zu einem Elemente, das für die inneren Verhältnisse des Reichs überaus wichtig werden sollte.

Nach der Exkommunikation der sogenannten „Altgläubigen" forderten die leidenschaftlichsten Opponenten den Staat geflissentlich heraus. Sie wollten das Martyrtum erzwingen, um dadurch, wie sie meinten, „den Antichrist zu überwinden". Durch Scenen wildesten Trotzes, die sich in Moskau abspielten, sollte der Staat zu Repressalien genöthigt werden. Die strengsten Strafen ließen die Widersetzlichen geduldig über sich ergehen.

Auch das Ssolowézkische Kloster, jener berühmte Wallfahrtsort, den ich ausführlich geschildert, ließ sich bis zu flagranter Empörung fortreißen. Man beging den Fehler, die widerspenstigsten Opponenten zur Strafe in jenes Kloster zu schicken, das von vornherein den Nikonschen Reformen abgeneigt war. Die Verbannten wiegelten die eingesessenen Mönche auf. Als ihnen mit der Einsetzung eines neuen Archimandriten und Exekution gedroht wurde, brach der Aufruhr aus. Von der siebenjährigen Belagerung des Klosters habe ich bereits gesprochen; es fiel schließlich durch Verrath.

Die furchtbarsten Strafgerichte, welche über die Abtrünnigen verhängt wurden, minderten die Zahl der Sektirer nicht im mindesten. Der Priester Awakúm (Habakuk), einer der eingefleischtesten Gegner Nikons, wurde mit drei seiner Genossen verbrannt. Ein anderer Führer der Altgläubigen, Nikita, mit dem Beinamen

Pusſtoſſwjàt (Lügenheiliger), der in Verbindung mit dem Fürſten Chowánski 1682 die Strjelézen zum Aufruhr verleitete, wurde enthauptet. Dasſelbe Schickſal traf die Chowanskis, Vater und Sohn. Viele andern wurden hingerichtet oder verbannt. Der Raſſkól blieb beſtehen in voller Stärke und Ausdehnung.

Das Starowérzentum beruhte auf dem Beharren bei der alten Gewohnheit, im Gegenſatz zur Reform. So war es ſelbſtverſtändlich, daß die Raſſkólniki (Diſſidenten) gegen die Neuerungen, welche nachmals die weſteuropäiſche Kultur ins Land brachte — wie das Scheeren des Bartes, das Tabakrauchen, theatraliſche Vorſtellungen u. ſ. w. —, ſich durchaus abwehrend verhielten. Gleichzeitig wuchs der Trieb zum Separatismus ins Ungeheuerliche. Jeder kleinſte Meinungsunterſchied, jede unbedeutende Wendung und Deutung auf die man früher nicht verfallen war, trieb immer wieder zu neuen Spaltungen in derſelben Gemeinſchaft, ſo daß der Raſſkól allmählich zu einer völlig unüberſehbaren Zerſplitterung der Anſichten führte. Alle ruſſiſchen Sekten aufzuzählen, die ſeit 200 Jahren entſtanden, alle Unterſchiede ihrer Lehren zu verzeichnen, würde für ſich ein vielbändiges Werk erfordern. Ich beſchränke mich auf das Hervorragendſte.

Schon frühzeitig hatten viele Sektirer angenommen, daß ſeit dem großen Konzil von 1666 der Antichriſt in Ruſſland herrſche. Unter der Regierung Peter des Großen gewann dieſe Überzeugung an Umfang und Stärke. Man hielt ihn für den Fürſten der Hölle und ſeine wichtigſten Maßnahmen für Fallſtricke des Satans. So geſchah es mit dem neuen Zenſus, der Reviſion, mit dem neuen Titel Kaiſer, der mit der ominöſen Zahl 666 in der Offenbarung Johannis in Verbindung gebracht wurde. Der Paß mit dem kaiſerlichen Wappen war das Siegel des Antichriſt. Der Befehl, den Bart zu raſieren, war ein Verſuch, das Ebenbild Gottes zu entſtellen. Die Veränderung im Kalender, durch welche der Neujahrstag vom September auf

den Januar verlegt wurde, hieß die „Einführung der Jahre des Satans". Von den geiſtreichen Beweisgründen für dieſe Theſen hier nur einen: die Welt könne nicht im Januar erſchaffen ſein, wie der neue Kalender anzudeuten ſchien, weil zu dieſer Jahreszeit die Äpfel nicht reif ſind und die Verführung Evas und Adams nicht hätte ſtattfinden können.

Man unterließ ſeit der Zeit des großen Reformators unter den Sekten, welche jener Anſchauung huldigten, das Gebet für den Kaiſer; das hat aber, wie man erkennt, mit politiſchen Strömungen nicht das Geringſte zu thun.

Die Prieſter der griechiſch-ruſſiſchen Kirche werden durch Chirotonie, d. h. durch Handauflegung geweiht, die durch einen Biſchof ſtattzufinden hat. In dieſer Weiſe ſoll die Übertragung des heiligen Prieſteramtes ſeit den apoſtoliſchen Zeiten von Generation auf Generation ſtattgefunden haben. Da nun der einzige Biſchof, der ſich zu den Altgläubigen ſchlug, geſtorben war und bald nach ihm auch die Prieſter, die er geweiht, die Diſſidenten aber die ganze ruſſiſche Kirche als unter der Herrſchaft des Antichriſt ſtehend betrachteten — ſo war für ſie niemand vorhanden, der Geiſtliche für ſie weihen konnte. Nun entſtand bei den Sektirern ein weſentlich verſchiedenes Verhalten der Staatskirche gegenüber. Die einen entſchloſſen ſich, die Heiligkeit der Prieſterweihe in der orthodoxen Kirche, und damit die Prieſter derſelben als ſolche, anzuerkennen — ſie werden die prieſterlichen Sekten (Popówzy) genannt; die andern verzichteten auf die Möglichkeit, Geiſtliche zu erhalten, da ihrer Anſicht nach niemand vorhanden war, der ſie weihen konnte — es ſind die prieſterloſen Sekten (Bespopówzy).

b. Die prieſterloſen Sekten. Unter ihnen waren eine Zeit lang von hervorragender Bedeutung die

Pomórzy (die an dem Meere wohnenden). Sie tauften die Eintretenden aufs Neue. Jeder Angehörige hatte das Recht, zu taufen und Beichte zu hören. Die von orthodoxen Prieſtern geweihte Ehe wurde nicht anerkannt. Der Selbſtmord durch

Verbrennen, „die Feuertaufe“, wurde als gottgefällig gepriesen. Sie beteten für den Zar, aber mit Ablehnung des Kaisertitels. Diese Sekte gründete, namentlich unter Daniel Wikúlin (daher seine Anhänger auch Danieliten genannt werden) ausgedehnte klösterliche Ansiedelungen zwischen dem Onéga-See und dem weißen Meere, besonders am Flusse Wyg, die Wygorézia. Als ein Mönch, namens Filipp, der der Sekte angehörte, mit den übrigen in Streit gerieth, sonderte er sich von ihnen und bildete mit seinen Anhängern den neuen Bund der

Filippowzy (Filipponen). Fanatischer als die Muttersekte lehnen sie das Gebet für den Zaren völlig ab und gestatten selbst die Aufnahme der Pomórzy nur nach erneuter Taufe. Die Selbstverbrennung steht bei ihnen in hohen Ehren. Als eine Untersuchung über die Sekte verhängt wurde, verbrannte sich Filipp mit 38 Genossen. Das russische Volk nennt sie Soshigáteli (Verbrenner). Es soll eine Abart der Filipponen gegeben haben, die Würgersekte, welche annahm, daß die Seligkeit nur denen zu teil werde, welche eines gewaltsamen Todes sterben. Ihre Anhänger sollen alle tödlich erkrankten, nicht selten auch Kinder, erwürgt haben; die letzteren, um sie unverdorben dem Himmel zu weihen. Keinen Zusammenhang mit ihnen haben die

Kapitówzy (Kapitonen), obwol sie auch die „Feuertaufe“ für sehr verdienstlich halten. Sie spenden das Abendmal durch Verteilung von Rosinen. Die Sekte wurde von einem der Vorkämpfer des Dissidententums gegen Nikon gestiftet, ist also älter, als die beiden genannten. Am verbreitetsten und hervorragendsten unter den priesterlosen ist die Sekte der

Fedosséjewszy (Theodosianer). Sie entstand im Stadtgebiet von Nówgorod und erhielt ihren Namen von dem bedeutendsten ihrer Anhänger Fedosséi (Theodosius). Die Sekte verwirft das Priestertum und alle Sakramente und erkennt die russischen Staatsgesetze nur bedingungsweise als bindend an. Von Andersgläubigen bereitete Speisen müssen erst gereinigt werden, ehe ein Sektengenoß sie genießen darf. Im allgemeinen

von ſtrengen Sitten, verhalten ſie ſich ſehr milde gegen die Verletzungen des ſechſten Gebots. Die Fedoſſéjewzy verbreiteten ſich raſch über eine große Zahl ruſſiſcher Provinzen und ſetzten ſich auch in Öſterreich, Preußen und Polen feſt. Als arbeitſame und nüchterne Leute gelangten viele von ihnen zu großem Wolſtand. In Moskau erſtand ihnen ein Oberhaupt, welches der Sekte einen gewaltigen Aufſchwung gab und die verſchiedenen Gemeinden zu einem großen Ganzen vereinigte. Es war Iljá Alexéjewitſch Kowýlin, der 1771, als die Peſt in Moskau wüthete, auf Koſten der Genoſſenſchaft ein Hoſpital für Peſtkranke nebſt Quarantaine und Kirchhof einrichtete, und dafür von der Regierung gewiſſe Vergünſtigungen erlangte. So entſtand das Gravitations-Centrum der Theodoſianer in Moskau, der ſog. „Friedhof von Preobraſhénsk", ein Kloſter mit Verſorgungshäuſern aller Art. Unter Kaiſer Nikolai wurde die Sekte als ſtaatswidriger Bund betrachtet und die Privilegien des Friedhofs von Preobraſhénsk aufgehoben, der von nun an der Regierungs-Kontrolle unterlag. Trotzdem iſt die Sekte in Rußland noch immer zahlreich und weitverbreitet.

Die Stránniki (Wanderer, Pilger) oder Begúny (Läufinge, Flüchtlinge) erſcheinen gefährlicher als die vorhergehenden. Gründer der Sekte war ein Deſerteur, Jewſími (Euphemius), der ſich längere Zeit bei verſchiedenen Diſſidentengruppen herumgetrieben hatte und da er bei ihnen nicht zu Anſehen gelangte, eine neue Religionsgeſellſchaft ſtiftete. Die Grundanſchauung ſeiner Anhänger beſteht darin, daß ſie ſich in beſtändiger Flucht vor dem Antichriſt befinden. Sie brechen jede Beziehung zu Staat und Kirche ab, vernichten ihre Perſonaldokumente, nehmen andere Namen an und leben als Vagabunden. Sie verwerfen die Ehe; Männer und Frauen leben zuchtlos bei einander. Auch eine Art Kommunismus iſt bei ihnen Gebrauch. Neben den wirklichen Wanderern und Flüchtlingen gehören zur Sekte auch eine Art von Laienbrüdern, welche in ihren bürgerlichen Beziehungen verbleiben und den Mitgliedern erſten Ranges,

wenn ſie verfolgt werden, Unterſtand und Hülfe gewähren. Sie dürfen ſogar, des Scheines wegen, zu Beichte und Abendmahl gehen.

Die Chlyſtý (Geißler, Flagellanten) bezeichnen ſich ſelbſt als „Leute Gottes“, „betende Schweſtern und Brüder“ und dergleichen mehr. Sie ſollen ſich urſprünglich Chriſtówſchtſchina (Chriſtusſekte) genannt haben, der Volksmund, heißt es, habe dieſe Bezeichnung zutreffend in Chlyſtówſchtſchina (Geißlerbund) verwandelt. Wenig zahlreich, hat die Sekte ihre Anhänger in den verſchiedenſten Ständen. Sie hat eine ziemlich ſtrenge Hierarchie, deren oberſte Würdenträger „Chriſtus“, „Mutter Gottes“ und „Prophet“ genannt werden. Eine Chlyſten-Gemeinſchaft heißt „Schiff“.

Die Entſtehung der Sekte fällt in die Regierungszeit des Zaren Alexéi Michailowitſch (1645–1676). Nach der eigenen Tradition der Geißler wäre damals Gott in der Bauerngemeinde Sſtarodúb (Gouv. Wladímir, Kreis Múrom) auf einem feurigen Wagen herabgeſtiegen, um in Geſtalt des Daniil Filíppowitſch Rußland zu erleuchten. Einige Zeit früher wäre in einem andern Dorfe von einem hundertjährigen Elternpaare Iwán Timoféjewitſch Sſúſſlow geboren, welchen ſie als den erſten Chriſtus ihrer Lehre bezeichnen.

Daniil Filíppowitſch, als Inkarnation Gottes, gab ſeinen Anhängern zwölf Gebote. Sein Schüler Sſúſſlow ſoll zu Tode gemartert und wieder auferſtanden ſein. Die religiöſe Baſis der Chlyſtý bilden direkte Offenbarungen, die ſie vom Himmel zu empfangen glauben. In eigentümlichen Anzuge verſammeln ſie ſich zu ſogenannten Andachten, in denen ſie beſondere Lieder ſingen und ſich dann ſtundenlang unter Selbſtgeißelung und andern Kaſteiungen im Kreiſe drehen. Zuſtände äußerſter Nervenüberreizung und Extaſe entſtehen daraus, in denen die Propheten ihre Viſionen als Offenbarungen Gottes verkünden. Dabei werden auch die Sinne in höchſtem Grade gereizt und wüſte Orgien beſchließen die Andachten oder folgen ihnen trotz ſtrenger Ent

haltſamkeits-Vorſchriften. Aber alles, was in und nach den Verſammlungen geſchieht, wird geduldet und dabei über die letzteren das tiefſte Geheimnis bewahrt. Daß ſie mit einem Zuſtande grenzenloſer körperlicher und geiſtiger Ermattung, häufig mit Bewußtloſigkeit, enden, iſt begreiflich.

Die „Chriſtus", Gottesmütter und Propheten der Geißler ſtehen bei ihnen im größten Anſehen; ihnen wird unbedingter Gehorſam geleiſtet. Manche ihrer „Himmelskönigin nen" legen ſich auch den Titel „Großfürſtin" bei.

Die Sſkopzý (Skópzen, Selbſtverſtümmler, Kaſtraten, Sing. ſſkopéz) ſind in mancher Beziehung mit den Chlyſten verwandt und aus denſelben hervorgegangen. Auch ſie haben ihre irdiſchen Gottesverkörperungen, ihre Gottesmütter und Propheten, ihre aufregenden Andachten. Der weſentliche Unterſchied aber beſteht darin, daß die Skópzen in entſtellender Auslegung von Ev. Matth. 19, 12 beim Eintritt in die Genoſſenſchaft von den Angehörigen derſelben verſtümmelt werden. Dergleichen Kaſtraten aus religiöſem Wahnſinn mag es früher ſchon in Rußland gegeben haben, das Auftreten der eigentlichen Skópzenſekte aber datiert von der Perſon des Kondráti Sſeliwánow, der um 1770 in den Gouvernements Oréł, Túla und Tambów ſein Weſen trieb. Als Mitglied der Geißlergenoſſenſchaft that er ſich hervor und wurde bei einer Andachtsübung des Schiffes von zwei alten Weibern, der Himmelskönigin Akulina Iwánowna, einer dem Kloſter entlaufenen Nonne, und der Prophetin Anna Románowna im Taumel der Extaſe als die wahre Menſchwerdung Gottes und als Retter vor dem Antichriſt proklamiert. Jetzt trat er ſelbſtändig auf und entfaltete eine bedeutende Wirkſamkeit bis die Behörden aufmerkſam wurden und ihn nach Sibirien ſchickten. Vorher hatte er mit ſeiner Gottesmutter Akulina auch ſeinen Vorläufer, ſeinen Johannes den Täufer, ausfindig gemacht, einen Bauer Alexander Iwánowitſch Schilow, welcher gewaltig für ihn agierte. Nebenbei gab ſich der verkörperte Skopzengott auch noch für den Kaiſer Peter III. aus

und die Akulina Iwánowna identifizierte ſich mit der verſtorbenen Kaiſerin Eliſabeth.

Zar Paul ließ den verbannten Sſeliwánow zurückkehren und ſprach ſelbſt mit ihm. Als ſich der Kaſtratenheiland jedoch als Peter III. geberdete und den Kaiſer als ſeinen Sohn anredete, ſandte man ihn ins Irrenhaus, wo er bis zum Tode Pauls blieb. Alexander I. ließ ihn in eine Verſorgungsanſtalt bringen. Hier zettelte er jedoch neuen Unfug an und man verwies ihn in ein Kloſter, wo er 1832, wie man ſagt, 112 Jahre alt, ſtarb.

Die Skopzen, unter denen es mancherlei Schattierungen giebt, ſind im allgemeinen wohlhabend, manche ſehr reich. Geldbelohnungen, Ausſicht auf Beſitz, werden von ihnen häufig als Bekehrungsmittel angewandt. Die Stellen der Offenbarung Johannis 7, 4 und 14, 3 u. 4 beziehen ſie auf ſich und erwarben das goldene Zeitalter, ſobald ihre Zahl in Rußland die in der Apokalypſe erwähnten 144 000 erreicht hat.

Die Napoleówtſchini oder Montanen, welche eigentümlicherweiſe einen myſtiſchen Kultus mit der Perſon Napoleons I. treiben, ſind gleichfalls eine von den Chlyſtý abgezweigte Sekten-Varietät, welche um 1820 zuerſt auftauchte. Sie hat übrigens mit dem Franzoſentum nichts zu ſchaffen, nur daß der ſagenhafte Napoleon bei ihren Mitgliedern, vermöge einer eigentümlichen Ideenverwirrung, als Inkarnation Gottes gilt, ganz wie Daniil Filippowitſch bei den Flagellanten und Sſeliwánow bei den Skópzen. Die Sekte ſoll wenig Verbreitung gefunden haben.

Die Pryguný oder Sſkakuný (Springer, Hüpfer), eine andere Abzweigung der Geißler, datieren ihre Entſtehung gleichfalls aus dem Anfang der zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts. Zu ihren Andachtsübungen verſammeln ſie ſich in Wäldern oder abgelegenen Scheunen und ihr Gottesdienſt beſteht in gewaltigen Sprüngen und Gliederverrenkungen, die ſie mit unartikulierten Lauten begleiten. Sie hüpfen ſtets paarweiſe, ein Mann mit

einer Frau, Hand in Hand, bis sie vor Ermüdung niedersinken. Die weiter folgenden Scenen entziehen sich der Beschreibung. Die Sekte scheint wenig verbreitet zu sein. Im Jahre 1867 wurde den Mitgliedern der Springersekte in Berdjánsk (Gouv. Taurien) der Prozeß gemacht und ihnen systematisch betriebener Kindermord nachgewiesen. Auch sie wollten, wie die Würger, die reinen Wesen unbefleckt der Gottheit zuführen. Sie wurden nach Sibirien und den Kaukasus verwiesen. Gleichwol haben sich dort bis auf den heutigen Tag einige Springer-Familien erhalten, die ihre Andachtsübungen verrichten und deren Prophetinnen sich in den Dorfstraßen sehen lassen in schwarzem Sarafán mit weißem, schleierartigem Überwurf.

c. Die priesterlichen Sekten (Popówzy) erkennen, trotz ihrer dissentierenden Haltung der orthodoxen Kirche gegenüber, die staatskirchliche Priesterweihe als solche an und wählen ihre Geistlichen aus der Zahl der von orthodoxen Bischöfen geweihten, sobald diese zu ihnen übertreten und nach den „alten Büchern" zu amtieren sich verpflichten. Aus dieser ihrer Grundanschauung folgt, daß die priesterlichen Sekten nicht, wie die priesterlosen, den Drang haben, sich endlos zu zersplittern und zwischen ihnen und ihren Abarten kein so starker Antagonismus besteht, als bei den Bespopówzy. Die ältesten priesterlichen Genossenschaften lassen sich in drei Gruppen sondern:

α. Die Gruppe vom Kershenéz, so genannt nach einem Flüßchen im Gouv. Nísshni-Nówgorod, an welchem sich gleich nach dem Entstehen der großen Kirchenspaltung eine Anzahl Altgläubiger niederließen. Sie hatte in jener Zeit eine besondere Deutung der Dreieinigkeit und zählte den Sohn Gottes nicht zu derselben, gab aber später diesen Lehrpunkt auf.

β. Die Gruppe des Mönchs Hiob, welche letzterer um 1667 im Lande der donischen Kosaken am Flüßchen Tschira gründete. Abzweigungen verbreiteten sich bis zum kaspischen Meer und den Flüssen Kubán, Térek und Urál.

γ. Die Gruppe von Wetka, einer Insel im Flusse Sosh,

der ſich in den Dnjepr ergießt. Die Gegend war früher polniſch und diente 1667 aus Rußland flüchtenden Sektirergemeinden als Zuflucht. Dieſe vermehrten ſich bald auf 40 000 Mitglieder und bildeten eine Art Mittelpunkt für die prieſterlichen Altgläubigen. Unter Katharina II. wurde ein großer Teil derſelben zur Rückkehr nach Rußland genöthigt und ihnen geſtattet, ihre Heiligtümer nach Sſtarodúb (Gouv. Tſchernigow) mitzunehmen, das nun zum Centrum der Sektirer wurde. Aus dieſer dritten Gruppe bildeten ſich vor wie nach ihrer Überſiedelung neue Abarten, wie die Diakoniten, welche das am Soſly präparierte Salböl nicht annahmen, weil kein Biſchof bei ſeiner Bereitung zugegen geweſen, die Anhänger des Jepifáni (Epiphanes), eines entlaufenen Mönchs, der ſich mit gefälſchten Dokumenten die Biſchofswürde zulegte, die Genoſſenſchaft von Tſchernoból, welche an das baldige Ende der Welt glaubte, das Paßweſen bekämpfte, den Eid unterſagte und, wie die Katholiken, das Kreuz nur mit dem Gekreuzigten daran (als Crucifix) verehrte. Eine andere von Starodúb ſich ablöſende Genoſſenſchaft nennt ſich nach dem Prieſter Féodor Sſüſſlow (nicht zu verwechſeln mit dem Sſüſſlow der Flagellanten) und nimmt es bei ihren Prieſtern ſehr genau mit der Kontinuität der Chirotonie. Manche prieſterliche Sektirer verlangten von ihren Geiſtlichen nicht blos die Losſagung von den Nikonſchen Formen, ſondern auch eine neue Salbung. Sie werden Peremaſánzy (die von neuem Salbenden) genannt.

Viele prieſterliche Sekten haben ſeit 1771 ein Centrum in Moskau, den Friedhof von Rogóſly, welcher für ſie dieſelbe Bedeutung hat, wie der Friedhof von Preobraſhénsk für die Theodoſianer.

Selbſtverſtändlich war es den prieſterlichen Diſſidenten vor allem darum zu thun, eine biſchöfliche Autorität an ihre Spitze zu ſtellen, um die nothwendige Anzahl von geweihten Geiſtlichen erlangen zu können. Da die Sache in Rußland unmöglich war, richtete man ſein Augenmerk auf die im Auslande angeſiedelten

Altgläubigen und gelangte endlich in der Bukowina zum Ziele. Der vom Patriarchen zu Konstantinopel abgesetzte Bischof von Bosnien, Ambrosius, stellte sich den Dissidenten zur Verfügung, der Friedhof von Rogósh gewährte die erforderlichen Mittel und mit Bewilligung der österreichischen Regierung hielt im Jahre 1846 Ambrosius in Bjelakrinitza (Fontana alba), einer Niederlassung Altgläubiger in der Bukowina, seinen Einzug als Bischof der priesterlichen Starowórzen. Bjelakrinitza ward seitdem zum Metropolitansitz derselben und wurden hier Geistliche jeden Ranges, auch Bischöfe geweiht.

Bei der Errichtung dieses Bischofssitzes hatte die polnische Emigration, Tschaikowski (Sadik Pascha) an der Spitze, die Hand im Spiel. Sie beabsichtigte durch jene Schöpfung in Bjelakrinitza einen Heerd russlandfeindlicher Tendenzen zu gründen. Ihre Umtriebe blieben der russischen Regierung nicht verborgen. Zwar verwies man auf die Vorstellung der letzteren Ambrosius nach Bjelakrinitza, Steyermark und entfernte die fremden Mönche aus dem Kloster von doch wurde dabei in der Sache nichts geändert und die Verhältnisse blieben unter einem neuen Metropoliten in der Bukowina dieselben.

Russland versagte selbstverständlich der in Bjelakrinitza geweihten Hierarchie seine Anerkennung und das allein schon gab den heimischen Altgläubigen zu denken. Die Anträge der emigrierten russischen Revolutionäre (Bakúnin, Herzen und Genossen), den Metropolitansitz der Dissidenten nach London zu verlegen, wurden von letzteren mit Protest zurückgewiesen. Der polnische Aufstand brach aus und erregte das russische Nationalgefühl auf das lebhafteste; auch die priesterlichen Altgläubigen fühlten sich veranlaßt, in einer Loyalitätsadresse ihre Treue für das Vaterland und ihre Ergebenheit für den Zaren laut zu bekennen. Bald darauf erschien ein Rundschreiben der Sekte, in welchem bei strengem Festhalten an den alten Ritualien, das Verhältnis zur russischen Staatskirche in versöhnlichem Sinne dargestellt, den Gefühlen der Loyalität neuer Ausdruck

verliehen und gegen die Atheisten in London auf das energischste vorgegangen wurde.

Alle diese Kundgebungen brachten einen beträchtlichen Teil der priesterlichen Altgläubigen zum Anschluß an das Jedinowérzentum, dessen Entstehung und Charakteristik hier folge.

Eine Anzahl Altgläubiger in Moskau reichte im Jahre 1800 dem dortigen Metropoliten Platón eine Schrift ein, in welcher sie das Verdammungsurteil der orthodoxen Staatskirche über eine Anzahl alter Ritualien aufzuheben baten und sich bereit erklärten, von der Staatskirche geweihte Priester nach jenen alten Ritualien bei sich amtieren zu lassen. Sie sprachen noch manche andere Bitten aus, z. B. daß man ihren kirchlichen Akten öffentliche Gültigkeit zuerkenne und gaben genügende Bürgschaft für ihre Loyalität. — Der Metropolit, ein billig und vernünftig denkender Mann, fand das Gesuch sehr berücksichtigungswerth und beförderte dasselbe, mit seinen Randbemerkungen, an den Kaiser. Er fügte hinzu, eine Richtung, welche sich in dieser Weise der Staatskirche anschließe, könne man nicht mehr als Rasskól bezeichnen. Auch der Name „Altgläubige" sei unpassend, da es in der orthodoxen Kirche keine Neuerungen gegeben habe. Er schlug vor, den Starowérzen, von welchen das Gesuch ausging, künftig einen Namen zu geben, welcher ihre Vereinigung mit der orthodoxen Kirche ausdrücke, wie z. B. Sojedinénzy (Bekenner der Vereinigung) oder Jedinowérzy (Glaubensgenossen). Kaiser Paul bestätigte sämtliche Anträge des Metropoliten Platón und durch Ukás vom 27. Oktob. 1800 wurde das Gesuch jener Altgläubigen gewährt und dieselben als Jedinowérzy gesetzlich anerkannt. So ist denn diese Genossenschaft dem alten Gebrauchtum treu geblieben, übt dasselbe aber nicht unter Auflehnung gegen die orthodoxe russische Kirche, sondern mit deren Genehmigung aus, wird nicht mehr als Dissidententum betrachtet und ihre Priester werden von der Staatskirche approbiert.

Staroobrjádzy (Altritualisten) werden diejenigen priester-

lichen Altgläubigen genannt, welche ſich vom Jedinowérzentum fern hielten, bei ihren alten Büchern und Ceremonien beharren und der ruſſiſchen Staatskirche gegenüber ſich ablehnend verhalten.

d. Myſtiſche und rationaliſtiſche Sekten. Dieſer Rubrik gehören eine Anzahl religiöſer Genoſſenſchaften an, welche nicht, wie die vorhergehenden, auf den Raſſkól zurückzuführen ſind, bei denen es ſich nicht um Textfälſchungen und Auslegung gewiſſer Bibelſtellen handelt, die ſich ihren Glauben und die Deutung der heiligen Schrift ſozuſagen a priori conſtruiert haben und bald eine myſtiſche, bald eine rationaliſtiſche Richtung, bald eine ſonderbare Kombination von beiden einſchlagen und endlich auch teilweiſe evangeliſchen Strömungen gefolgt ſind. Ich beginne mit einer Sekte, welche bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, den

Duchobórzen (Streiter des Geiſtes). Hauptſächlich in Südruſſland verbreitet, fand ihre Lehre auch in Kaukaſien, Finland, Moskau, Kalúga, ſogar auch in Irkútsk und Kamtſchatka Anhänger. Von Kennern wird das Duchobórzentum als ein Gemiſch von eigenen Anſichten, Quäkertum und Myſtizismus mit Anlehnung an einzelne Lehren der Chlyſtý und Wiedertäufer bezeichnet. Den Gottesbegriff faſſen die Duchobórzen pantheiſtiſch auf. Sie läugnen das jenſeitige Leben, an deſſen Stelle ſie die Verſetzung der Seele auf eine andere Welt oder in einen andern Körper annehmen. Das innere Licht, aus dem ſie ihre Offenbarungen ſchöpfen, ſtellen ſie der Bibel gleich. Sie verwerfen die Lehre von der Dreieinigkeit und der Gottheit Chriſti, erkennen der äußeren Kirche ſammt Prieſtern, Gottesdienſt und Sakramenten nur geringen Werth zu und leiſten weder Eid noch Kriegsdienſt. — Ähnliche Lehren ſollen ſchon früher in Ruſſland exiſtiert haben; die eigentliche Entwickelung des Duchobórzentums datiert von dem Bauer Silwán Kolésnikow, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Gouv.

Jekaterinoſſláw ſein Weſen trieb. Den bedeutendſten Einfluß auf die Sekte übte ein verabſchiedeter Unteroffizier Sſawéli Kapáſtin am Ende des vorigen und am Anfang des jetzigen Jahrhunderts. Er ſoll ſich über ſeine Anhänger eine despotiſche Gewalt angemaßt haben und wird mit Johann von Leyden verglichen. Unter Katharina II. und Paul I. zeigten ſich die Duchoborzen öfters renitent gegen die Staatsgewalt; noch im Jahre 1807 trat ein Fall offenbarer Widerſpänſtigkeit zu Tage. Seit 1817 wird ihnen im Militärdienſt der Eid erlaſſen und man verwendet ſie vorzugsweiſe im Sanitätsdienſt oder als Militärhandwerker. Man lobt ſie als mäßig, reinlich und arbeitſam.

Die Molokánen (Milcheſſer — vom Volke ſo benannt, weil ſie in der Faſtenzeit, im Gegenſatz zur orthodoxen Kirche, Milch genießen,) werden vielfach als ein Zweig der Duchobórzenſekte betrachtet und Sſimeón Uklejin gilt als Urheber ihrer Abſonderung. Andere dagegen halten die Molokánen für die ältere Genoſſenſchaft und verweiſen auf verſchiedene religiöſe Sekten des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, welche die ſichtbare Kirche und die Sakramente bekämpften, die Faſten und andere kirchliche Gebräuche verwarfen und eine bald myſtiſche, bald rationaliſtiſche Auslegung der Bibel lehrten. Wie die Sache ſich auch verhalten mag, jedenfalls ſcheint die Verbrüderung der Molokánen ſich erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts in ihrer heutigen Geſtalt gezeigt zu haben. Sie ſtellt die heilige Schrift ſehr hoch, betrachtet ſie als Grundlage jeder moraliſchen Vervollkommnung, legt ſie aber in beſonderer Weiſe aus. Sie verwirft alle Konzilien und glaubt das Urchriſtentum zu beſitzen. Sich ſelbſt bezeichnen die Molokánen als wahrhaft geiſtliche Chriſten, während alle andern ihnen als weltliche gelten. Ihren Älteſten und Lehrern wird keineswegs eine große Autorität zuerkannt — jeder kann die Bibel auf ſeine Art auslegen. Man hat ihre Lehre dem Presbyterianismus verglichen, nur daß ſie ſich noch zum Unterſchiede von demſelben in einem halbflüſſigen Zuſtand befinde und ihr das klare, logiſche Syſtem fehle.

Unter den Molokánen giebt es eine ganze Reihe verſchiedener Schattierungen, die um ſo ſchwieriger aufzuzählen und zu charakteriſieren ſind, als täglich neue ſich bilden und weiter entwickeln. Im Jahre 1880 zeigte ſich in ihrer Mitte eine beſonders lebhafte religiöſe Gährung, die zunächſt zur Spaltung der am Don angeſiedelten Anhänger der Sekte führte. Einer der hervorragendſten Lehrer der Gemeinſchaft hatte in St. Petersburg gelebt und ſich dort mit der Lehre Päſchkows, von welcher ſpäter die Rede ſein wird, bekannt gemacht. In die Heimat zurückgekehrt bildete er eine beſondere Gemeinde, die ſich „evangeliſche Chriſten“ nannte. Ein anderer Presbyter derſelben Gemeinſchaft trennte ſich im Jahre 1882 von ſeinen bisherigen Glaubensgenoſſen und gründete, unter dem Einfluß der benachbarten Mennoniten, eine neue Baptiſtengemeinde, die indes in Bezug auf einzelne Lehrmeinungen ſich von den Mennoniten ſowol wie von den eigentlichen Baptiſten unterſcheidet. Molokánen giebt es in den Gouvernements Tambów, Wladimir, Sſamára, Sſarátow, Aſtrachán, am Don, in der Krym, am Kaukaſus und in Sibirien. Überall gelten ſie als ordentliche, mäßige und arbeitſame Leute.

Auch eine ſocialiſtiſche Sekte ging in den zwanziger Jahren aus der Mitte der Molokánen hervor, die

Óbſchtſchije (Kommuniſten). Ihr Gründer Popów ordnete an, daß jede Gemeinde eine kommuniſtiſche Einheit mit 12 Apoſteln an der Spitze bilden ſollte, denen die Verwaltung alles Beſitzes zu übergeben wäre. Er ſelbſt behandelte ſeine Anhänger als brutaler Despot. Selbſtverſtändlich dauerte die Sache nicht lange und man kehrte zu den aufgegebenen Eigentumsbegriffen zurück. Nur in Kaukaſien ſoll es noch einige Óbſchtſchije geben, von denen es jedoch nicht bekannt iſt, ob ſie noch bei der Gütergemeinſchaft geblieben ſind.

Die Sſubótniki (Sabbatleute) ſtehen in ihrer Lehre den Molokánen nahe, feiern jedoch den Sonnabend ſtatt des Sonntags und haben außerdem manche altteſtamentariſche Sätze als

bindend angenommen. Sie ſtammen wahrſcheinlich von einer judaiſierenden Sekte her, die im 15. Jahrhundert von einem Karaiten geſtiftet wurde.

Eine Sekte, bei welcher das rationaliſtiſche Element ganz in den Vordergrund tritt, ſind die

Schalopúty, deren Namen ein Scheltwort iſt, das ihnen der Volksmund beigelegt hat und ſich etwa „närriſche Käuze“ überſetzen läßt. Sie ſelbſt nennen ſich „Wahrhaft geiſtige Chriſten“, oder auch „Brüder des geiſtigen Lebens“. Die Sekte findet ſich in den Gouvernements Cherſſón, Taurien, Poltáwa, Jekaterinoſſláw, Chárkow, Kurſk, Woróneſh, Rjaſán, Tambów, Stawropól, am Don, Kubán und Téref. Gründer der Genoſſenſchaft war wiederum ein Bauer, Awwakúm Kopýlow, den in den zwanziger Jahren religiöſe Zweifel auf die Wanderung trieben, um Leute verſchiedenen Glaubens kennen zu lernen und der bei der Rückkehr ſeine eigene Lehre conſtruiert hatte. Nach der Meinung der Schalopúten ſind Vernunft und Gewiſſen die beiden Fundamentalquellen religiöſen Erkennens und Lebens. Die Bibel hat bei ihnen keine bedingungsloſe Autorität und wird nur in ſoweit geſchätzt, als ſie ihre Anſchauungen zu beſtätigen ſcheint. Alles was vom Inhalt der heiligen Schrift die Vernunft nicht zu begreifen vermag, faſſen ſie bildlich auf. Chriſtus iſt ihnen nur ein gottbegnadeter Menſch, ſeine Wunder leugnen ſie. Der heilige Geiſt iſt die in jedem gottbegnadeten Menſchen lebende göttliche Lehre. Sintflut und Weltuntergang deuten ſie allegoriſch. Die Sakramente verwerfen ſie als unnöthig. Die meiſten Schalopúten — denn auch unter ihnen giebt es verſchiedene Abarten — haben keinen Gottesdienſt, keine Prieſter, keine Gotteshäuſer: „Nicht die Balken ſchaffen die Kirche — ſagen ſie — ſondern das Herz!“ Jeder kann Gottes Wort lehren ohne beſondere Unterweiſung, der Menſch braucht keinen Vermittler zwiſchen ihm und Gott. Einmal wöchentlich verſammeln ſie ſich zum gemeinſamen Leſen des Evangeliums, wobei ſie durch geiſtliche Lieder die Seele erheben.

Die Schalopúten — faſt ausnahmslos Bauern — ſind außerordentlich fleißig; Arbeit gilt ihnen als das vornehmſte Gebot der Religion und Moral. Da die Brüderlichkeit der Menſchen eins ihrer Hauptaxiome iſt, bearbeiten ſie ihre Felder gemeinſam und teilen den Ertrag. Sie helfen bereitwillig nicht nur den Glaubensgenoſſen, kein Notleidender wird abgewieſen und wäre er ſelbſt ein Feind des Einzelnen oder der Genoſſenſchaft. Im häuslichen Leben herrſchen Friede und Eintracht. Die kirchliche Ehe verwerfen ſie; nur der Bund, der auf Liebe beruht, iſt ihnen heilig. Da im bäuerlichen Leben auch jetzt noch Zwangsehen nicht ſelten ſind, kommt es vor, daß ein Schalopút mit der kirchlich angetrauten Frau ein Hausweſen unterhält, dabei aber mit einem andern Weibe einen unkirchlichen Bund eingeht, welche er ſeine Frau im Geiſte (duchówniza), ſeine wahre Frau nennt. Daſſelbe Verhältniß beſteht dann zwiſchen der kirchlich angetrauten Frau und einem andern Manne. Selbſtverſtändlich kommen ſolche Ehen faſt nur bei denen vor, welche früher andern religiöſen Gemeinſchaften angehörten und als Gatten zur Sekte übertraten. Untereinander heirathen die geborenen Schalopúten nur aus Neigung. Im Ganzen genommen zeichnen ſie ſich aus durch Arbeitſamkeit, Nüchternheit und ernſten ſittlichen Geiſt.

Die Nemoljaki (Nichtbeter) und Wosdychánzy (Seufzenden) ſind wenig voneinander unterſchieden. Sie zerſetzen alle Symbole, verflüchtigen den Inhalt der heiligen Schrift und bekämpfen die ſichtbaren Zeichen der Andacht. Die Älteſten der Nemoljaki ſtehen bei ihren Genoſſen in um ſo größerer Achtung, je geſchickter ſie die Bibel in der bei ihnen beliebten Richtung zu verdrehen im Stande ſind. Sie unterſcheiden vier Weltalter: den Frühling der Welt — von der Schöpfung bis Moſes; den Sommer — von Moſes bis Chriſtus; den Herbſt — von Chriſtus bis 1666; und den Winter von 1666 an.

Die Njenáſchi (Nicht-unſeren) oder Moltſchálniki (Schweigenden) gehen bis zur völligen Negation der heiligen Schrift,

der Unſterblichkeit, der Exiſtenz Gottes und jeder Religion überhaupt. Die Sekte ſoll im Gouvernement Sſarátow von einem ehemaligen Theodoſianer geſtiftet ſein. Die Schweigenden werden ſie vom Volke genannt, weil ſie mit ihrer Lehre in oſtenſibler Weiſe geheim thun. Über die

Njétowzy oder Njétſchiki (Nein-Sager), eine gleichfalls myſtiſch-regierende Sekte, iſt wenig Sicheres bekannt. Manche ihrer Lehren, wie ſie gerüchtweiſe mitgeteilt werden, klingen, als hätten die Sektirer, einfache ruſſiſche Bauern, Sätze aus Schopenhauers oder v. Hartmanns Schriften aufgeſchnappt. Über eine Abart derſelben, die

Shiwyje Pokoíniki (die Lebend-verſtorbenen) erfahren wir etwas mehr, aber auch nur Verworrenes. Dem bibliſchen Satze: „Gott ruhte am ſiebenten Tage u. ſ. w.“ geben ſie eine halb myſtiſche, halb deiſtiſche Auslegung. Die Ausbreitung des Böſen in der Welt halten ſie nur deshalb für möglich, weil der ſiebente Tag, der Ruhetag Gottes, noch fortdauere. Die Kraft des Gebets wollen ſie erſt dann zugeben, wenn der achte Schöpfungstag angebrochen iſt. Dieſen herbeizuführen ſei die Aufgabe der Menſchen. Das Leben auf Erden betrachten ſie als Strafe, die Geburt eines Kindes als Unglück Den Namen Chriſti erwähnen ſie oft und verweiſen auf ſein Beiſpiel; für die Erlöſung durch den Heiland fehlt ihnen jedes Verſtändnis. Eins ihrer Sektenhäupter ſprach von einem „für die Seele heilſamen Buche“ einer „gotteswolgefälligen Frau“, das er geleſen, als er noch in der Welt lebte. Er nannte es „Conſuela oder die gute Rathgeberin“, man vermuthet in demſelben eine ruſſiſche Überſetzung des Romanes Conſuelo von Georges Sand. Ein anderes Werk, auf das ſich derſelbe berief hieß das „Buch Cotta.“

Man erkennt aus dieſen ſpärlichen Notizen, auf welche Art manche Sekten in Rußland entſtehen. Offenbar hatte ein Spaßvogel den grübelnden Phantaſten mit den Büchern „Conſuela“

und „Cotta“ myſtificiert und dieſer ſchleunigſt auf Grundlage derſelben eine Sekte geſchaffen.

Die Stundiſten. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die erſte Anregung zur Bildung dieſer Sekte, ſo wie ihr Name von den deutſchen Kolonien am Ufer des ſchwarzen Meeres ſtammt. Johannes Bonekemper aus dem Wupperthal wurde 1824 Paſtor der reformierten Gemeinde in der Kolonie Rohrbach, etwa 60 Kilometer von Odeſſa. Unter ſeinen meiſt aus der Pfalz und Würtemberg eingewanderten Koloniſten fand er den altwürtembergiſchen Gebrauch des „Stundenhaltens“, den er ſorgfältig pflegte. Männer und Frauen kamen Abends, gewöhnlich im Schulſaal zuſammen, ſangen einen Choral, ein Bauer hielt das Gebet, ein Stück der heil. Schrift wurde verleſen und über deſſen Inhalt in freier Rede geſprochen. 1867 folgte der Sohn, Karl Bonekemper, dem Vater im Amte, der alte Gebrauch dauerte fort und der junge Paſtor, der Landesſprache mächtig, trat auch mit den umwohnenden Ruſſen in geiſtigen Verkehr, unter ihnen mit einem ſchlichten frommen Bauer aus dem Gouv. Kijew, der als Tagelöhner nach dem Süden gekommen war. Er war Zeuge des „Stundenhaltens“, das ihm erklärt wurde, lernte leſen, lernte die Bibel kennen und kehrte mit den empfangenen Eindrücken in die Heimat zurück. An den langen Winterabenden verſammelte er die Nachbarn, las ihnen aus der heil. Schrift vor und erklärte das Geleſene. Das waren die Anfänge der ruſſiſchen Stundiſten-Sekte, welche den Namen von jenem deutſchen Koloniſten-Brauch beibehielt. Später haben offenbar die ruſſiſchen rationaliſtiſchen Religionsgenoſſenſchaften mit ihren Lehren einen beſtimmenden Einfluß auf die geiſtige Entwickelung der Stundiſtengemeinden ausgeübt, die ſich dergeſtalt von ihrem Urſprung weit entfernten. In verhältnißmäßig kurzer Zeit verbreitete ſich die neue Sekte über eine große Anzahl Gouvernements des ſüdlichen und ſüdweſtlichen Rußlands und ſoll bereits im Norden Anhänger gefunden haben. Auch die Stundiſten befinden ſich in Oppoſition gegen die beſtehende Ordnung des kirchlichen und geſellſchaftlichen

Lebens. Sie lehren die Gleichheit aller Menſchen und fordern eine umfaſſende Bethätigung der Bruderliebe. Grund und Boden, Waſſer, Vieh u. ſ. w. wollen ſie nicht als perſönliches Eigentum gelten laſſen und möchten dieſe Dinge in Gemeinde- oder Genoſſenſchaftsbeſitz verwandeln. Urſprünglich wollten ſie auch keine Regierungsgewalt über ſich erkennen, doch ſcheinen ſie davon zurückgekommen zu ſein. Ihre Streitigkeiten ſchlichten ſie untereinander. Sie haben weder Kirchen noch Bethäuſer und verſammeln ſich in Bauernſtuben. Ihre Beleſenheit in der Bibel iſt außerordentlich groß, die Auslegung derſelben einſeitig-tendenziös. Den Sakramenten geſtehen ſie einen lediglich ſymboliſchen Charakter zu; die Taufe wird nur an Erwachſenen vollzogen. So ſcheinen auch baptiſtiſche Anſchauungen ihren Weg in die Sekte gefunden zu haben.

Zum Schluſſe will ich eine Erſcheinung unſerer Tage in der ruſſiſchen Kirche nicht unerwähnt laſſen, welche ich

die Páſchkowſche Bewegung nennen möchte. Ich bezeichne damit, nach der am meiſten in den Vordergrund tretenden Perſönlichkeit, die Beſtrebungen von Laienpredigern, welche vorzugsweiſe den höheren Geſellſchaftskreiſen angehören, in miſſionariſcher Richtung, um in allen Schichten des Volkes das chriſtliche Religionsbewußtſein zu wecken und zu beleben. Der Ausgangspunkt dieſer Bewegung war der Aufenthalt des bekannten engliſchen Laienpredigers Lord Radſtock in St. Petersburg während der Paſſionszeit des Jahres 1874. Von ihm zur Einkehr und Umkehr angeregt, trat der reichbegüterte frühere Gardeoffizier Waſſili Alexándrowitſch Páſchkow mit allem was er war und hatte, mit ſeinem ganzen Hauſe, in den Dienſt Chriſti. Um ihn ſcharte ſich eine beträchtliche Zahl Geſinnungsgenoſſen. Sie pflegten die Verwundeten im Kriege und tröſteten ſie mit dem Worte des Herrn; die gleiche Thätigkeit widmeten ſie den Bewohnern der Gefängniſſe. In Fabriken, Fuhrmannsherbergen, wo nur ein Zuſammenlauf des Volkes zu erwarten war, predigte Páſchkow und hatte die einfache, ſchlichte Form gefunden, um

seinen Zuhörern die Heilswahrheiten des Evangeliums verständlich zu machen. Am Sonntag Abend versammelte er das Volk zur Andacht in seinem Hause, in den Prunkgemächern, die sonst nur die Elite der russischen Gesellschaft gesehen. Überall wurde er von seinen Gesinnungsgenossen, Männern und Frauen, welche Namen der ältesten russischen Aristokratie tragen, auf das thatkräftigste unterstützt. Die Landeskirche konnte diese Strömung nicht unbemerkt an sich vorüberziehen lassen. Päschkow wurde aufgefordert, dem Rektor der geistlichen Akademie seinen religiösen Entwickelungsgang zu schildern. Es geschah. Der Rektor beantwortete Päschkows Schreiben in würdigster Weise von seinem Standpunkte. Beide Schriftstücke sind veröffentlicht. In dem letzten Regierungsjahre Alexander II. hatte die Staatsgewalt Grund genug, aufregende Volksanhäufungen, wenn auch zum edelsten Zwecke veranstaltet, nicht zu gestatten. Die Versammlungen in den geräumigen Sälen Päschkows wurden im Frühjahr 1880 untersagt und der Hausherr bedeutet, seine Heimat für einige Zeit zu verlassen. Im Herbst kehrte er zurück, aber die öffentlichen Andachtsübungen unterblieben fortan. Die Liebesthätigkeit jener Gleichgestimmten dauert fort.

Das Verhalten der Regierung den religiösen Sekten gegenüber war zu verschiedenen Zeiten ein verschiedenes und hat sich natürlicher Weise nach der größeren oder geringeren Staats- und Moralgefährlichkeit derselben gerichtet. Daß der Staat gegen die Sektirer weniger tolerant war, als gegen die sogenannten ausländischen Bekenntnisse (Katholizismus, Protestantismus, Islam u. s. w.) läßt sich erklären. Bei der Einverleibung von Gebieten mit fremdem Glauben mußte der Begriff der russischen Staatsangehörigkeit von dem Begriff der unbedingten Zugehörigkeit zur orthodoxen Kirche getrennt werden. Der Staat überflügelte die Kirche in der Ausbreitung seiner Grenzen. War man somit duldsam gegen die angestammte Nichtangehörigkeit zur Staatskirche, so nahm man es um so

ſtrenger mit dem Abfall von derſelben. Aber auch dieſe Anſchauung wurde mit der Zeit aufgegeben und gab einer milderen Beurteilung des Sektenweſens Raum. Alexander II. erließ am 19. Febr. 1874 eine Verordnung, welche für alle Religionsgenoſſenſchaften, die keine, oder keine ſtaatlich anerkannten, Prieſter beſitzen, weltliche Civilſtandsregiſter einführte. So iſt denn den Sektirern, welche ſich mit dem Prieſtertum der Staatskirche nicht ausſöhnen zu können meinen, ein geſetzlicher Familienſtand geſichert. Allerdings findet der Ukás nur auf ſolche Sekten ſeine Anwendung, welche das Inſtitut der Ehe nicht negieren.

Die Zahl der ruſſiſchen Sektirer läßt ſich aus mancherlei Gründen ſchwer beſtimmen. Man ſchätzt ſie annähernd auf 13 bis 14 Millionen. Dabei iſt die Menge der Sekten in fortwährender Zunahme begriffen, aber überall, wo neue religiöſe Genoſſenſchaften entſtehen, zeigen ſie in ihren Glaubensmeinungen die größte Verſchiedenheit. Man erſieht daraus, daß in Rußland eine Bewegung des religiöſen Denkens in einer beſtimmten Richtung nicht vorhanden iſt, daß ſich aber das Bedürfniß eines regeren religiöſen Lebens allgemein fühlbar macht. Dies Bedürfnis nach geiſtiger Belebung des religiöſen Daſeins machen ſich die Propagandiſten der verſchiedenen Sekten zu Nutze. Erkennt die Geiſtlichkeit der orthodoxen Kirche ihren wahren Vorteil, ſo wird ſie mit allen Kräften danach ſtreben, jenes Bedürfnis nach einem regeren, geiſtigeren religiöſen Leben von ſich aus zu befriedigen. Damit gewänne ſie eine Waffe gegen die Ausbreitung des Raſſkól und der Ketzerei, die an Wirkſamkeit alle weltliche Geſetzgebung weit hinter ſich laſſen würde.

IV. Die Nation und ihre Stände.

Bei oberflächlicher Anſchauung erſcheint die ruſſiſche Nation in eine Anzahl ſcharf von einander geſchiedener geſellſchaftlicher Gruppen geteilt; bei genauerer Betrachtung verlieren die Grenzlinien an ihrer Beſtimmtheit und die Stände zeigen vielfache Übergänge des einen in den andern. Die Grundlage des früheren geſellſchaftlichen Organismus war die Leibeigenſchaft; durch ihre Aufhebung mußte derſelbe in allen ſeinen Fugen erſchüttert und verſchoben werden. Die alte Einteilung der Stände beſteht zwar noch vor dem Geſetz und äußerlich; im wirklichen Leben wurde ſie vielfach verändert, die Unterſchiede abgeſchwächt. Mit vollem Recht kann man die Reformen der letzten Jahrzehnte dahin charakteriſieren, daß ſie die Vorrechte ſowol wie die Laſten der verſchiedenen Volksklaſſen allmählich verminderten, um Rechte und Pflichten gleichmäßiger auf alle Schichten der Nation zu verteilen.

Ein ſtarker Band der umfangreichen ruſſiſchen Geſetzſammlung handelt von den Ständen. Das Geſetz unterſcheidet vier Hauptklaſſen der Bevölkerung: den Adel, die Geiſtlichkeit, die Städter und die Landbewohner, eine Einteilung, die ſich, wie bei vielen anderen Nationen, auf hiſtoriſcher Grundlage entwickelt hat. In dem von Peter dem Großen geordneten Staate hatte jede Volksklaſſe ihre beſtimmte Thätigkeitsſphäre; der Edelmann den Staatsdienſt, die Geiſtlichkeit den Gottesdienſt, der Städter Handel und Gewerbe, der Bauer die Landwirtſchaft. Dieſe Klaſſen, die noch heute viel mehr durch Sitte und Erziehung, als durch das Geſetz von einander geſchieden ſind, waren niemals geſchloſſene Kaſten. Sie beſtanden nur im Intereſſe des Thrones und Staates und durch dieſelben. Die Autorität, welche ſie

geſchaffen, konnte auch den Unterthan, nach ihrem Ermeſſen, aus der einen Kategorie in die andere verſetzen. Kein Stand beſaß politiſche Rechte, deshalb hat es auch nie in Rußland eine Spur jenes Haſſes der einen Bevölkerungsſchicht gegen die andere gegeben, der in Weſteuropa ſo häufig zu Tage trat. Die Gerechtſame und Privilegien, welche den verſchiedenen Gruppen der Bevölkerung vom Herrſcher verliehen wurden, waren rein perſönlichen Charakters. Man unterſchied vor Allem die privilegierten von den nichtprivilegierten Ständen. Die erſteren waren vom Militärdienſt, der Kopfſteuer und der Körperſtrafe befreit und beſtanden aus dem Adel, der Geiſtlichkeit und den oberſten Schichten der ſtädtiſchen Bevölkerung; der Reſt der Nation in Stadt und Land bildete die nichtprivilegierten Klaſſen.

Während die bevorrechteten Stände in andern Ländern durch eine gewiſſe Einheit der Intereſſen und der Kultur, auch wol der Abſtammung verbunden waren, finden wir in Rußland von dieſem Verhältnis keine Spur. Adel und Geiſtlichkeit blieben einander fremd. Der Adel ſuchte nicht, wie im Weſten Europas, für ſeine jüngeren Söhne die hohen kirchlichen Würden, da das Erbrecht alle männlichen Nachkommen des Edelmanns gleich ſtellte und die hohen Prieſterämter nur von Kloſtergeiſtlichen beſetzt werden konnten. Die Geiſtlichkeit dagegen blieb ein geſchloſſener Stand, weil der Eintritt in dieſelbe von anderen Bevölkerungsgruppen nicht geſucht wurde und die Söhne der Popen die einzigen Bewerber um die Ämter der Väter blieben. Der Klerus beharrte bei den alten Sitten und Gebräuchen des Volks, der Adel beugte ſich nach kurzem Widerſtande der Kultur Weſteuropas und empfing von dort Ideen, Lebensweiſe, Tracht und Gebräuche. Ebenſowenig Zuſammenhang gab es zwiſchen dem Adel und den privilegierten Städtebewohnern, welche ſich erſt in neuerer Zeit von den Sitten und Gewohnheiten wie von der Bildung des Volkes trennten. So blieben die ſtändiſchen Gruppen der Bevölkerung von einander geſchieden und waren auch in ſich ſelbſt durch kein geiſtiges Band, durch keine Solidarität der Intereſſen verknüpft.

Mit Recht konnte gesagt werden, Rußland habe Edelleute und Bürger, aber keinen Adel und kein Bürgertum.

Zu den Eigentümlichkeiten der gesellschaftlichen Ordnung des russischen Lebens gehört ferner, daß die vier Stände des Reichs noch in einzelne Unterkategorien zerfielen, die sich nicht selten in wenig sympathischer Weise gegenüber standen. So unterscheidet der Adel die erblichen von den persönlichen Edelleuten, die Geistlichkeit die schwarze von der weißen, in den Städten trennen sich die Großkaufleute und Ehrenbürger von den Kleinbürgern und Handwerkern und selbst unter dem Landvolk gab es einen wesentlichen Unterschied zwischen den Leibeigenen der Krone und der Privatleute. Alle diese Unterabteilungen hatten ihre verschiedenen Rechte und Pflichten, sie haben noch heute nicht dieselbe Kultur, dieselben Interessen.

Der Staatsdienst, der unter Peter dem Großen dem Adel als Zwang auferlegt wurde, hat denselben von seiner natürlichen Basis, dem Grundbesitz, getrennt. In der Armee und der Verwaltung des Reiches erwarben die Edelleute Rang und Bedeutung und der bessere Teil wurde in den Hauptstädten festgehalten, während die Güter besoldeten Verwaltern anvertraut wurden. Jener Zwangsdienst wurde zwar unter Peter III. aufgehoben, aber noch immer sucht der Adel mit Vorliebe die Stellen in der Armee und Verwaltung. Der weniger Bemittelte beharrt dann im Staatsdienst und sucht die oberen Sprossen der hierarchischen Leiter zu erklimmen. Die reichen Großgrundbesitzer pflegen in der Mehrheit ihre Staatsämter, ihre Offizierschargen in der Garde nach kurzer Zeit niederzulegen, und ihr Dasein in unabhängiger Ruhe dem Vergnügen, dem Studium, meist wol einem geschäftigen Müßiggange, selten der Verwaltung ihrer Güter, zu widmen. Diese Klasse des reichen russischen Adels unterscheidet sich wenig von der hohen Aristokratie anderer Länder. Sie spricht vielleicht ein besseres Französisch, produciert gewandtere Tänzer und Causeurs, ist liebenswürdiger und vorurteilsfreier im Umgange und spricht fließend noch über eine größere Anzahl

von Dingen, von denen ſie noch weniger verſteht, als ihre weſteuropäiſchen Standesgenoſſen. Dieſe Kategorie des Adels kann bei ihrem allgemein weſteuropäiſchen Charakter ebenſowenig der Gegenſtand einer beſonderen Schilderung ſein, wie der Edelmann als Offizier oder Beamter, der ſich in keiner Weiſe von ſeinen Dienſtgenoſſen unterſcheidet. Ich werde mich daher im Folgenden nur mit dem adeligen Gutsherrn, dem Landedelmann, der ſeinen Grundbeſitz ſelbſt verwaltet, zu beſchäftigen haben.

Es giebt in Rußland eine eigentümliche Klaſſe von Landbewohnern, welche, namentlich zur Zeit der Leibeigenſchaft, ſich von den Bauern ſtark unterſchieden und in ihrer ſocialen Stellung gewiſſermaßen den Übergang von den letzteren zum Landadel bildeten. Es ſind das die ſogenannten Einhöfler (Odnodwórzy), die ihren Namen davon tragen, daß ſie nur einen einzigen Hof, eine einzige Feuerſtelle, ein Gütchen beſitzen. Sie waren ſtets freie Leute, die ihr Land als volles perſönliches und erbliches Eigentum beſaßen. Ihr Urſprung iſt dunkel, die meiſten halten ſich für verarmte, ihrer Rechte verluſtig gegangene Edelleute; andere ſtammen von Soldaten, die für geleiſtete Dienſte mit Landbeſitz belohnt wurden. Nach Bildung, Vermögen und ſocialer Stellung, nach Lebensweiſe und Sitte unterſcheiden ſie ſich in nichts vom großruſſiſchen Bauern und bedürfen deshalb gleichfalls keiner geſonderten Charakteriſtik.

Die Stadtbevölkerung zerfällt nach der ſtaatlichen Einteilung in die beiden Hauptgruppen der Großhändler einerſeits und der Kleinhändler und Handwerker andererſeits. Die Kaufleute werden je nach den Geſchäften, die ſie betreiben und den Abgaben, die ſie zahlen, in verſchiedene „Gilden“ eingeteilt. Die beiden erſten Gilden repräſentieren den Großhandel. Sie gehören zu den privilegierten Klaſſen und beſitzen die Rechte des perſönlichen Adels. Kaiſer Nikolai creirte für dieſelben den Stand der erblichen und perſönlichen Ehrenbürger, eine Bezeichnung, die ſeit Aufhebung der Kopfſteuer und Körperſtrafe und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ihre Bedeutung verloren hat.

Der ruſſiſche Großkaufmann hat ſich, wie der Ariſtokrat, den Sitten und Gewohnheiten ſeiner Voreltern entfremdet. Er ſtrebt dem Adel nach und verehrt die franzöſiſche Mode. Sein Hôtel iſt mit dem Luxus und Comfort Weſteuropas verſchwenderiſch ausgeſtattet. Er ſpricht franzöſiſch, reiſt ins Ausland, hält ſich vorzugsweiſe gern in Paris auf und verkehrt auch wol in den Salons des höheren Adels. Auch er bleibt von den folgenden Schilderungen ausgeſchloſſen.

Der ruſſiſche Kleinhändler, der Kupéz im engeren Sinne, iſt den vaterländiſchen Traditionen und der Nationaltracht treu geblieben, er iſt konſervativ in Sitten und Gewohnheiten, bleibt bei der alten Lebensweiſe; orthodox oder altgläubig, beobachtet er gewiſſenhaft Faſten und Feiertage, unterſcheidet ſich von dem Bauer häufig nur durch ſeinen Reichthum, den er meiſt ſeiner Schlauheit, ſeltener großartigen Handelsoperationen verdankt. Ihn haben wir näher zu betrachten.

Der Handwerker und Kleingewerbtreibende iſt nichts anderes als der Muſhik (Bauer) der Städte. Abgeſehen von Wohnung und Beſchäftigung unterſcheidet er ſich in Leben, Sitten und Gewohnheiten nicht von ſeinen Brüdern auf dem Lande. So bleibt uns denn zu eingehender Charakteriſtik von den Ständen des ruſſiſchen Volkes nur der Landedelmann, der Kupéz und der Bauer.

1. Der Landedelmann.

Unter den ruſſiſchen Landedelleuten ſind alle Stufen des Wolſtandes und der Armut vertreten, ſie bilden eine mannichfaltige Skala von dem Beſitzer vieler Millionen, der ſich mit allen Ausgeburten eines überfeinerten Luxus umgiebt, bis zu dem armen, unwiſſenden, in dürftigem Gewande einhergehenden Eigentümer weniger Hufen Landes, die ihm kümmerlich des Lebens Nothdurft gewähren. Fürſtliche Vermögen ſind nicht ſelten ihren Inhabern durch die Finger gerollt und die Nachkommen erwerben ihr Brod in den beſcheidenſten Stellungen.

Enorme Güterkomplexe, von größerer Ausdehnung als manche deutſche Bundesſtaaten, ſind zerſplittert in einzelne Dörfer und Höfe unter einer beträchtlichen Zahl von neuen Beſitzern. Nicht immer haben Verſchwendung und Prachtliebe die Verminderung der ruſſiſchen Latifundien herbeigeführt; auch das Erbrecht des ruſſiſchen Adels hat hier als zerkleinernder Faktor gewirkt. Die Güter des Vaters werden zu gleichen Teilen an die erbenden Söhne verteilt, den Töchtern fällt nur ein unbedeutender Pflichtteil der Hinterlaſſenſchaft zu. Nicht allein, daß durch dieſe Einrichtung die großen Liegenſchaften in verhältnißmäßig kurzer Friſt in Minimalteile zerſtückelt werden, auch das Gleichgewicht der Güter, die gegenſeitige Stellung der Familien wird dabei häufig in empfindlicher Weiſe geſtört, ſobald, bei ſonſt gleichen Vermögensverhältniſſen, in dem einen Hauſe die Zahl der Söhne, im andern die Zahl der Töchter vorwiegt.

Um dem Übel zu begegnen hat man das fremdländiſche Inſtitut der Majorate in Rußland eingeführt. Seltſamer Weiſe war es Peter der Große, dieſer demokratiſchſte der ruſſiſchen Zaren, welcher die ariſtokratiſche Einrichtung der Fideicommiſſe im Lande heimiſch zu machen verſuchte, wol um ſeinen Staaten einen reichen und civiliſierten Stand zu ſichern. Dabei wurden alle liegenden Güter des Adels zu Majoraten gemacht, die an einen einzigen Erben übergehen mußten und zugleich ein Majoratsrecht nach dem Prinzip der von Peter beliebten Thronfolgeordnung geſchaffen. Der Vater beſtimmte den Majoratserben unter ſeinen Kindern nach freier Wahl. Dies Geſetz wurde nach kurzer Geltung im Jahre 1730 aufgehoben, die frühere gleiche Teilung unter den Söhnen wieder eingeführt, und wo neue Majorate geſtiftet wurden, mußten ſie nach der Ordnung der Primogenitur vererbt werden. Die Zahl der ſeitdem gegründeten ruſſiſchen Fideicommiſſe iſt eine ſehr geringe geblieben. Das Inſtitut widerſpricht offenbar den Traditionen, Sitten und Neigungen der Nation.

Die Aufhebung der Leibeigenſchaft hat eine beträchtliche

Anzahl von Gutsbeſitzern zu Grunde gerichtet. Dies Schickſal ereilte vor allem diejenigen, deren Liegenſchaften bereits ſtark verſchuldet waren und nach Abtretung des Bauerlandes, den Gläubigern keine genügende Sicherheit mehr boten; diejenigen ferner, welchen es an den nothwendigen Kenntniſſen gebrach, um ihr Beſitzthum ſelbſt bewirthſchaften zu können; endlich ſolche, welche zumeiſt von den Abgaben und Leiſtungen ihrer Bauern exiſtiert hatten.

Vielen Landedelleuten wurde durch die Befreiung der Leibeigenen der Aufenthalt auf ihren Gütern verleidet. Um die Leibeigenen beſſer überwachen zu können, erbaute man in früheren Zeiten die Herrenhäuſer in unmittelbarer Nähe der Dörfer. So iſt denn jetzt der Gutsherr, wenn er ſich nicht eine neue Wohnung beſchaffen will, der nächſte Nachbar ſeiner ehemaligen Untergebenen. Das iſt für ihn eine unbehagliche Situation; er fühlt ſich ſozuſagen am eigenen Herde nicht mehr daheim. Dazu bot die Leibeigenſchaft eine Menge Vorteile und Bequemlichkeiten, die ſich gar nicht in Gelde abſchätzen laſſen. Mit dem Frohndienſt der Bauern ließ ſich das Gut viel einfacher ausnutzen, als mit bezahlter freier Arbeit. Jetzt wurde der Gutsherr genöthigt, was er ſonſt nicht zu thun pflegte, ſeine Geſchäfte ſelbſt in die Hand zu nehmen, Knechte und Tagelöhner zu dingen, das Gut gegen einen Ernteanteil mit ſeinen früheren Unterthanen gemeinſchaftlich zu bearbeiten oder daſſelbe zu verpachten — lauter Dinge, die ihre Schwierigkeiten haben in einem Lande, wo jeder Bauer ſein Stück Gemeindeacker beſitzt und Pächter wie Kapitalien zu den Seltenheiten gehören.

Andererſeits wurden die Güter durch die Emancipation der Leibeigenen leichter verkäuflich. Während ſie nach der früheren Ordnung nur von Edelmann zu Edelmann übergehen durften, kann ſie der Eigentümer jetzt an jeden beliebigen abtreten. Und das geſchieht denn auch in ausgedehntem Maße. Der adelige Grundbeſitz vermindert ſich von Jahr zu Jahr. Im Norden geht derſelbe vorzugsweiſe in die Hände der Stadtbewohner, im

Süden und Südweſten in die Hände der Juden über. Die letzteren beſaßen 1869 im Gouvernement Poltáwa 6000 Deſſjatinen, ſieben Jahre ſpäter 38 000.

Das Leben und Treiben, das Weſen und die Verhältniſſe des ruſſiſchen Landedelmanns laſſen ſich am beſten aus der Schilderung einzelner Typen erkennen. Ich wähle dazu abſichtlich nicht die Spitzen und Ausläufer nach unten und oben. Der reiche Magnat lebt und wohnt, thut und ruht wie ſeine Standesgenoſſen in Deutſchland, Frankreich und England; der verarmte Landedelmann unterſcheidet ſich in keiner Lebensäußerung vom Bauern. In der Mitte zwiſchen beiden treffen wir die charakteriſtiſche, nationale Eigentümlichkeit.

Civiliſation und Bildung haben in Rußland ſeit Jahrzehnten Rieſenfortſchritte gemacht. Neben den Anhängern alter, überlebter Zuſtände machen ſich die Jünger der neuen Zeit geltend, oft nicht in liebenswürdigſter Weiſe. So dürfen wir auch unter dem Landadel die Verehrer der alten, von den Propheten der neuen Schule unterſcheiden, welche häufig recht nahe aber nicht ſehr verträgliche Nachbarn ſind. Einige Charakterbilder mögen die Bekanntſchaft beider vermitteln.

Eine unregelmäßige Gruppe von Gebäuden bildet den Wohnſitz des Edelmanns alter Schule. Sie ſind aus rohen, übereinandergeſchichteten Balken erbaut, die, ohne Anſtrich, ihre bräunlich ſchwarze Färbung der langen Zeit ihres Daſeins verdanken. Die hohen, ſpitzen Dächer ſind mit bemoosten Brettern gedeckt. Das Wohngebäude, ſelbſtverſtändlich das Hauptgebäude, iſt lang und einſtöckig. Vor ſeiner vorderen Seite liegt ein geräumiger, verwahrloſter Hof, hinter demſelben ein weiter ſchattiger Garten, deſſen üppig wuchernder Vegetation die Kunſt des modernen Gartenbaues keinerlei Zwang angethan hat. Dem Wohngebäude gegenüber auf der andern Seite des Hofes ſtehen die Ställe und Scheunen, an der Seite des Wohnhauſes zwei kleinere Gebäude: die Küche und die Dienſtbotenwohnung. Hinter dieſen, nicht ſelten durch eine Baumreihe getrennt, liegt eine zweite Gruppe

ſchwarzbrauner Holzhäuſer, noch mehr verfallen als die erſte, die Ökonomiegebäude.

Die Trennung der Geſchlechter, ein charakteriſtiſcher Zug der alten ruſſiſchen Geſellſchaft, iſt längſt verſchwunden, hat aber doch in der Einrichtung der alten Wohnhäuſer ihre Spuren zurückgelaſſen. Auf dem einen Ende befinden ſich die Wohnräume der Männer, auf dem andern die Gemächer der Frauen, in der Mitte der Salon und das Speiſezimmer. Das iſt der allgemeine Charakter eines Edelhofs alter Zeit; im Einzelnen finden ſich mancherlei Variationen.

Betrachten wir nun den Edelmann ſelbſt und zwar zunächſt eine milde, zahme Natur. Starknochig und breitſchultrig, hat ihm ſeine Lebensweiſe mehr Fett als Muskeln gegeben. Seine Züge ſind grob und plump, werden aber verſchönert durch den Ausdruck ruhiger Zufriedenheit und unzerſtörbarer Gutmütigkeit. Ein fettes Lächeln erhellt nicht ſelten das runde Antlitz, dem jede Nüance von Angſt und Sorge fern bleibt. Geboren in dem Hauſe, das er bewohnt, erhielt er den erſten Unterricht vom Dorfgeiſtlichen oder einem disponiblen Seminariſten Er lernte ſo viel ihm ſelbſt gut dünkte und die liebevollen Eltern ließen ihm darin freie Hand. Jede Art von Examen erſchien ihm als verabſcheuungswürdige Menſchenquälerei. Achtzehn Jahre alt geworden, ſollte er ſich für eine Art des „Dienſtes“ entſcheiden, um einen „Rang“ zu erhalten, nach welchem jeder ruſſiſche Edelmann ſtrebt. Gegen das Militär hatte er eine entſchiedene Abneigung, ſo wurde er denn als Sekretär in einer kleinen Behörde des Gouvernementsadels angeſtellt. Dabei blieb er ruhig zu Hauſe; ſeine Obliegenheiten wurden von einem armen Beamten gegen Bezahlung verſehen. In den geſetzlichen Friſten wurde er von einer Klaſſe in die andere befördert und brachte es im Laufe der Zeit bis zum Kollegienſekretär. Ihn weiter zu ſchieben reichte ſeine Stellung nicht aus. Sein Ehrgeiz war befriedigt; er nahm ſeinen Abſchied.

Inzwiſchen wurde von den Eltern für ſeine Verheirathung

geſorgt, die ihm, ohne jede Anſtrengung von ſeiner Seite, die Tochter des nächſten Gutsnachbarn als Gattin zuführten. Mit ihr erhielt er ein Stück Land, das ſeinen Beſitz trefflich arrondierte. Seine Gattin war weder ſchön, noch begabt, noch gebildet und doch hatte er nie Urſache, die Wahl ſeiner Eltern zu bedauern. Sie war eine treffliche Hausfrau und Wirtſchafterin und hatte für ihn gerade ſo viel Anhänglichkeit, als ſeine pflegmatiſche Natur bedurfte. Geiſtige Bedürfniſſe ſind ihm unbekannt und ſie iſt ſtets bemüht, für ſein materielles Wohl und ſeine Behaglichkeit Sorge zu tragen.

So ſind ſie miteinander alt und rund geworden und nur die Jahreszeit bringt einige Abwechſelung in das Leben des würdigen Paares. Im Sommer ſteht der Gutsherr um ſieben Uhr auf. Ein Diener reicht ihm den Anzug, einen alten, weiten verſchoſſenen Schlafrock und die lange türkiſche Pfeife, den Tſchibuk. Das Meublement ſeines Kabinets beſteht aus einem breiten Divan, welcher auch als Bett dient, einigen Stühlen aus Tannenholz, einer langen Reihe Pfeifen und einem plumpen tannenen Tiſch, auf welchem gewöhnlich neben einer halbzerbrochenen Dintenflaſche eine Gänſefeder, ein Kalender und ein Haufen ſchmutziger Papiere liegen. Er ſetzt ſich in einen bequemen Lehnſtuhl ans Fenſter und ſieht auf den Hof. Vorübergehende Dienſtboten erhalten Befehle oder Zurechtweiſungen. Gegen neun Uhr wird zum Thee gerufen; er begiebt ſich ins Speiſezimmer, deſſen Mobiliar hauptſächlich aus einem langen Tiſch und den erforderlichen Stühlen beſteht. Hier erwartet ihn die Gattin, mit der Bereitung des Thees beſchäftigt. Die Kinder kommen, küſſen dem Vater die Hand und nehmen ihre Plätze ein. Das Frühſtück iſt bald zu Ende und jeder geht ſeiner Beſchäftigung nach. Der Hausherr nimmt den Sitz am Fenſter wieder ein, der Tſchibuk wird neu gefüllt und angezündet. Unter ſtiller Betrachtung werden mehrere Pfeifen geraucht, die Abſicht, in den Ökonomiegebäuden nach dem Rechten zu ſehen, der Hitze wegen aufgegeben und der Lehnſtuhl nicht verlaſſen, bis die Sonne die

Veranda an der Rückseite des Hauses nicht mehr beſcheint. Dann wird der Sitz dorthin transportiert, wo der Hausherr bis zur Mittagszeit die bisherige Beſchäftigung fortſetzt.

Der Hausfrau vergeht der Vormittag mit Beſichtigung der Vorrathskammern und den Vorbereitungen zum Mahl, das der Koch nach ihren Anweiſungen bereitet.

Um 1 Uhr wird zum Eſſen geläutet, geklopft oder gerufen. Vor dieſem Hauptereigniß des Tages reizt der Gutsherr ſeinen Appetit durch ein ſtattliches Glas Branntwein. Die Speiſen ſind vortrefflich und in Fülle vorhanden; Pilze, Zwiebeln und Fett bilden Lieblingsingredienzien; die Verdauung der meiſten Gerichte erfordert einen wolbeſchaffenen Magen.

Nach dem Eſſen entſteht im Herrenhof die Stille des Grabes. Alles, mit Ausnahme der Jugend, die den Garten aufſucht, hat ſich zur Ruhe begeben. Der Hausherr ſchläft auf dem Divan ſeines Gemachs, die Hausfrau im Salon auf dem Lehnſtuhl, die Dienerſchaft in Gängen, Dachſtuben und Heuſcheunen, der Hofhund im Schatten ſeiner Hütte.

Nach zwei Stunden wacht das Haus allmählich auf. Im Speiſezimmer regt ſichs zuerſt. Der Tiſch wird von Neuem gedeckt und der große Sſamowár hereingebracht. Die Familie verſammelt ſich zum Thee. Der Schlaf hat den Durſt geweckt, dem beliebten heißen Trank, den mit Milch oder Sahne zu miſchen, man für ein Verbrechen halten würde, wird fleißig zugeſprochen. Dazu genießt man ländliche Erfriſchungen: Obſt, Waldbeeren, Gurken mit Honig und Ähnliches. Nach dem Thee beſteigt das Familienhaupt ein leichtes Wägelchen und fährt in die Felder, ſeine Gattin empfängt Beſuch: die Frau des Popen oder ſonſt ein unterhaltſames weibliches Weſen der Nachbarſchaft.

Gegen Abend kommen vielleicht Bauern mit einem Geſuch zum Gutsherrn. Er erteilt ſeine Audienz auf der Haustreppe, hört ſie lange Zeit gutmüthig an, bedeutet ſie, gewährt oder verweigert. Sie können ſelbſtverſtändlich kein Ende finden, kommen immer wieder auf bereits erledigte Angelegenheiten zurück, bis

er ihnen die Hausthür vor der Naſe zuſchlägt. Dann folgt die regelmäßige Beſprechung mit dem Aufſeher der Feldarbeiten. Das Ausgeführte wird berichtet, das Vorzunehmende berathſchlagt, über das Wetter eingehende Vermuthungen aufgeſtellt. Dieſe Unterhaltung dauert bis zum Abendeſſen, einer abgekürzten Wiederholung des Diners. Nach Beendigung desſelben begiebt ſich alles zur Ruhe.

So vergehen die Tage, die Wochen, die Monate. Selten treten andere Abwechſelungen ein, als die vom Wetter gebotenen. An den Winterabenden verſammelt man ſich im Wohnzimmer. Die Kinder ſpielen, die Hausfrau ſtrickt oder legt Patience, der Gatte raucht oder ſieht zu. Bücher und Zeitungen gehören zu den ſeltenſten Gäſten des Salons, aber für etwaige Liebhaber giebt es doch einen Bücherſchrank, deſſen Inhalt der Geſchmack verſchiedener Generationen und der Zufall zuſammengewürfelt hat. Neben einigen defekten Werken der ſchönen Literatur von Derſhäwin bis Lérmontow, einigen Romanen von Walter Scott in ruſſiſcher Überſetzung, einem Buch über Landwirthſchaft und einer populären Schrift über Medizin, bildet eine lange Reihenfolge von Jahrgängen ein und desſelben Kalenders den Beſtand der Hausbibliothek.

Die Einförmigkeit des Winters wird zuweilen durch den Empfang von Gäſten oder Beſuch bei den Gutsnachbarn unterbrochen. Von Zeit zu Zeit unternimmt man eine Reiſe nach der Hauptſtadt des Gouvernements, wo der Aufenthalt vorzugsweiſe zu den nothwendigen Einkäufen benutzt wird. Zu Weihnachten, zu Oſtern, werden größere Feſtlichkeiten veranſtaltet, welche die benachbarten Adelsfamilien zuſammenführen. In Verbindung mit der Welt ſteht das Haus durch die Söhne, welche in der Armee dienen. Mütter und Schweſtern unterhalten mit ihnen eine regelmäßige, wenn auch nicht allzu häufige Korreſpondenz, der Vater iſt zum Schreiben nicht zu bewegen.

Die Aufhebung der Leibeigenſchaft verſetzte den Gutsherrn in eine Aufregung, die kaum ſeinem gewohnten Pflegma entſprach.

Er glaubte sich ruiniert. Aber das gefürchtete Ereignis ging vorüber und seine quälenden Besorgnisse verwirklichten sich nicht. Die Bauern wurden frei und erhielten ungefähr die Hälfte des Gutslandes. Aber sie zahlen dafür jährlich beträchtliche Summen und sind immer bereit, die gutsherrlichen Felder gegen angemessene Entschädigung zu bearbeiten. Die Ausgaben sind jetzt größer, aber die Einnahmen in demselben Verhältnis gestiegen. Die Verwaltung hat ihren patriarchalischen Charakter verloren, bringt aber auch weniger Sorge und Verantwortung. In der Lebensweise der Gutsherrschaft ist keinerlei Veränderung eingetreten.

Der Aufseher und Verwalter des Gutsherrn, dem die ganze Bearbeitung und Bewirthschaftung des Grundbesitzes obliegt, bestiehlt seinen Prinzipal, aber nur in gewissen bescheidenen Grenzen. Bei seinem Tode hinterläßt derselbe ein unverschuldetes Gut und ein mäßiges Baarvermögen. —

Der Landedelmann lebhafteren Charakters hat seine Jugend im Militärdienst verbracht. Er war ein lustiger Offizier und stand bei Trinkgelagen und tollen Streichen hinter keinem seiner Kameraden zurück. Als das Regiment einen strengeren Chef erhielt, der seinen Untergebenen auf die Finger sah, nahm der junge Edelmann als Lieutenant seinen Abschied und zog sich auf sein Gut zurück. Hier war er unumschränkter Herr und ließ seiner leidenschaftlichen Natur, seinem Hang zu Sport, Trinkgelagen, Spiel und anderen noblen Passionen die Zügel schießen. Jetzt hat er die mittlern Lebensjahre überschritten, aber das verschwenderische ausschweifende Treiben dauert ungeschwächt fort. Sein Haus gleicht einer verwahrlosten Dorfschenke. Wände und Fußböden starren von Schmutz, die Möbel sind zerbrochen und zerrissen, die Dienstboten träge und unreinlich, gehen in abgetragenen, zerfetzten Kleidern, Hunde jeder Art und Größe treiben sich in Zimmern und Gängen umher. Der Hausherr schläft oder befindet sich in dem Zustande geringerer oder höherer Trunkenheit. In der Regel hat er einige

Gäſte bei ſich, Leute von demſelben Schlage. Ganze Tage und Nächte verbringen ſie mit Trinken und Kartenſpiel. Wenn die gewöhnlichen Gefährten ausbleiben, ſendet er zu armen, heruntergekommenen Gutsnachbarn. Sind auch dieſe nicht zu haben, wird der erſte, beſte vorüberkommende Reiſende angehalten und mit Überredung oder Gewalt zum Gelage gepreßt. Nicht ſelten wird ſolchen Zwangsgäſten ein Wagenrad oder ein weſentlicher Teil des Geſchirres bei Seite gebracht und verſteckt und ſie können froh ſein, wenn es ihnen gelingt, am nächſten Tage der aufgedrungenen Gaſtfreundſchaft zu entrinnen.

Zur Zeit der Hörigkeit wurden die Leibeigenen des Hauſes von dem launiſchen, aufbrauſenden Herrn oft hart und grauſam behandelt. Als das Geſetz ihre Bande löſte, blieben ſie trotz alledem ſämmtlich als freie Dienſtboten bei ihm und ſie werden bei ihm ausharren, bis die Gläubiger ihn von Haus und Hof vertreiben, oder ein raſcher Tod ſeinem wilden Daſein ein Ziel ſetzt. Für jede andere Lebensart ſind ſie untauglich geworden.

Zum Glück iſt dieſe Art von Landedelleuten ſtark im Abnehmen begriffen und ihre Zahl heute noch ſehr gering. Sie waren das natürliche Produkt der Leibeigenſchaft und des ſocialen Stillſtandes.

Ein dritter Typus des Grundbeſitzers aus der alten Zeit iſt der bejahrte, verabſchiedete Militär. In den Tagen des Kaiſers Nikolai war er ein trefflicher Offizier damaligen Schlages, Exerzieren und Drillen für ihn der Inbegriff aller militäriſchen Pflichten. Als Lohn für ſeinen Eifer und untadelhaften Dienſt wurde er von einer Stufe zur andern befördert und erreichte das Ziel ſeiner Wünſche — den Generalsrang. Mancherlei Beweggründe veranlaßten ihn jetzt, ſeinen Abſchied zu nehmen. Er ſtand in den ſechziger Jahren; weitere Beförderung war ungewiß. Nach dem Tode des Vaters hatten die Einnahmen des elterlichen Gutes fortwährend abgenommen, es war unmöglich mit dem geringen Einkommen in einer größeren Stadt ſtandesgemäß zu leben, ſo beſchloß er denn, ſelbſt Ordnung in

ſeinen Grundbeſitz zu bringen und wurde praktiſcher Landwirth. Da mußte er ſich denn bald überzeugen, daß die neue Aufgabe viel ſchwieriger ſei, als das Kommando eines Regiments und übertrug die Verwaltung ſeines Gutes einem Aufſeher, der früher ſein Leibeigener geweſen. Er ſelbſt begnügte ſich mit einer ſeiner Überzeugung nach unfehlbaren Kontrolle. Für ſeinen Beſchäftigungsdrang findet er wenig Spielraum und verbringt ſeinen Tag ſo ziemlich in derſelben Weiſe wie der erſte der geſchilderten Charakterköpfe, nur daß er Karten ſpielt, wo ſich eine Gelegenheit darbietet und jeden Tag regelmäßig einige Stunden auf die Lektüre der offiziellen Militärzeitung „der ruſſiſche Invalide“ verwendet. Außerdem iſt er ein großer Verehrer der Homöopathie, des Baunſcheidtismus und anderer auf den Glauben berechneter Heilverfahren und behandelt ſeine Bauern durch die Bank in allen körperlichen Gebrechen.

Der General iſt hager, ſtraff, muskulös. Er trägt in der Regel den feſt zugeknöpften Militärüberrock und der ernſte Ausdruck ſeiner Züge wird durch einen ſchuhbürſtenähnlichen Schnurrbart nur noch geſteigert. Wenn er mit zuſammengezogenen Augenbrauen nach der Zimmerdecke blickend auf- und abgeht, ſollte man meinen, die großartigſten Gedanken und Entwürfe wälzten ſich in ſeinem Haupte. Das beruht aber auf Täuſchung; noch hat ihn niemand bei großen Gedanken oder Geiſtesarbeit ertappt. Meiſt runzelt er die Stirn und ſieht aus wie der grimmigſte Bärenbeißer, iſt aber dabei der ſanfteſte, gutmüthigſte Menſch von der Welt. Seine äußere Erſcheinung iſt das Produkt ſeiner militäriſchen Karriere.

Die Frau Generalin unterſcheidet ſich weſentlich von den Frauen der anderen Landedelleute. An zahlreiche, militäriſche Geſellſchaft gewöhnt, hat ſie ihr bisheriges Daſein unter den üblichen Zerſtreuungen des Garniſonlebens mit Bällen, Landpartieen, Banketts aller Art, in reiferem Alter auch mit Kartenſpiel verbracht. Haushalt und Küche ſind ihr gleichgültige Dinge, die ſie der Beſchließerin und dem Koch überläßt. Auch die jüngeren

Kinder ſind ihr nicht ſelten beſchwerlich und werden der Obhut von Wärterinnen und Erzieherinnen anvertraut. Das Landleben hat für ſie nichts Anziehendes, doch erträgt ſie es mit philoſophiſchem Gleichmut und ſucht ſich dasſelbe zu erleichtern, indem ſie möglichſt viele Beſuche macht und empfängt. Zwar ſind die Nachbarinnen in Manieren und Anſchauungen bei weitem ländlicher als ſie, doch iſt ihre Geſellſchaft immer beſſer, als keine.

Endlich noch ein paar Worte über einen häßlichen Typus von Landedelmann. Er iſt ein großer, korpulenter, alter Mann in einem fadenſcheinigen Rock, der an den Halbkaftán des Bauern erinnert. Buſchige, graue Augenbrauen beſchatten die kleinen matten Augen, aus denen von Zeit zu Zeit ein böſer lauernder Blick ſchießt. Ein dichter Schnurrbart verbirgt den großen, ſinnlichen Mund; das kurzgeſchorene Haar ſpielt in allen Farben. Bei den Geſellſchaften in der Nachbarſchaft erſcheint er ſtets pünktlich zur Sakúska — dem Imbiß vor dem Mal — ſpricht wenig, ißt viel, trinkt noch mehr ohne erſichtliche Wirkung und ſetzt ſich ſofort nach beendigter Mahlzeit an den Kartentiſch, wo er, ohne mehr als das Nothwendige zu ſprechen, ſitzen bleibt, ſo lange ſich noch ein Partner für ihn findet. Man ſpielt nicht gern mit ihm — er ſpielt habgierig. In jüngern Jahren war er Offizier und — was in jener Zeit viel ſagen will — berüchtigt wegen ſeiner Brutalität gegen die Untergebenen. Er war noch nicht Stabsoffizier geworden, als ſeine Laufbahn jäh abgebrochen wurde. Es war etwas paſſiert, was üble Folgen haben konnte; er entging denſelben, indem er ſeinen Abſchied nahm und ſich auf ſein Gut zurückzog. In ſeinem Hauſe herrſchte er buchſtäblich wie ein türkiſcher Paſcha alter Zeit. Täglich wurde eine Anzahl Leibeigener in grauſamer Weiſe körperlich gezüchtigt. Seine Frau, eigentlich ſeine oberſte Sklavin, wagte nicht zu proteſtieren. Stand ihm ein Bauer im Wege, ſo wurde er, wie es damals den Gutsherren freiſtand, als Rekrut abgegeben oder nach Sibirien geſchickt. Seine Erpreſſungen, ſeine Grauſamkeit

und Tyrannei trieben die Leibeigenen zum Aufruhr. Sein Haus wurde in der Nacht umzingelt und in Brand gesteckt. Es gelang ihm, zu entkommen. Alle am Aufruhr Betheiligten wurden unbarmherzig bestraft. Die empfangene Lehre ging wirkungslos an ihm vorüber; er wurde nur noch habgieriger, grausamer und tyrannischer — bis die Leibeigenschaft aufgehoben wurde und damit sein Reich ein Ende nahm.

Der Wahrheit die Ehre! solche Typen waren auch in alter Zeit nicht allzuhäufig; heute sind sie unmöglich. Weit öfter traf man auf das Gegenbild, von dem ich hier ein beglaubigtes Beispiel aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts einschalte. Einer reichen Gutsbesitzerin brannte im Innern Russlands ihr schönstes Dorf ab. Sobald sie die Nachricht erhielt, schrieb sie ihren Bauern: „Kinder seid unbesorgt. Euer Dorf lasse ich im Frühjahr wieder aufbauen, schenke Euch Getreide zur Aussaat und erlasse Euch auf vier Jahr die Abgaben.“ Die Bauern antworteten; „Du bist eine gute Herrschaft und wir lieben Dich alle von Herzen. Unser Dorf werden wir selbst aufbauen, die Aussaat beschaffen und Erlassung der Abgaben bedürfen wir, Gott sei Dank, auch nicht. Willst Du uns eine Gnade erweisen, so gieb uns die zur Erbauung des Dorfes bestimmte Summe auf einige Jahre ohne Zinsen; wir wollen uns eine Kirche dafür bauen.“

Den Edelmann der neuen Schule erkennen wir schon von Ferne an seiner Wohnstätte. Alles hat einen ästhetischen Anstrich. Das Thor prangt in schmucken Farben, der Zaun ist in Ordnung gehalten, die Allée welche zum Haupteingang führt, ist sorgsam gepflegt, im Garten haben blühende Zierpflanzen das Gemüse in den Hintergrund gedrängt. Das Haus ist freilich nur von Holz und nicht groß, aber eine prätentiöse Säulenreihe nimmt fast die ganze Front ein. Das Innere bekundet überall den Einfluß westlicher Civilisation. Die Zimmer sind mit einem gewissen Luxus möbliert; im eleganten Salon steht ein Schröderscher Flügel. Die Dienstboten sehen nett und sauber aus; sie tragen Kleider nach französischem Schnitt. Seiner eigenen Toi-

lette widmet der Hausherr große Sorgfalt. Nur früh morgens trägt er einen Schlafrock, ſonſt iſt er nach der neueſten Mode gekleidet. Er raucht nur Cigarretten; mit Frau und Kindern ſpricht er franzöſiſch und ruft ſie mit franzöſiſchen und engliſchen Namen. Sein Kabinet iſt bequem und faſhionabel; der elegante Schreibtiſch iſt vortrefflich garniert. Der Bücherſchrank enthält Werke über Literatur und Kunſt, Nationalökonomie und Agrikultur; die poetiſchen Schriften der beſten Dichter aller Nationen — wenig in ruſſiſcher, mehr in deutſcher, engliſcher und italieniſcher, das meiſte in franzöſiſcher Sprache.

Der Gutsherr wurde von ſeinem Vater, der eine hohe Stelle im Civildienſt bekleidet hatte, ſorgfältig erzogen, in ſeiner Jugend von tüchtigen Hauslehrern gründlich unterrichtet und ſtudierte auf der Moskauer Univerſität vier Jahr Jurisprudenz. Nachdem er das Staatsexamen mit Auszeichnung beſtanden, trat er als Beamter in das Miniſterium des Innern, doch war der Staatsdienſt nicht nach ſeinem Geſchmack. Nach dem Tode des Vaters nahm er den Abſchied und hoffte auf ſeinem Gute ein Feld angenehmer und nützlicher Thätigkeit zu finden.

Auf der Univerſität hatte er viele Kollegia gehört, noch mehr Bücher geleſen, aber alles ohne ſyſtematiſchen Zuſammenhang. So hatte er ſeinen Kopf angefüllt mit einer Menge unverdauter philoſophiſcher, nationalökonomiſcher und ſocialiſtiſcher Lehren, mit großherzig-menſchenfreundlichen Ideen und hoffte mit dieſem geiſtigen Beſitz auf dem Lande der Menſchheit zu nützen. Der Zufall hatte ihm verſchiedene Schriften über engliſche Agrikultur in die Hand gegeben. Er las von Drainage, vervollkommneter Düngung, landwirthſchaftlichen Maſchinen und zweifelte keinen Augenblick mit dieſen Hilfsmitteln den Ertrag ſeines Grundbeſitzes zu verzehnfachen. Ohne zu zögern verwandte er ſein Baarvermögen auf die Anſchaffung von Dreſch- und Mähmaſchinen, Pflügen, Eggen und anderen Geräthſchaften nach neueſtem, engliſchen Muſter.

Die Maſchinen und Geräthe kamen an und wurden von den Bauern mit ſtummer Verwunderung betrachtet. Bald erwies ſich, daß Pflüge und Eggen viel zu ſchwer waren für die kleinen ruſſiſchen Bauernpferde, Dreſch- und Mähmaſchinen zerbrachen bei dem erſten Verſuch, ſie zu benutzen. Zur Anſchaffung leichterer Ackergeräthe fehlte es jetzt an Geld; zur Reparatur der Maſchinen fand ſich auf hunderte von Werſten im Umkreiſe kein Ingenieur.

Der Gutsherr ſchob das Mißlingen der Neuerungen auf die Trägheit und den Stumpfſinn der Bauern und entwarf bald wieder andere Pläne. Die Armuth des ruſſiſchen Landmanns leitete er her von dem gemeinſamen Beſitz der Äcker und der Frohnarbeit. Mit der Verteilung des Gemeindelandes unter die Bauern und der Verwandlung der Frohn in Geldzahlung ſchienen ihm die Schlüſſel zum modernen Eldorado gefunden. Er hatte große Mühe, ſeine Abſichten den Bauern verſtändlich zu machen, denn er vermochte nicht, ſich populär auszudrücken. Als ſie ihn endlich begriffen hatten, zeigten ſie nicht die mindeſte Sympathie für ſeine weltverbeſſernden Vorſchläge und er ſah ſich genöthigt, auch dieſe aufzugeben.

Als die Leibeigenſchaft aufgehoben werden ſollte, ſympathiſierte unſer Edelmann auf das lebhafteſte mit dieſer Reform und ſchrieb für eine weitverbreitete Zeitſchrift mehrere Eſſays über die Vorzüge der freien Arbeit. Als die Regierung die Sache in die Hand nahm, erklärte er, der Adel ſei von den Beamten getäuſcht und geringſchätzig behandelt und ging zu den Gegnern der Befreiung über. Noch ehe dieſelbe ins Werk geſetzt wurde, verließ er Rußland und reiſte mehrere Jahre in Deutſchland, Frankreich und Italien. Nach ſeiner Rückkehr verheirathete er ſich mit einer jungen, feingebildeten Dame, der Tochter eines, mit Kinderſegen reichlich bedachten, hohen Beamten in St. Petersburg. Seitdem lebt er auf ſeinem Gute. Seine Zeit verbringt er in geſchäftigem Müßiggang. Er ſteht ſpät auf, frühſtückt um 12 und ißt um 5 Uhr zu Mittag. Dazwiſchen blättert er bald

in einer Zeitſchrift, bald in einem Buch, ſchreibt einen Brief, oder wendet ſeiner Frau die Notenblätter um, wenn ſie muſiciert.

Er geht nie in die Felder und überläßt die Bewirthſchaftung des Gutes vollſtändig dem Verwalter. An ihn verweiſt er alle Bitten und Klagen der Bauern, welche dieſelben dem Gutsherrn vorzutragen wünſchen. Er intereſſiert ſich für ſeine ehemaligen Leibeigenen in gewiſſem Grade, aber nur theoretiſch. Perſönliche Beziehungen zu denſelben ſind ihm peinlich; der Geruch ihrer Schafpelze macht ihn nervös.

Der Landedelmann der neuen Schule fühlt von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, in die civiliſierte Welt zurückzukehren und verbringt jeden Winter einige Wochen in St. Petersburg, wo er anſehnliche Summen ausgiebt. Sein Verwalter beſtiehlt ihn ſyſtematiſch in unverſchämteſter Weiſe und iſt auf dem Wege reich zu werden. Jedes Jahr bringt ein neues Defizit; die Wälder ſind gelichtet, der Grundbeſitz in der Agrarbank verpfändet. Die Zukunft von Frau und Kindern iſt unſicher. Der Gutsherr wird vielleicht bald genöthigt ſein, zur gemiedenen Beamtenlaufbahn zurückzukehren.*)

2. Der Kaufmann.

Der ruſſiſche Kaufmann von altem Schrot und Korn, einerlei ob er in den beſcheidenſten Verhältniſſen lebt oder über Millionen gebietet, bleibt den Überlieferungen, Sitten und Gewohnheiten ſeiner Voreltern treu. Er wohnt, ißt und trinkt nach alter ruſſiſcher Weiſe, einfach und beſcheiden, wenn er ſich auch in keiner Art etwas abgehen läßt. Er geht in ruſſiſcher Tracht: hohen, ſpiegelblanken Stiefeln, weiten Beinkleidern, häufig von Sammet, einem Kaftán, oder wenn er der neueren Zeit ſchon Konzeſſionen macht, einem langen Überrock von feinem Tuch; im Winter ſchützt er ſein Haupt mit der nationalen Pelzmütze, im Sommer mit Be-

*) Nach Wallace und eigenen Erfahrungen.

deckungen verſchiedener Art. Ein dichter Vollbart vervollſtändigt ſeine Erſcheinung (Fig. 36). Seine Gattin trägt ſich im Schnitt nicht anders wie die Frau des Handwerkers oder Bauern, nur daß ihre Kleidung durchweg von ſehr koſtbaren und ſoliden Stoffen angefertigt iſt, unter denen Sammet und Seide die Hauptrolle ſpielen (Fig. 37). In das friedliche Haus iſt der Kampf zwiſchen alter und neuer Zeit noch nicht eingedrungen; Frau und Kinder ſind nicht anders erzogen wie das Haupt der Familie. Sie teilen ſeinen Glauben, ſeine Anſichten, ſeine Liebhabereien und Vorurteile und alle ſind von der Leidenſchaft des Geldmachens erfüllt. Abgeſehen von den Kniffen und Pfiffen des Handels ſind es fromme Leute, die ſich allen Vorſchriften der Kirche anbequemen, alle Feſte feiern und die Faſten aufs Strengſte beobachten. Viele von ihnen beſitzen große Reichtümer, die Kopeke auf Kopeke, durch ein ganzes Leben der Arbeit und Entſagung mühſam erworben wurden. So verfolgen die Söhne

Fig. 36.

Kaufmann.

den Weg ihrer Väter. Auf gewagte Spekulationen laſſen ſie ſich nicht ein; in guten Zeiten vermehren ſie ihr Vermögen durch Thätigkeit, in ſchlechten durch Sparen. Aber die Zahl der altväteriſch gebliebenen reichen Kaufleute wird täglich kleiner. Einer nach dem andern läßt ſich fortreißen aus ſeinem einfachen, beſcheidenen Leben in die Bahn des Luxus und der Mode; und bleiben die Eltern der alten Sitte treu, ſo wird ſie um ſo ſicherer von den Kindern aufgegeben, wenn dieſelben, was häufig geſchieht, eine moderne Erziehung erhielten.

Der ruſſiſche Kaufmann neueren Schlags, der ein großes Vermögen ererbt oder erworben hat, verhält ſich ganz anders, wenn er auch ſelbſt noch in den Sitten und Gewohnheiten der Väter aufgewachſen iſt. Er kauft das Haus eines heruntergekommenen Adligen oder baut ſich ein neues, prunkvoll und modern. Für die eleganteſte, glänzendſte Einrichtung werden enorme Summen ausgegeben. Von Zeit zu Zeit, wie es die Gelegenheiten fordern, werden in dieſen brillanten Räumen verſchwenderiſche Feſte veranſtaltet, bei denen die Tafeln von den ſeltenſten Leckerbiſſen des In- und Auslandes brechen und die koſtbarſten Weine in wahren Rieſenſtrömen fließen. Aber häufig, wenn der Kupéz ſelbſt in der beſcheidenen Weiſe der Eltern groß und reich geworden, iſt ihm dieſer verſchwenderiſche Luxus nur ein Feiertagsgewand, das er von Zeit zu Zeit anlegt, um vor der Außenwelt zu prunken, ein nothwendiges Moment für ſeinen Kredit, eine Reklame für das Geſchäft. Der größte Teil des Hauſes iſt dieſem Zwecke beſtimmt. Beim erſten Anblick der grandioſen Säle und Prachtgemächer, erkennt man, daß ſie nicht dem täglichen Leben dienen. Steife Symmetrie und eine gewiſſe Leere machen bemerklich, daß die Anordnung des Dekorateurs niemals geändert oder vervollſtändigt wurde. Für gewönlich lebt der Beſitzer mit ſeiner Familie in wenigen, kleinen nicht ſehr ſauberen Parterregemächern, die in ganz anderer, den früheren Lebensgewonheiten entſprechender Weiſe möbliert ſind. Macht man ihnen einen Beſuch, ſo wird eins der eleganteren

Fig 87.

Kaufmannsfrau

Zimmer aufgeſchloſſen und man hat in demſelben zu warten, bis die der Umgebung entſprechende Toilette angelegt iſt. Frauen und Töchter ſieht man ſelten bei ſolchen Gelegenheiten, wenn man nicht ſehr intim iſt. Die Kaufleute halten noch im allgemeinen an der Abſchließung des weiblichen Geſchlechts, wie ſie vor Peter dem Großen unter den höheren Ständen Rußlands Gebrauch war.

Einen Luxus geſtattet ſich der modern angelaſſene ruſſiſche Kaufmann auch im gewöhnlichen Leben: den Beſitz vortrefflicher Pferde und ſchöner Geſchirre, während ſeine Equipagen einfach aber ſehr leicht und praktiſch gebaut ſind. Der überladene moderne Putz und ein Meer von Brillanten erſetzen bei dem ſchönen Geſchlecht jene Liebhaberei des ſtarken. Dieſe Frauen ſind ohne jede Spur von Bildung, ohne Sinn für geiſtigen Genuß oder geiſtige Beſchäftigung. Die vernünftigeren bekümmern ſich um den Haushalt, die große Mehrheit verbringt den Tag mit Nichtsthun, Beſuchen bei Freundinnen, in Kirchen, Klöſtern und Badſtuben, mit Theetrinken und dem Verſpeiſen von Süßigkeiten aller Art.

Die jungen Mädchen wachſen auf ohne die heiteren Freuden geſelligen Umgangs. Die Heirathen werden als kaufmänniſche Geſchäfte betrachtet, die Töchter als Waare, deren Preis von der Mitgift beſtimmt wird und die man losſchlägt, ſobald der Bewerber ein Äquivalent an Reichthum oder Rang und Stellung bietet.

Laſſen die Eltern den Kindern eine Erziehung geben, die ſie über die eigene Sphäre erhebt, ſo öffnet ſich zwiſchen ihnen eine unüberbrückbare Kluft. Die Gemüthlichkeit des Beiſammenſeins verſchwindet. Die Gewohnheiten und Neigungen des Vaters verletzen den Sohn und die des Sohnes gereichen dem Vater zum Ärgernis. Am ſchlimmſten ſind dabei die Fälle, wo die Erziehung Hauslehrern und Gouvernanten gänzlich überlaſſen wird, die nicht ſelten gute Triebe erſticken und ſchädliche Tendenzen fördern. Um vieles beſſer iſt der in letzter Zeit üblich

gewordene Brauch, die Kinder zur Erziehung ins Ausland zu ſenden. Sie kehren dann allerdings viel gebildeter heim, als ihre Eltern, ſind aber auch um ſo viel weniger tauglich, nach alter Art Geld zuſammenzuſcharren. Sie ſuchen dann nicht ſelten ihre Laufbahn auf andern Gebieten und der Kaufmannsſtand verliert ſo fortwährend eine beträchtliche Zahl der wertvollen Elemente, die ihn zu heben berufen wären.

Denn die große Mehrzahl der ruſſiſchen Kaufleute aus der geſchilderten Klaſſe beſitzt nicht die Anfangsgründe der Bildung. Viele können weder leſen noch ſchreiben; ſie müſſen ihre Buchführung im Kopfe haben oder dieſelbe in ſelbſterfundenen und nur dem Erfinder verſtändlichen Zeichen und Bildern niederlegen, die mitunter ſehr ſinnreich ſind. Andere leſen mit einiger Schwierigkeit, können auch ihren Namen ſchreiben und mit Hilfe der ſehr praktiſchen nationalen Rechenmaſchine, Schtſchéty (ſpr. Schtſchóty) genannt, die auf dem Prinzip des römiſchen Abacus beruht, die einfachſten kaufmänniſchen Berechnungen ausführen. Wenige nur haben es bis zur regelmäßigen Buchführung gebracht und noch kleiner iſt die Zahl derer, welche für gebildete Menſchen gelten können. Doch auch in dieſer Beziehung zeigt ſich in Rußland bereits das Anbrechen einer neuen Aera.

Mit der Unwiſſenheit wird denn auch der eingewurzelte Aberglaube aus dem Kaufmannsſtande verſchwinden, von dem, wahrſcheinlich noch heute, in einem der belebteſten Stadtteile St. Petersburgs ein ſichtbares Denkmal zu ſchauen iſt. Dort hatte einer der reichſten ruſſiſchen Kaufleute ein enormes Terrain angekauft und auf demſelben ein rieſiges ſechsſtöckiges Gebäude mit ſtolzen Kuppeln und Zinnen aufführen laſſen, das zu einer Muſter-Badeanſtalt beſtimmt war. Der Bau war fertig und man erwartete täglich die Eröffnung des luxuriöſen Dampfbades. Aber Jahre vergingen. Die Eröffnung fand nicht ſtatt, das ungeheure Gebäude ſtand unbenutzt, das koloſſale verbaute Kapital lag brach. Und die Urſache dieſer ſeltſamen Handlungsweiſe des geſchäftserfahrenen Cröſus war keine vernünftigere als daß eine Zigeunerin ihm

geweiſſagt hatte, in dem Moment der Eröffnung ſeiner grandioſen Anſtalt werde er zu ſeinen Vätern verſammelt werden. Wahrſcheinlich war die treffliche Sibylle von einem Konkurrenten des Unternehmers inſpiriert.

Eine andere böſe Eigenſchaft des ruſſiſchen Kaufmanns wird vielfach gerügt und beklagt: ſeine im Lande ſelbſt faſt ſprüchwörtlich gewordene Unredlichkeit. Es wäre nicht gerecht, hier ein abſolut verdammendes Urteil zu fällen, ohne die betrügeriſchen Manipulationen des Kupéz mit den üblichen Kniffen ſeiner Standesgenoſſen im weſtlichen Europa zu vergleichen. Gewiß läßt ſich der ruſſiſche Kaufmann häufig eine Menge von Handlungen zu Schulden kommen, welche vom Standpunkt geſchäftlicher Moral die Bezeichnung „unredlich“ und „betrügeriſch“ verdienen. Ich habe darüber bereits im erſten Teil bei der Charakteriſtik des Großruſſen geſprochen. Aber man darf nicht vergeſſen, daß der ruſſiſche Kleinhandel ſich noch in dem Entwickelungsſtadium befindet, wo er ſich von dem urſprünglichſten Zuſtande erſt losmachen muß, der die Begriffe von feſten Preiſen und einem beſtimmten mäßigen Gewinn nicht kennt. Man darf nicht außer Acht laſſen, daß die übliche Unredlichkeit des Ruſſen auf uns einen ſo abſchreckenden und widerlichen Eindruck macht, weil ihre Art und Weiſe viel urſprünglicher, naiver und ungeſchickter iſt, als die von unſern Handeltreibenden gepflogene Praxis. Kunſtgriffe beim Wiegen und Meſſen, das Einſchmuggeln verdorbener Waare unter die gute, Dinge die in Rußland nicht ungewönlich ſind, bringen uns gewaltig auf — und doch treten uns in Weſteuropa die ſcharfſinnigſten und verſchmitzteſten, oft freilich nur dem geviegten Sachkenner bemerkbaren Verfälſchungen der täglichen Nahrungsmittel und der gebräuchlichſten Waaren auf Schritt und Tritt entgegen, von Amerika gar nicht zu reden, wo Fälſchung und Contrefaktion beinahe als geſetzlich berechtigt angeſehen werden. Bei einiger Aufmerkſamkeit und Sachkenntniß fällt es nicht ſchwer, den Betrug des ruſſiſchen Kaufmanns zu entdecken, der nicht verfehlen wird, ſich demüthig

lächelnd schuldig zu bekennen und den Schaden zu ersetzen. Der westeuropäische und amerikanische Wein-, Bier-, Butter-, Mehl-, Zucker-, Wurst- und Gewebefälscher wird nur im chemischen Laboratorium entlarvt und verfällt im günstigsten Falle dem Criminalgericht. Ich dächte, wir hätten wenig Ursache, auf die kindischen Schliche des russischen Händlers mit moralischem Stolze herabzusehen.

Ich habe von dem Hange des russischen Kaufmanns zu ostensibler Großthuerei gesprochen, wie er sich kundgiebt in seinen Prachtwohnungen mit ihren luxuriösen Einrichtungen, in verschwenderischen Festen, im Putz und Edelsteinschmuck der Frauen. Er zeigt sich wol auch in fürstlichen Geschenken an Kirchen, Klöster und Wolthätigkeitsanstalten. Bei alledem aber hat diese Großthuerei vor ähnlichen Erscheinungen in andern Ländern etwas voraus: der russische Kaufmann will nie etwas anderes *scheinen*, als er wirklich ist. Weder in seinem Äußern noch in seinen Manieren macht er auch nur den Versuch, den Vornehmen zu spielen, wie es ihm niemals beifällt, Zutritt in Kreise erlangen zu wollen, die gesellschaftlich über ihm stehen. Dieser Vorzug läßt sein Benehmen stets einfach und ungezwungen erscheinen und giebt ihm nicht selten eine gewisse ruhige Würde, die ihm wol ansteht. Es ist eine bekannte Thatsache, daß er bei seinen opulenten Gastmählern gern möglichst viel Excellenzen der Militär- und Beamtenwelt mit möglichst viel Grandcordons und Sternen sieht; doch ist dies nur ein Aufputz seiner Bankets wie der Sterljad, die Erdbeeren im Winter, die seltenen Weine. Es liegt ihm fern, mit jenen vornehmen Persönlichkeiten in ein näheres Verhältniß treten zu wollen oder auch nur von denselben wieder eingeladen zu werden. Das wissen jene Gäste von Distinction sehr wol und haben ihrerseits gute Gründe, dem Gastgebot Folge zu leisten. Sie gewähren dem Kaufmanne die Genugthuung, Leute von hohem Range zu bewirthen und dadurch die Achtung, die er unter Seinesgleichen genießt, zu erhöhen und erlangen für die Ehre, die sie erweisen, ein gewisses Recht

auf die Kasse des freigebigen Kaufmanns, das in der Regel für Beiträge zu gemeinnützigen und wolthätigen Zwecken in Anspruch genommen wird. Daß Offiziere oder Beamte sich zu eigenem Vorteil als Tischdekoration vermiethen, kann wol in tiefer liegenden Schichten vorkommen, gehört aber auch dort nur zu den seltenen Ausnahmen.

Bei solchen Gelegenheiten handelt es sich stets um Personen, welche sichtbare Zeichen kaiserlicher Gunst tragen; vor dem Geburtsadel ohne Rang und Stellung hat der russische Kaufmann wenig Respekt. Es ist denn auch natürlich, daß der Kupéz selbst jene Zeichen kaiserlicher Gunst zu erlangen strebt und die größten Anstrengungen macht, um mit einer der kleinen Dekorationen beglückt zu werden, welche man den Kaufleuten verleiht. Das gewöhnliche Mittel zum Zwecke ist eine reiche Spende für wolthätige Anstalten.

Dem russischen Handel in den größeren Städten, vor allem in den Residenzen eigentümlich, ist die Koncentrierung desselben an gewissen Punkten, nach dem Prinzip des orientalischen Basárs, der offenbar zu dieser Einrichtung den Anlaß gegeben hat. Große Gebäudekomplexe enthalten nach den Straßen zu gedeckte Hallen, den altdeutschen Lauben ähnlich, hinter diesen Kaufladen neben Kaufladen. Sind dieselben hauptsächlich dazu bestimmt, einen Stadtteil mit allen nothwendigen Lebensbedürfnissen zu versorgen und befinden sich neben den Gebäuden auch noch Budenreihen und Verkaufsstände auf offener Straße, so nennt man sie „Markt“ und giebt ihnen ein bezeichnendes Beiwort, wie man in St. Petersburg einen litauischen, einen runden, einen Andreas-Markt u. s. w. hat. Sind jene Verkaufshallen aber allen möglichen Waaren bestimmt, wie sie nicht nur das Bedürfniß des Tages, sondern alle Ansprüche des Comforts und des Luxus für Tracht, Putz, Hauseinrichtung u. dgl. m. begehren können, so heißen sie „Hof“, d. i. Kaufhof. Selbstverständlich sind die Grenzen nicht scharf gezogen und mancherlei Waren sind sowol auf den Märkten wie in den Kaufhöfen ausgestellt. Der glän-

zendſte und vornehmſte Baſár St. Petersburgs iſt der Goſtíny-Dwor (Kaufhof für Gäſte, d. h. fremde Kaufleute, die urſprünglich hier ihre Waaren feil boten). An der glänzendſten Straße der Hauptſtadt, dem Néwſki Proſpékt gelegen, weiſt er eine Unzahl brillanter Magazine auf, welche die ausgeſuchteſten Erzeugniſſe Europas und Aſiens vor den Augen der Käufer ausbreiten. Neben den neueſten Produkten der Berliner, Pariſer und Londoner Induſtrie ſchillern hier die herrlichen Seidenſtoffe, Teppiche und Decken des Orients, die Silberarbeiten des Kaukaſus, die koſtbaren Waffen der Türkei, Syriens und Arabiens. Alle Kaufleute, welche mit denſelben Gegenſtänden handeln, haben ihre Läden neben einander — für den Käufer außerordentlich angenehm und bequem. Dieſer Kaufhof feierte im Jahre 1885 das hundertjährige Jubiläum ſeiner jetzigen Geſtalt. Zum äußeren Gedächtniß des Zeitabſchnitts hat man die am Néwſki Proſpékt liegende Front in prachtvoller Weiſe umgebaut. Nicht weit von dem Goſtíny-Dwor befindet ſich ein Kaufhof zweiten Ranges, der Apráxin-Dwor, wo ſo ziemlich dieſelben Gegenſtände zu haben ſind, wie bei dem Nachbar, nur alles beträchtlich billiger, freilich auch um ſo viel weniger gut. Hier und auf den Märkten findet man noch den alten ruſſiſchen Brauch der „Locker“ und „Schreier“, der auf dem großen Kaufhof längſt als unwürdig und ordinär abgeſchafft wurde. Dieſe „Locker“ und „Schreier“ ſind eine Species von Commis, die den ganzen Tag vor den Magazinen ihrer Prinzipale herumlungern, um durch alle möglichen und unmöglichen Mittel Käufer herbeizulocken. Sobald irgend eine harmloſe Perſönlichkeit ſich dem Bereiche eines ſolchen „Lockers“ nähert, ſtürzt er auf dieſelbe los wie ein Raubvogel auf ſeine Beute und überſchüttet ſie mit einem unendlichen Redeſchwall, der alle in dem Laden befindlichen oder auch nicht befindlichen Dinge aufzählt. Iſt der Köcher geleert und der erſte Angriff blieb wirkungslos, ſo nimmt der „Schreier“ auch wol ſeine Zuflucht zur ſanften Gewalt. Er ergreift den Arm des Paſſanten und ſucht ihn mit zärtlicher Dringlichkeit in das Magazin herein zu

lootſen. Bei Leuten aus dem Volke verliert denn auch wol dieſe Handgreiflichkeit ihren milden Charakter; ſie werden einfach beim Kragen genommen und in den Laden geſchleppt, wobei ſich nicht ſelten ein Wettkampf zwiſchen zwei benachbarten „Schreiern“ erhebt, der das nach beiden Seiten gezerrte Opfer zu zerreißen droht. Die Regierung tritt ſelbſtverſtändlich dieſem Unweſen entgegen. Sie hat die ſtrengſten Verordnungen erlaſſen, die Friedensrichter haben ſchon manchen Delinquenten hart beſtraft, aber noch immer ſteht der nationale Brauch in voller Blüthe, wenn auch die gewaltſamen Attaken allmählich nachlaſſen. Die „Locker“ und Händler des Andreas-Marktes auf Waſſili-Oſtrow, wo die Mannſchaften der ausländiſchen Schiffe ihre Bedürfniſſe einzukaufen pflegen, haben ſich durch dieſen Verkehr einen bewunderungswürdigen Schatz von Sprachkenntniſſen angeeignet und reden mit jedem Käufer ohne Anſtoß die Sprache ſeines Landes. Da iſt es denn oft ſehr komiſch, wenn der „Locker“, der in dem Vorübergehenden ſofort den Fremden erkannt hat, alle üblichen europäiſchen Sprachen durchprobiert, um ſich ihm verſtändlich zu machen. Ich hörte ſelbſt einmal einem ſolchen redegewandten Verführer zu, der, als er es mit Engliſch, Franzöſiſch, Holländiſch, Spaniſch und Italieniſch verſucht hatte, endlich zu der Vermuthung gelangt war, der Paſſant ſei ein Deutſcher. Es war wirklich ein deutſcher Handwerksburſche. Da rief ihm denn der Ruſſe zu: „Eh! komm hier! kauf! komm Landsmann!“ Der Wanderer ging ungerührt vorüber. Aber der Locker wollte ihn noch nicht fahren laſſen und ſchrie hinter ihm her: „Komm, bleib hier, hör', Meier!“ Er war offenbar der Anſicht, auf den Namen Meier müſſe jeder Deutſche hören.

3. Der Bauer.

Die eigentliche Bezeichnung des Bauern als Ackersmann heißt im Ruſſiſchen Kreſt'jánin (fem. Kreſt'jánka), die gewöhnliche dagegen Muſhik, die einen etwas verächtlichen Beigeſchmack hat und deren Femininum höchſt ſelten gebraucht wird. Sie bedeutet

„kleiner Mann". „Kleine Leute", auch „Halbleute" wurden im alten Rußland die Ackerbauer genannt, im Gegenſatz zu den Kriegern, den Mannen oder Vollleuten, denen gegenüber ſie eine untergeordnete, misachtete Stellung einnahmen.

Bis vor drei Jahrhunderten erfreute ſich der ruſſiſche Bauer vollkommener Freiheit und Freizügigkeit, deren Verluſt er dem Übermaß des nationalen Wandertriebes verdankt. Bei der Charakteriſtik des Großruſſen iſt von ſeinem unverſiegbaren Drang in die Ferne und ſeiner geringen Neigung zur ſtationären Beſchäftigung mit dem Ackerbau die Rede geweſen. Haben doch dieſen Hang zum Nomadenleben drei Jahrhunderte der Feſſelung an die Scholle nicht auslöſchen können. Die Einführung der Leibeigenſchaft war nichts anderes, als eine Zwangsmaßregel der Regierung gegen das abenteuernde Umherſchweifen des kräftigſten, zur ruhigen Arbeit beſtimmten, Teils der Bevölkerung.

Im Jahre 1593, unter Fédor, dem Sohne Iwán des Schrecklichen, wurde den Bauern die Freizügigkeit genommen und dieſe urſprünglich proviſoriſche Verordnung iſt der Urſprung der Leibeigenſchaft. An die Scholle gebunden, verlor der Muſhik allmählich ein bürgerliches Recht nach dem andern und gerieth in eine Abhängigkeit, die der Geſetzgeber offenbar weder vorausgeſehen noch gewollt hatte: er wurde zur Sache, zum Eigentum des Gutsherrn.

Eine ſo furchtbare, unkontrollierte Macht, wie ſie der Grundbeſitzer über den Bauern erlangte, konnte ohne Mißbrauch nicht ausgeübt werden; ebenſowenig wie eine Menſchenklaſſe lange unter einem ſolchen Drucke leben konnte, ohne ihren verderblichen Einfluß moraliſch und materiell auf das Schwerſte zu empfinden. So wirkte die Leibeigenſchaft demoraliſierend auf den Edelmann wie auf den Muſhik; moraliſche Stumpfheit und geiſtiger Schlaf waren ihre Folgen bei Herren wie Knecht, ſie war das gewaltige Hinderniß jedes materiellen und moraliſchen Fortſchritts der Nation und mußte fallen, als die Morgen-

röthe geiſtigen Erwachens unter Alexander II. für Rußland anbrach.

Die Freiheit der Leibeigenen, die ein kaiſerlicher Ukäs am 19. Februar 1861 proklamierte, fand etwa die Hälfte des Bauernſtandes bereits emancipiert. Von den drei Klaſſen der Landleute, den Reichs- oder Kronsbauern, die auf den Staatsdomänen anſäſſig ſind, den Apanage-Bauern, welche den Gütern der kaiſerlichen Familie angehören, und den Privat-Bauern, den Leibeigenen der Edelleute, waren die erſten beiden ſchon längere Zeit ſo gut wie frei. Der einzige Reſt der Leibeigenſchaft, der ihnen geblieben, war der Mangel der Freizügigkeit. Von nun an war auch dieſer beſeitigt, alle Bauern traten in gleiche Lebensbedingungen ein, der ruſſiſche Muſhik war ein freier Menſch.

Eine ſocialpolitiſche Maßregel von ſo ungeheuerer Tragweite mußte ſelbſtverſtändlich den größten Schwierigkeiten begegnen. Mit der Freiheit mußte der Bauer ein genügend Stück Land erhalten, um ſeine Familie ernähren zu können, ein Stück Land, wie er es bisher als Eigentum des Gutsherrn für ſich bearbeitet hatte. Nun galt es, dem Beſitzenden möglichſt wenig zu nehmen und dem Empfangenden möglichſt reichlich zu geben. Gab man den Bauern zu viel, ſo ſchädigte man den Stand des Gutsbeſitzers, der vorzugsweiſe Bildung und Kapital beſaß und ſo ziemlich allein den Fortſchritt verbürgte. Gab man den Bauern ſo viel Land, daß ſie nicht mehr nöthig hatten für den Gutsherrn zu arbeiten, ſo verlor dieſer neben ſeinem Beſitz auch die nothwendigen Arbeitskräfte und war ruiniert. Gab man den ehemaligen Leibeigenen zu wenig, ſo wurden ſie zu Tagelöhnern gemacht, die zwar frei waren, ſich aber in einer ſchlimmeren Lage befanden, als vorher, wo der Herr ihnen gegenüber ſeine beſtimmten Verpflichtungen hatte. Das Geſetz gab nun dem Muſhik das Haus mit dem dazu gehörigen Gehäge (Uſſädba, Gartenland) als Eigentum und dazu ſo viel Land, als er bis dahin für ſich bearbeitet hatte. Das letztere aber mußte von dem Gutsbeſitzer gekauft oder durch perſönliche Leiſtungen ab-

gelöst werden. Für die Freigebung der Leute selbst erhielt der Gutsherr keinerlei Entschädigung. Alle Leibeigenen, die irgend einem Erwerb nachgingen und dem Seigneur eine bestimmte Abgabe (Obrók) zahlten, so wie die gesammte Hausdienerschaft war nach Ablauf von zwei Jahren bedingungslos frei.

Die Mehrheit der Gebildeten in Rußland ist geneigt, die Art und Weise, wie die Emancipation ins Werk gesetzt wurde, so wie die aus derselben hervorgegangene Lage der Bauern wie der Gutsherrn im ungünstigsten Lichte darzustellen. In der That hat die Freigebung der Leibeigenen weder in sozialer noch in moralischer Beziehung alle die Veränderungen hervorgerufen, welche man von ihr gehofft und gefürchtet hatte und es steht fest, daß der Edelmann wie der Bauer mit der Ausführung der Maßregel gleich unzufrieden ist.

Bei dem ersteren ist diese Anschauung natürlich und im menschlichen Charakter begründet. Der Gutsbesitzer war der Teil, welcher bei der Neugestaltung der Dinge *nur* Opfer zu bringen hatte und die Mehrzahl brachte dieselben nicht mit großherzigem Gleichmut. Anders, sollte man denken, müsse es mit den Freigelassenen sein, um und für welche die ganze Umgestaltung ins Leben gerufen wurde. Ihre Unzufriedenheit sollte sich auf schwerwiegende Gründe zurückführen lassen, die man am besten von ihnen selbst erführe. Aber der russische Bauer ist, wie sein Standesgenosse in andern Ländern, argwöhnisch und mistrauisch, wenn man ihn ausfragen will. Vor der Wahrheit hat er, wie ich später ausführlicher erörtern werde, sehr wenig Respekt. Bei allen Fragen über seine Lage vermuthet er einen geheimen, ihn bedrohenden Zweck und er ist absichtlich in seinen Antworten so unbestimmt, wie möglich. Ja, wenn er ganz vertrauensvoll und harmlos ist, giebt er diejenige Auskunft, von welcher er glaubt, sie könne dem Fragenden angenehm und erwünscht sein. Der Hauptgrund aber, daß man von dem Bauer über die Veränderung seiner Lage nichts bestimmtes erfährt, liegt wol darin, daß er selbst von den Verhältnissen keine klare An-

ſchauung hat. Es iſt in der That für den ungebildeten nicht leicht, das Debet und Credit der neuen ökonomiſchen Situation ſicher aufzuſtellen und eine richtige Bilanz zu ziehen, außer in ſolchen Fällen, wo der Gutsherr ſeine Gewalt in auffallender Weiſe misbraucht hatte. Die Geldzahlungen und Steuern drücken den freien Landmann heute oft ſchwerer, als der Frohndienſt zur Zeit der Leibeigenſchaft. Vielen unbeſtimmten Verpflichtungen des früheren Verhältniſſes ſtanden eben ſo viele unbeſtimmte Vergünſtigungen gegenüber. Der Leibeigene weidete ſein Vieh auf herrſchaftlichem Boden, er erhielt Brenn- und Nutzholz, bei Verluſten an Vieh nicht ſelten eine Kuh, ein Pferd, in Hungerjahren Unterſtützung. Alles das hat aufgehört; mit mancherlei Leiſtungen ſind viele Vorteile entſchwunden. Der Gutsherr, das „Väterchen“ von ehedem, zu welchem man in jeder Noth ſeine Zuflucht nahm, iſt jetzt ein Fremder geworden, der zu den gewaltigen Opfern die er gebracht, nicht neue bringen kann und will. Alles muß jetzt baar und blank bezahlt werden und wenn kein Geld vorhanden, iſt der Dorfwucherer die einzige Zuflucht, der unter 20 bis 30 Prozent Zinſen nichts hergiebt. Wenn da der Bauer die Vorteile und Nachteile ſeiner jetzigen Lage gegeneinander abwägen ſoll, ſo iſt das wirklich eine ſchwierige Zumutung für ihn und die Antwort, die er zu geben pflegt: „Was ſoll ich ſagen? Es iſt beſſer und ſchlechter geworden!“ iſt in den meiſten Fällen aufrichtig gemeint und zutreffend.

Hat ſich die ökonomiſche Lage der Bauern gehoben, ſo geſchah es fürs erſte nur um ein geringes und es iſt eine wolaufzuwerfende Frage, warum die Aufhebung der Leibeigenſchaft bisher nicht die wolthätigen Folgen gehabt hat, die jeder woldenkende von dieſer Maßregel erwartete. Jedenfalls iſt dieſe Frage leichter aufzuſtellen als zu beantworten. Die Verhältniſſe, wie ſie vorliegen, ſind das Produkt ſehr mannichfaltiger Urſachen, deren Wurzeln in vielen Fällen in längſtvergangenen Zeiten liegen. Radikale und ſchnell wirkende Mittel zur Herbeiführung eines neuen Zuſtandes giebt es nicht. Die Haupt-

ſache iſt, daß der Bauernſtand für ſeine neue Stellung erzogen und herangebildet werden muß und daß es in Rußland noch an den erziehenden und bildenden Faktoren ſelbſt fehlt.

Sehr treffend hat man das ruſſiſche Volk, von dem der Bauernſtand acht Zehntel ausmacht, mit einem Rieſen verglichen, der Jahrhunderte lang gefeſſelt war und weder ſeine Kraft noch ſeinen Genius äußern konnte. Seine Bande ſind jetzt gelöſt, aber ſo lange Zeit von Ketten belaſtet, hat er das Bewußtſein ſeiner Kraft verloren und den freien Gebrauch ſeiner Glieder noch nicht wieder gewonnen. Erſt nach vielen Jahren der Freiheit wird dieſes Volk ſich ſelbſt erkennen und dann erſt zeigen, was die Zukunft von ihm erwarten kann.

Die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland, ſo plötzlich und unvorbereitet, wie ſie ſtattfand, war ein gewaltiges Ereigniß, eine tiefgreifende Revolution des ganzen Volkslebens. In wenigen Jahrzehnten, Augenblicken im Leben der Menſchheit, darf man ihre Früchte nicht erwarten. Das nächſte Jahrhundert wird ſie zeitigen.

Gegenwärtig befindet ſich der ruſſiſche Bauer in einem Übergangsſtadium. Er hat die Fehler der Leibeigenſchaft noch nicht abgelegt und bereits manche Fehler der Freiheit angenommen. Noch fehlt ihm das Gefühl perſönlicher Würde wie das Bewußtſein moraliſcher Verantwortlichkeit. Seine neuen Rechte hat er ſich trefflich gemerkt, von ſeinen neuen Pflichten mag er nichts wiſſen. Die Vorſtellung, die er ſich von der Freiheit gemacht, hat nichts gemein mit der Achtung vor geſchloſſenen Verträgen und ſeine Naivetät in dieſer Beziehung iſt der wundeſte Fleck des neuen Verhältniſſes zwiſchen ihm und dem Gutsherrn.

Eine der ſchlimmſten Folgen der Emanzipation iſt die augenfällige Steigerung der großruſſiſchen Trägheit. Früher von der Gutsherrſchaft genöthigt, für ſeinen eigenen Vorteil zu arbeiten, thut der Bauer jetzt faſt ausnahmslos nur das, wozu er von des Leibes Nothdurft gezwungen wird und das iſt bei ſeiner beiſpielloſen Genügſamkeit wenig genug. So haben ſich mit dem

Aufhören des Zwanges zur Arbeit die Wirthſchaften verſchlechtert, der Viehſtand hat abgenommen und die Steuerkraft iſt geſunken. Ein zweiter Mangel, an dem die Bauernwirtſchaften kranken, fällt nicht den Beſitzern zur Laſt. Es iſt der Umſtand, daß das den Bauern als Eigentum zugewieſene Landſtück in der That zu klein iſt, um eine größere Familie von demſelben zu ernähren. Beſonders ungünſtig wird ihre Lage dadurch, daß ihnen zumeiſt nur Äcker, aber keine oder mindeſtens unzureichende Weiden zugewieſen wurden. Infolge deſſen iſt der Muſhik genöthigt, nach allen Richtungen Erwerb zu ſuchen, wenn er nicht darben will. Von einem andern eigentümlichen Verhältniß, daß das Land nicht Eigentum des Einzelnen, ſondern Beſitz der Gemeinde geworden, die es unter die einzelnen Hofbeſitzer nur zur Nutznießung auf beſtimmte Zeit verteilt (Mir), wird ſpäter die Rede ſein.

Die Thatſache, daß das den Bauern zugewieſene Land ſeiner Quantität nach dieſelben unbefriedigt ließ, iſt möglicherweiſe der Keim, aus dem noch manches Unheil erwachſen dürfte, ſo wenig Groll ſonſt die Leibeigenſchaft zwiſchen Gutsherrn und ehemaligen Untergebenen zurückgelaſſen hat. Die Zuerteilung der Landes hat das Verlangen des Muſhik nach demſelben eher gereizt als geſtillt. Er hält das Befreiungswerk nicht für vollendet und hofft von der Zukunft eine neue umfaſſendere Dotierung mit Grundbeſitz.

Vor der Befreiung lebten die Bauernfamilien, ſo groß, wie ſie ſein mochten, als patriarchaliſche Einheiten. Die verheiratheten Söhne mit Frauen und Kindern blieben zumeiſt im Hauſe unter der Herrſchaft des Familienhauptes, die ihrerſeits wieder in der Autorität des Gutsherrn ihre Stütze fand. So viel Hände als erforderlich waren, betrieben den Ackerbau und leiſteten die Frohnarbeit. Die überflüſſigen männlichen Familiengenoſſen ſuchten als Handarbeiter, Händler, Dienſtboten u. dgl. Erwerb in der Fremde, blieben aber immer im Zuſammenhang mit der Familie. Ihr Verdienſt floß in die gemeinſchaftliche Kaſſe; der

Besitz war allen gemeinsam: eine Arbeitsgenossenschaft auf kommunistischer Grundlage. Nach der Emancipation lösten sich diese großen Familien auf. Jeder verheirathete Sohn suchte nun Hofbesitzer auf eigene Hand zu werden und wirthschaftete mit dem zuerteilten Lande, so gut es ging. Dieser Wechsel hat zweifellos nachteilig auf den Wolstand der Bauern eingewirkt, wenn er auch das Familienleben, die Häuslichkeit, die Moral gefördert hat. Denn das ganze Zusammenleben so vieler, oft heterogener Elemente unter einem Dache, eine Anzahl von Schwiegertöchtern mit einer Schwiegermutter, führte meistens zu Zwist, Zank und verschiedenen sittlichen Unzuträglichkeiten. Andererseits hat die Auflösung der großen Familien den alten Wandertrieb wieder geweckt, den die Einführung der Leibeigenschaft bekämpfen sollte und der sich nun in so ausgedehntem Maße zeigt, daß die Regierung durch neue Bestimmungen demselben Rechnung tragen mußte.

So viele Schattenseiten, wirkliche, zeitweilige und eingebildete, die Emancipation der russischen Bauern aufzuweisen scheint, eins steht fest: das Gesetz vom 19. Februar 1861 verwirklichte drei große Prinzipien, welche wir als die Entwickelungsgrundlagen des modernen Volkslebens anerkennen müssen. Durch Abschaffung der Leibeigenschaft proklamierte es die persönliche Freiheit, es gewährte der freigewordenen ländlichen Bevölkerung die Selbstverwaltung und statuierte die Ablösung des in der Nutznießung des Bauern aber im Besitz des Gutsherrn befindlichen Landes.

Hat die Aufhebung der Leibeigenschaft bisher nicht alles geboten, was die Ungeduld des Menschenfreundes von ihr erwartete, so können ihre segensreichen Folgen nicht ausbleiben und lassen sich auch bereits hier und dort erkennen. Diese sind: wirthschaftlicher Fortschritt durch Förderung der Produktion, durch die Freiheit der Arbeit, durch die Conkurrenz; moralischer Fortschritt durch die Weckung des Volksbewußtseins und das Gefühl der Verantwortlichkeit; endlich sozialer Fortschritt durch

Beſeitigung der patriarchialiſchen Gepflogenheiten zu Gunſten der Selbſtbeſtimmung des freien Individuums.

Dem aufmerkſamen Beobachter werden auch äußere Anzeichen des Fortſchritts in der ruſſiſchen Bauernwelt nicht entgehen. In den Dörfern erblickt man hier und dort neue Häuſer und alte, die ſorgfältig repariert wurden, manche ſogar mit den Schildern der Verſicherungsgeſellſchaften. Die Felder ſind beſſer eingehegt, die Höfe vergrößert. Die Pferde ſind nicht ſelten beſchlagen, die Wagenräder mit eiſernen Reifen verſehen. In den Häuſern hat der Kienſpan, das frühere Beleuchtungsmaterial, dem Talglicht weichen müſſen. Männer und Frauen gehen beſſer gekleidet, ſuchen ſich zu unterrichten, wiſſen, daß ſie unter dem Schutze des Geſetzes ſtehen. Bei der Landwirthſchaft werden beſſere und vollkommenere Geräthe angewendet. Auch an Beweiſen erwachten Selbſtbewußtſeins fehlt es nicht. An dem Buffet einer Eiſenbahnſtation im Innern gerieth ein General in Uniform mit dem Kellner, einem ehemaligen Leibeigenen, der ihn nicht ſchnell genug bediente, in Wortwechſel. „Siehſt du nicht, daß ich General bin?“ ſchrie ihn der militäriſche Würdenträger an. „Das ſehe ich wol — entgegnete der Aufwärter; — aber heutzutage iſt ein General nicht mehr, als jeder andere Menſch.“ — Früher wäre es ihm für dieſe Antwort ſchlimm ergangen, jetzt hatte er die Lacher auf ſeiner Seite. Dergleichen Äußerungen, die übrigens ſtets mit einem gewiſſen Anſtand, mit Ruhe und Höflichkeit geſprochen wurden, circulieren in beträchtlicher Zahl.

Eins iſt vor allem nicht außer Acht zu laſſen und ſpricht laut genug für Muſhik und Edelmann: das Verhältniß zwiſchen Bauer und Gutsherrn iſt nach der Emancipation ein vortreffliches. Der Bauer iſt mistrauiſch, er iſt auch undankbar, das hat er in Rußland zu Genüge den liberalen Landedelleuten bewieſen, aber trotz alledem haben ſeine Beziehungen zum Gutsbeſitzer ſowol im öffentlichen, wie im Privatleben den Charakter einer gewiſſen Herzlichkeit bewahrt. In den Landſchaftsverſammlungen, weit entfernt ihren früheren Herren Oppoſition zu

machen, folgen die Bauern in der Regel ihrer Leitung. Alle Spekulationen der Anarchiſten auf den wechſelſeitigen Haß der Stände ſind an der guten Geſinnung des ruſſiſchen Bauern geſcheitert.

Rußland hat eine große ſoziale Revolution durchgemacht und muß unter den Übeln leiden, welche jede Übergangszeit begleiten. Aber nach der durchgreifenden und im Ganzen erfolgreichen Weiſe, in welcher das Problem der Emancipation gelöſt wurde, darf man hoffen, daß die noch vorhandenen agrariſchen Schwierigkeiten gleichfalls eine befriedigende Erledigung finden werden. —

Wenn ich es nun verſuche, eine Charakteriſtik des Muſhik zu ſkizzieren, ſo muß ich auf zwei ergänzende Abſchnitte verweiſen. Bei der Schilderung des großruſſiſchen Volksſtammes wurden bereits eine Menge Eigentümlichkeiten erwähnt, die dem Bauer vor allem zukommen, deſſen Stand einen ſo ungeheuren Prozentſatz der Bevölkerung bildet. Später aber werde ich noch beſonders auf die Nationalfehler und Nationaltugenden des Ruſſen aufmerkſam machen, wobei abermals der Bauer in den Vordergrund zu treten hat.

Der Charakter des ruſſiſchen Landmannes vereinigt die auffallendſten Gegenſätze. Der Kampf mit der kargen Natur des Nordlandes erzeugt in ihm eine eigentümliche Miſchung von Gutmüthigkeit und Gefühlloſigkeit. Er kennt den Schmerz und iſt deshalb mitleidig. Gaſtfreiheit, Wolthätigkeit und Familienſinn entwachſen bei ihm der tiefen Überzeugung von der Hülfsbedürftigkeit aller gegenüber den Unbilden der ſtrengen Natur. Wird er aber gereizt und zum Streit herausgefordert, ſo zeigt er ſich häufig gefühllos und grauſam. An den harten Kampf mit der unerbittlichen Natur gewöhnt, wird er leicht unbeugſam und unerbittlich, wie ſie.

Erweiſt man ihm Gutes, ſo freut er ſich wie ein Kind; kränkt man ihn, ſo äußert er ſeinen Schmerz, und doch iſt er

weder dankbar noch rachſüchtig; leichtlebig, an jähen Wechſel gewöhnt, hat er Wolthat und Mishandlung oft ſchon nach Stunden vergeſſen.

Der Verwalter eines Gutes, ein Nichtruſſe, brachte einen Bauer wegen eines ernſten Vergehens vor das Dorfgericht, das ihm zwanzig Peitſchenhiebe zuerkannte. Geduldig litt er die Strafe und kehrte in ſeine Hütte zurück. Am folgenden Morgen wünſchte er den Verwalter zu ſprechen, der Klagen und Beſchwerden wegen des vollzogenen Urteils erwartete: Statt deſſen kam er, um dem jagdfrohen Herrn anzuzeigen, daß er auf dem Heimwege die Spur eines Bären gefunden, die er ihm zeigen wolle. Der Verwalter, der ſeine Leute kannte, nahm keinen Anſtand, dem Manne, der Tags zuvor auf ſeine Veranlaſſung durchgepeitſcht wurde, in die Einſamkeit des Waldes zu folgen. Der Bär wurde erlegt; an Rache hatte der Bauer nicht gedacht.

Daß der Muſhik auch heute noch die Körperſtrafe nicht allzu hoch anſchlägt und lieber eine Tracht Prügel nimmt, als Geldbuße zahlt, hat ſeine Gründe. Zunächſt iſt er durch die Leibeigenſchaft an die ſchimpfliche Züchtigung gewöhnt und noch nicht ſo weit vorgeſchritten, das Entehrende in derſelben zu begreifen. Sodann iſt die Knute, jenes barbariſche Schreckbild, das man ſonſt als unzertrennlich vom Ruſſen annahm, längſt beſeitigt und die Peitſchenſtrafe keine ſehr ſchmerzhafte. Nach Empfang ihrer zwanzig Streiche gehen die Leute ruhig nach Hauſe. Endlich darf der Bauer gegenwärtig nur von Seinesgleichen zur Körperſtrafe verurteilt werden, was den Charakter derſelben für ihn weſentlich verändert.

Die Armut der Natur hat dem Ruſſen den Trieb zur Geſelligkeit gegeben. Ihm entſpringen die zahlloſen Genoſſenſchaften, zu denen die Arbeiter jeder Art ſich vereinigen. Einiges ausführliche über dieſelben folgt ſpäter.

Der Muſhik iſt geſund und ſtark. Bei dem harten Leben und dem täglichen Kampf ums Daſein erliegen die ſchwachen

frühzeitig. Während der strengsten Kälte gehen die Kinder beständig aus und ein, aus der erstickenden Atmosphäre der Hütte in die eisige Winterluft; sie härten sich ab oder sterben. Der Tod soll nach statistischen Erhebungen zwei Drittel der Bauernkinder unter einem Jahre hinwegraffen. Was übrig bleibt ist gefeit. Die in jedem klimatischen Wechsel gestählte Gesundheit macht das Bauernvolk resolut und zu jedem körperlichen Wagniß entschlossen. Im vorigen Jahre passierte es in der Nähe von St. Petersburg auf einem Gute, daß der jungen Magd, welche aus einer Wuhne im Eise des benachbarten Teiches Wasser zu holen pflegte, der Eimer entglitt und in der Tiefe versank. Sofort schob sie ihren Handschlitten über das Eisloch, entledigte sich sämmtlicher Kleidungsstücke und mit der einen Hand sich am Schlitten festhaltend, sprang sie ins Wasser. Die Oeffnung war so enge, daß ihr schlanker Körper von den scharfen Eiskanten verletzt wurde. Es gelang ihr, den Eimer zu fassen und schlammgefüllt über die Eisdecke zu bringen. Da kein Tuch zum Abtrocknen bei der Hand war, hielt sie es für das beste, ihre Kleider wieder überzuwerfen und sich nach Hause zu begeben. Am folgenden Tage klagte sie über Zahnschmerzen, erfreut sich aber sonst noch heute einer guten, dauerhaften Gesundheit.

Mit der Intelligenz und Geschicklichkeit des Großrussen habe ich mich im ersten Teil eingehend beschäftigt. Er ist geistig vortrefflich beanlagt, lernt schnell und besitzt hervorragendes Sprachtalent, Witz und Anstelligkeit. An Gründlichkeit läßt er es meistens fehlen. Wenn man die in der That vorhandene grobe Unwissenheit des russischen Bauern tadelt, so fällt die Schuld auf diejenigen, deren Eigentum er gewesen. In den Ackerbaudistrikten findet man selten einen Muschik, der geläufig lesen und schreiben kann; in den Industrie- und Fabrikbezirken ist das Verhältniß etwas günstiger. Auffallender Weise bemühen sich diejenigen, welche lesen und schreiben können, ihr Wissen zu verbergen und zu verleugnen, wahrscheinlich weil sie die Eifer-

ſucht ihrer Genoſſen auf einen Vorzug kennen, der möglicherweiſe zur Waffe gegen dieſelben werden könnte.

Der ruſſiſche Bauer iſt überaus höflich. Man grüßt ſich gegenſeitig mit einer Anmuth, welche jedem Edelmann zur Zierde gereichen dürfte. Wahrſcheinlich hat er den würdevollen, vom beſten Geſchmack diktierten und eingeübten Bewegungen der Geiſtlichen die edle Form abgeſehen. Seine Herzensgüte veranlaßt ihn, der Rede ſtets einen wolthuenden, jedes Stachels entbehrenden Ausdruck zu geben.

An Genügſamkeit ſucht der Muſhik ſeines Gleichen in der Welt. Hat er bei ſeiner höchſt kärglichen Nahrung, auf die ich zurückkomme, ein Dach überm Kopfe, ein ſtarkes Weib, Feuerung im Winter und zuweilen ein Glas Branntwein, ſo iſt er zufrieden wie ein König. Leider iſt bei ihm, wie bei ſeinen Collegen in heißen Klimaten, die Frugalität zugleich eine Stütze der Trägheit. So genügt die Arbeit von zwei bis drei Tagen nicht ſelten, um ihn in den Stand zu ſetzen, während der ganzen übrigen Woche die Hände in den Schoß zu legen.

Daß das Familienleben des ruſſiſchen Bauern nach Aufhebung der Leibeigenſchaft eine andere Geſtalt angenommen hat, wurde bereits erwähnt. Bis dahin wohnten oft drei Generationen in einer Haushaltung zuſammen unter der Leitung und Autorität des Großvaters, welcher Chosjáin (ſpr. Chaſáin), Wirth, in manchen Gegenden auch Bolſchák (der Große) genannt wurde. Wo er fehlte, trat der älteſte ſeiner Söhne an die Stelle. Alles Eigentum war gemeinſchaftlich und vererbte ſich auf ſämmtliche Köpfe, die es gemeinſam erarbeitet hatten. Die Stellung der Frauen iſt noch heute eine untergeordnete. Das Familienhaupt wählt für den mannbaren Jüngling das Weib, für das Mädchen den Gatten, und ſtößt ſelten auf Widerſpruch. An Mitgift erhält die Braut nur ſo viel, als die männlichen Verwandten ihr ſchenken.

Das Tagewerk des ruſſiſchen Landmannes verläuft in regelmäßiger Einförmigkeit. Während des kurzen Sommers

nimmt der Ackerbau alle Hände in Anſpruch, bei dem man ſich gleichwol nicht allzuſehr anſtrengt, denn ſchwere Arbeit iſt nun einmal nicht ſeine Sache.

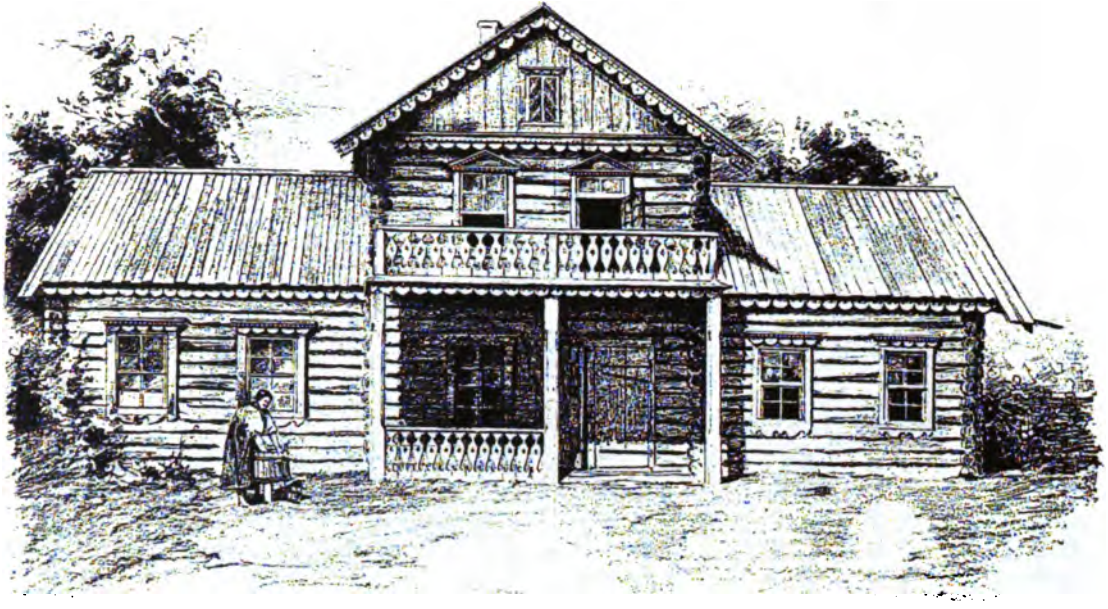
Nach der Erntezeit verläßt ein großer Teil der männlichen Bevölkerung die Heimat, um in der Ferne Erwerb zu ſuchen. Die Zurückgebliebenen, wenn ſie nicht irgend einen Zweig der Hausinduſtrie betreiben können, haben im Winter wenig zu thun und verliegen die Stunden der Muße auf dem Ofen. Sonſt wird während der kalten Jahreszeit Holz geſchlagen und an Ort und Stelle gebracht, um es im Frühjahr, wenn der Eispanzer der Ströme gebrochen iſt, auf den Waſſerſtraßen weiter zu flößen. Auch wird die vortreffliche Schlittenbahn benutzt, um für Kaufleute, Gutsherren und Fabriken allerlei Frachten zu führen.

Für den weiblichen Teil der Dorfbewohnerſchaft iſt der Winter eine geſchäftige Zeit; die für den Haushalt erforderliche Leinwand muß geſponnen und gewebt werden. In vielen Dörfern des Nordens wird die Einförmigkeit der Winterabende durch die ſogenannte Beſſjéda (Verſammlung, Unterhaltung) erleichtert, die vollkommen dem Begriff der Spinnſtuben entſpricht, wie ſie vor Zeiten in Deutſchland üblich waren. An manchen Orten verſammeln ſich um Sonnenuntergang drei verſchiedene Beſſjédi, die eine für Kinder, die zweite für jüngere Leute, die dritte für das geſetzte Alter. In der erſten arbeiten und unterhalten ſich die Kinder unter der Aufſicht einer alten Frau, welche den Kienſpan putzt und auf Ordnung ſieht. Die kleinen Mädchen ſpinnen Flachs mit der Spindel, die Knaben flechten rohe Baſtſchuhe oder Körbe. In der zweiten und dritten Beſſjéda wird gleichfalls gearbeitet; in der zweiten viel geſchäkert und geneckt, nicht immer in der zarteſten Weiſe, in der dritten die Angelegenheiten und Chronik des Dorfes beſprochen; in allen dreien aber bildet der Geſang einen Hauptfaktor der Unterhaltung, der natürlich bei den jungen Mädchen und Burſchen am beſten ausfällt.

Der gemeinſchaftliche Grundbeſitz der großruſſiſchen Bauern bedingt das Zuſammenwohnen in größern Dörfern, die durch-

Stafford Ford.

Fig. 39.



Russisches Bauernhaus.

weg eine lange breite Straße bilden, an deren beiden Seiten die hölzernen Gebäude liegen. Die Häuser ſtehen nahe bei einander, berühren ſich jedoch nicht. Auf eine regelmäßige Straßenflucht wird kein Werth gelegt, die Wohnungen bilden oft Winkel mit dem Dorfwege, dem ſie gewöhnlich die Giebelſeite zukehren. (Fig. 38).

Die Lage des Wohnhauſes, der Wirthſchaftsräume und des Gartengeheges iſt bei den ruſſiſchen Bauernhöfen ſelbſtverſtändlich mancherlei Variationen unterworfen. Das Wohnhaus wird ohne Fundament aus übereinander gelegten ſtarken Baumſtämmen errichtet, deren Fugen man mit Werg oder Moos verſtopft. Nicht ſelten wird allerlei architektoniſcher Schmuck angebracht: ein Balkon, geſchnitzte Dachgiebel, Fenſterſimſe, Gallerien, bemalte Fenſterläden u. dgl. (Fig. 39.) Im Innern trennt der in der Mitte liegende Hausflur ſtets die beiden Wohnräume, die Winterwohnung von der Sommerwohnung. Beide müſſen wol früher geſonderte Gebäude geweſen ſein; denn der Ruſſe hat nur ein einziges Wort für das Haus des Muſhik und ſeine beiden Wohnzimmer (Isbá). Da die Ställe bei hohen Kältegraden keinen genügenden Schutz bieten, wird das junge Vieh im Winter nicht ſelten in die Stube genommen. Die Zimmer liegen ein paar Meter über dem Erdboden, der Zwiſchenraum dient als Vorrathskammer und Geflügelſtall. Die Holzhäuſer ſind warm und trocken und gewähren hinreichende Deckung gegen jede Unbill des Wetters.

In der Winter-Isbá ſpielt die Hauptrolle der rieſige, faſt bis zur Decke reichende aus Backſteinen aufgemauerte und weißgetünchte Heiz-, Back- und Kochofen, der allgemeine Wolthäter während der kalten Jahreszeit. Der Platz auf ihm iſt eine beliebte Schlafſtelle, ein geſuchter Ruhe- und Erholungsort. Von der oberen Kante des Ofens bis zur gegenüberliegenden Wand, nicht weit von der Zimmerdecke iſt ein ſechs bis acht Fuß breiter offener Hängeboden angebracht, die ſogenannte Palásta (Zelt)', welche einem beträchtlichen Teil der Familie als Schlafſtätte dient, ein Lieblingsplatz der Jugend. Bettſtellen, aufgemachte Betten, wie ſie ſonſt in Gebrauch ſind, gehören im

ruſſiſchen Bauernhaus zu den Seltenheiten. Schafspelze, Kleider, Filzdecken und kleine Kiſſen ſind das übliche Bettzeug. Im übrigen pflegt die Isba mit einigen langen an den Wänden be-

Fig. 40.

Muſhik.

feſtigten Holzbänken, ſchweren tannenen Tiſchen und zuweilen auch mit rohen Stühlen möbliert zu ſein; ein maſſiver Kaſten birgt die werthvolleren Beſitztümer der Familie.

Wie in keinem Hauſe eines rechtgläubigen Ruſſen darf auch in der Isbá des Muſhik das Heiligenbild nicht fehlen. In der Regel ſteht dasſelbe auf einem dreieckigen Brettchen hoch oben im Winkel, der Thür gegenüber, damit jeder Eintretende daſſelbe ſogleich erblickt und ſich bekreuzigend vor ihm verneigt. Die gewöhnlichen Heiligenbilder ſind in Oelfarben auf Holz gemalt. Ein Lämpchen hängt vor ihnen von der Decke nieder, das wenigſtens am Vorabend von Sonn- und Feſttagen angezündet wird. Wo es fehlt, vertritt ein Wachslichtchen ſeine Stelle.

Zur Anlage von Gärten mit ſchattigen Ruheplätzen und Blumenſchmuck hat ſich der großruſſiſche Bauer — im Gegenſatz zum Kleinruſſen — noch nicht verſtiegen. Selbſt Obſtbäume und Beerenſträucher kultiviert er nur in den ſeltenſten Fällen auf dem Gehäge, das doch ſein ſtändiges Eigentum bleibt. In ſeinem Garten baut er Kohl, Zwiebeln, Gurken, Kartoffeln und Rettich — anderer Gemüſe bedarf er nicht. Die einzige Blume, die er zu ziehen pflegt, iſt die Sonnenblume und auch dieſe wird nicht um ihrer Schönheit willen angepflanzt, ſondern der Samenkerne wegen, die von Jung und Alt in der ruſſiſchen Bauernwelt als Delikateſſe geſchätzt werden.

Die Kleidung des großruſſiſchen Bauern, von dem Fig. 40 einen typiſchen Kopf darſtellt, iſt je nach den Gegenden verſchieden; beſonders variirt die Tracht der Frauen. Allen gemeinſam iſt das grellfarbige Hemd, das über die weiten Hoſen niederhängt und im heißen Sommer jede andere rockartige Bekleidung erſetzt. Die Beinkleider werden in den bis zum Knie reichenden weiten Stiefeln getragen. An Stelle der letzteren werden auch wol Tuchſtücke um Füße und Waden gewickelt, die von den Schnüren eines Bundſchuhs feſtgehalten werden. In ärmeren Gegenden hat man ſandalenartige Schuhe von Birkenbaſt mit ledernen Sohlen. Im Winter ſchützen Stiefel von dickem Filz oder Pelz den Fuß. Über dem Hemde trägt der Bauer den Kaftán, eine Art Rock mit Bruſtklappen, der über der Hüfte durch einen bunten Shawl oder einen ledernen Gürtel

geſchloſſen wird. Im Winter vertauſcht der Muſhik den Kaftán mit einem kurzen Schafpelz, dem Tulúp, der ohne Überzug mit der Wolle nach innen getragen wird und häufig an Bruſt und Ärmeln mit allerlei Stickerei verziert iſt. Das Haar des Mannes wird in der Mitte geſcheitelt; die verbreitetſte Kopfbedeckung iſt ein niedriger ſchwarzer Filzhut, den man im Winter durch die Pelzmütze erſetzt. Die Toilette der kalten Jahreszeit wird durch Handſchuhe, in der Regel Fäuſtlinge, vervollſtändigt.

Fig. 41.

Bäuerin in Wintertracht.

Das charakteriſtiſche Kleidungsſtück des weiblichen Geſchlechts (Fig. 41) iſt der Sſarafán, ein bunter Rock mit Schulterbändern oder mit einem ſchmalen Leibchen, das nur bis über den Buſen reicht. Dazu wird ein kurzes Oberkleid getragen oder das mit Pelz verbrämte Jäckchen, der Seelenwärmer. Im Winter tragen die Frauen Pelze, denen der Männer entſprechend, nur länger. Die Kopfbedeckung der Frauen wechſelt am meiſten nach der Landſchaft, wie der Leſer an den großruſſiſchen Typen des erſten Teils bemerkt hat. Als feſtliche Tracht wird an vielen Orten

der Kokóſchnik getragen, eine Art Diadem von mehr oder weniger wertvollem Stoff, mit Treſſen beſetzt, auch wol mit Perlen und Flittern geſtickt. Bei den Mädchen umrahmt er nur die Stirn, während das Haar in langen Flechten nach hinten herabfällt, bei den Frauen bedeckt er die aufgeneſtelten Zöpfe. Für gewöhnlich tragen die letzteren ein glatt anliegendes Kopftuch, welches den hinteren Teil des Hauptes verhüllt. Der Kokóſchnik iſt in den Städten für die Ammen vom Lande typiſch geworden, bei Hofe bildet er einen weſentlichen Beſtandteil der Nationaltracht.

In der Einfachheit ſeiner Nahrung bekundet ſich vor allem die große Genügſamkeit des ruſſiſchen Bauern. Sie beſteht hauptſächlich in Schwarzbrod von ungebeuteltem Mehl, friſchen oder geſäuerten Kohl, Hülſenfrüchten, Zwiebeln, Gurken, Pilzen und geſalzenen Fiſchen. Fleiſch iſt eine Feſtmahlſpeiſe und wird meiſt nur geräuchert der Kohlſuppe hinzugefügt. Dieſe Kohlſuppe (Schtſchi) ſpielt eine große Rolle bei den Mahlzeiten des Muſhik. Sie wird je nach der Jahreszeit von friſchem oder Sauerkraut bereitet und wie es die Gelegenheit bietet durch geräuchertes Fleiſch, ſauren Rahm oder Milch ſchmackhafter gemacht. Ein gut zubereiteter Schtſchi*) iſt ein Gericht, das auch dem verfeinerten weſteuropäiſchen Gaumen mundet. Der Bauer, der als Arbeiter in der Stadt lebt, und dem auf ſeinem Bau- oder Zimmerplatz die Gelegenheit zum Kochen fehlt, begnügt ſich mit einer einfacheren Suppe. Er gießt Kwaſſ in ein Gefäß, ſchneidet Zwiebellauch und brockt Brod hinein und löffelt die Speiſe aus, als ob ſie ein Göttermahl wäre. Die in Rußland wachſende kleine, rundliche Gurke wird von den Bauern ſehr hoch geſchätzt und entweder ganz roh oder nur ſehr wenig geſalzen als große Delikateſſe verſpeiſt. Aus Buchweizen-, Gerſten- oder Hirſen-Grütze (Káſcha) wird ein ſtändiges Wintergericht bereitet. Ein Topf wird mit den Körnern gefüllt, Waſſer und Salz hinzu-

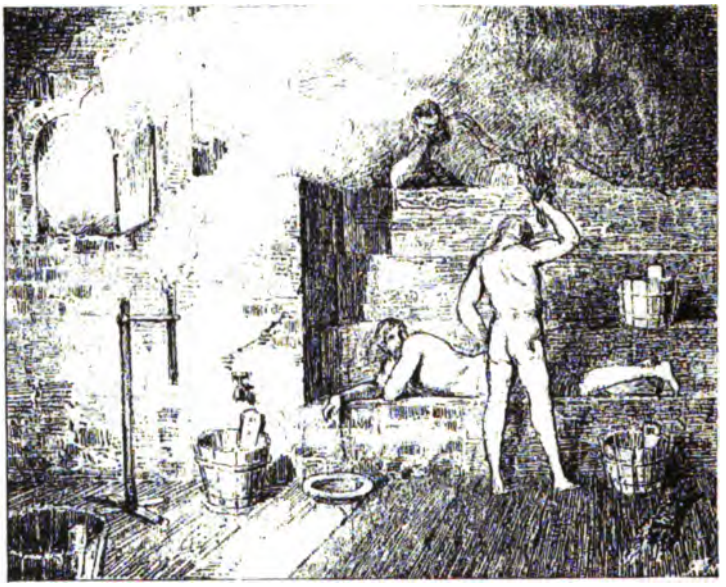
*) Das Wort iſt eigentlich ein Femininum, wird aber von den Deutſchen in Rußland immer männlich gebraucht.

gethan und das Ganze in den Ofen gestellt, wo es zu einer granitartigen Masse zusammenbackt. So kommt es auf den Tisch und der wolhabende läßt, um ein besonderes leckeres Mahl zu haben, ein Stück Butter auf der heißen Speise schmelzen. Die beliebteste Festtagsspeise ist der Piróg, eine Art Pastete. Eine Hülle von Teig wird mit Fleisch, Fisch, Grütze, gelben Rüben oder gehacktem Kohl gefüllt und in Fett gebacken; der Fasten-Pirog enthält gewöhnlich Pilze und muß in Oel gebacken sein. An Schwämmen hat Russland einen enormen Reichtum verschiedener Varietäten, die von den Bauerweibern und Kindern fleißig gesucht und zu trefflichen Speisen verarbeitet werden: im Sommer frisch, im Winter getrocknet oder gesalzen. Von echt nationalen Speisen, die der Bauer sehr einfach und naturwüchsig bereitet, die aber auch in verfeinerter Gestalt auf den Tisch des Reichen kommen, will ich noch erwähnen: Borschtsch, eine aus rothen Rüben und Fleisch bereitete Suppe, in welche auch wol Kohlblätter gethan werden; Botwinja, eine kalte Suppe aus gesalzenem Fisch, Gurken, Zwiebellauch, geschnittenen rothen Rüben ꝛc. und Kwass bereitet; Akróschka, gleichfalls ein kaltes Gericht, das sich von der Botwinja nur durch seinen Hauptbestandteil, fein geschnittene Fleischstückchen, unterscheidet und säuerlicher als jene hergestellt wird.

Der mehrfach erwähnte Kwass, ein säuerliches Halbbier, ist das verbreitetste Getränk in Russland. Er ist, wenn gut bereitet, kühlend, durststillend und wolschmeckend; wird aber offenbar nach sehr verschiedenen Recepten gemacht: bald aus Roggenmehl und Malz, bald aus Kleie und Mehl, bald aus Schwarzbrod und Aepfeln, die man im Wasser gähren läßt; verschiedene Zuthaten erhöhen dann den Geschmack der unschuldigen Flüssigkeit. Ein edleres, feineres Getränk, aber dem Kwass verwandt, ist der Kisslyja Schtschi (saure Suppe); er ist säuerlich und mousserend. Der Gebrauch des Thees (Tschai) nimmt unter der Arbeiterbevölkerung der Städte immer mehr zu und beginnt dem Branntwein Konkurrenz zu machen. In der That giebt

es kein beſſeres belebenderes Getränk in Kälte und Hitze als guter rationell zubereiteter Thee, den in Rußland jedermann aus Gläſern trinkt. Auch auf dem Lande bürgert ſich der Thee allmählich ein und man iſt oft überraſcht, in Bauernhöfen, wo es faſt an den nothwendigſten Geräthen und Bequemlichkeiten fehlt, den blanken Samowär von Kupfer oder Meſſing, — die ruſſiſche

Fig. 42.



Ruſſiſches Dampfbad.

treffliche Theemaſchine — zu finden. Für den armen Arbeiter der Städte bieten im Winter die Straßenverkäufer ein heißes Theeſurrogat feil, den Sbiten, der aus Waſſer, Honig und Lorbeerblättern oder Salbei gekocht wird.

Einen höchſt ſchädlichen Einfluß auf den Muſhik übt der Genuß des Branntweins aus. Starke, ſpirituöſe Getränke haben ja im hohen Norden ihre volle Berechtigung. Wein wächſt ausſchließlich

im äußersten Süden Rußlands und Bier wird nur in einigen großen Städten erträglich und zu mäßigem Preise gebraut. Aber der Mushik trinkt den Branntwein häufig genug, nicht um sich zu erwärmen und seine Lebensgeister zu erhöhen, sondern in der offenen Absicht, sich so schnell und so gründlich wie möglich zu berauschen. Dabei wird der Branntwein durch Hinzufügung scharfer Stoffe noch schädlicher gemacht und ruiniert die Gesundheit des Landvolks ganzer Provinzen. Es kann diese Wurzel unendlich vieler Übel nicht sorgsam genug ausgerottet werden. Ich habe darüber später noch zu verhandeln.

Daß dem gemeinen Manne in Rußland der Vorwurf der Unreinlichkeit in gewissem Sinne mit Unrecht gemacht wird, habe ich Th. 1. S. 110 bereits ausgeführt. Freilich erzeugt das enge Beieinanderleben in der heißen Isbá während des langen Winters, die warme Kleidung und namentlich der unvermeidliche Schafpelz mancherlei lebendigen und todten Schmutz, — dafür wird aber einmal wöchentlich eine so gründliche Reinigung vorgenommen, wie sie sonst bei keinem Volke in der Welt üblich ist. Die Stätte und das Mittel dieser Purifikation ist das russische Dampfbad. (Fig. 42). Es spielt im Leben des russischen Bauern eine höchst wichtige Rolle, ja es hat sogar eine gewisse, religiöse Bedeutung; denn kein echt- und rechtgläubiger Bauer würde es wagen, eine Kirche zu betreten, ohne sich am Tage vorher durch das nationale Bad physisch und moralisch gesäubert und ein reines Hemd angelegt zu haben.

Viele Dörfer haben ein öffentliches oder Gemeindebad, in andern hat jedes Haus seine innerhalb oder außerhalb liegende Badestube. Diese sind selbstverständlich sehr primitiver Natur. In einem engen Raume, der häufig halb unter der Erde liegt, befindet sich eine Art Backofen mit Steinen gefüllt, die durch ein starkes Feuer glühend gemacht werden. Indem man Wasser auf dieselben gießt, entwickelt sich ein heißer Dampf, dessen Temperatur oft bis zum Unerträglichen steigt. Hier befinden sich nun stufenförmige Lager übereinander, auf denen der Badende

hingeſtreckt ſchwitzt. Je höher um ſo ſiedender iſt die Atmoſphäre. Mit Bündeln von friſchen Birkenreiſern peitſchen ſich dann die Schwitzenden den ganzen Körper, bis ſie, rot wie die Krebſe, ſich mit kaltem Waſſer begießen oder auch ins Freie laufen, um ſich im Schnee zu wälzen. Da hat denn allerdings ein ruſſiſches Sprichwort Recht, welches ſagt: „Was dem Ruſſen geſund iſt, bringt dem Deutſchen den Tod.“

Die Dampfbäder in den Städten ſind ſelbſtverſtändlich feiner und bequemer eingerichtet, aber ſie enthalten ſämmtlich Abteilungen zu den billigſten Preiſen für einfache Arbeiter, neben den luxuriös ausgeſtatteten Reihen von Kabinetten für den reichen Badeſchwelger. Überall ſind Ankleidezimmer, Waſchraum und Schwitzlager in beſonderen Gemächern etabliert und der gleichfalls nackte Badediener (Bänſchtſchik) verrichtet gegen einen kleinen Entgelt am Badenden die ganze Prozedur des Begießens mit heißem, lauen und kalten Waſſer, des Peitſchens mit dem Birkenbeſen, des Waſchens mit weichem Birkenbaſt und Seife, ſo wie des Knetens, Reibens, Drückens und Ziehens, das den Genuß und die Wirkung des ruſſiſchen Dampfbades erſt vollſtändig macht. Man empfindet nach demſelben ein unendlich woltuendes Gefühl und wer einmal das nationale Bad in Rußland verſucht hat, entbehrt daſſelbe ſpäter nicht gern.

Das ruſſiſche Volk hat ſich von Alters her durch ſeine Liebe zum Geſang ausgezeichnet. Im Geſange ſpricht es ſeine Freude, ſeinen Schmerz aus. Das Lied begleitet ſeine Arbeit, ſeine Ruhe, vor allem aber jeden feſtlichen Moment des Lebens. Es erinnert durch ſeine ſanften, melancholiſchen, etwas gedehnten und einförmigen Melodien an die endloſen, ununterbrochenen Ebenen ſeiner Heimat; durch den oft plötzlich eintretenden Übergang zu wilder, zügelloſer Luſt an den Charakter des Volkes. Auch dem Magyar und dem Zigeuner, welche die unabſehbare Pußta bewohnen, ſind jene ſchroffen Sprünge im Geſange aus ſüßer Schwermut in berauſchende wilde Tanzweiſen eigen und ſcheinen denſelben Einwirkungen ihre Entſtehung zu verdanken. Eine

andere Eigentümlichkeit der ruſſiſchen Volksweiſe, das Ausklingenlaſſen des Strophenendes, des Refrains, in langgezogenen hohen Tönen, habe ich bei den venetianiſchen Gondolieri wiedergefunden

Fig. 43.

Dorfmuſikant.

und iſt hier vielleicht das uferloſe Meer die Mutter derſelben Einflüſſe und Empfindungen, wie dort die Ebene. Wie überall iſt das tägliche Volkslied, das bei der Arbeit, am Herde, an Winterabenden, in der Sommerruhe und bei frohen Feſten geſungen wird, lyriſchen Inhalts. Aber der Großruſſe hat auch

einen reichen Schatz epiſcher Volksdichtungen (Bylina), welche von beſonders begabten Rhapſoden (Skaſitel) geſungen werden.

Der Geſang, welcher die Dorfbewohner in den Stunden der Muße, bei Feſtlichkeiten oder an den Winterabenden zu den Spinnſtuben vereinigt, wird nicht ſelten auf einfachen Inſtrumenten begleitet. Die üblichſten nationalen Muſikgeräthe der Ruſſen ſind: die Balaláika (Fig. 43), eine Art Zither oder Mandoline mit zwei bis drei Saiten, die Gúſſli, eine horizontal liegende Harfe, deren Saiten mit den Fingern geſpielt werden; der Gudók, eine Geige mit drei Saiten, und die Wolýnka, welche auf den bekannten Dudelſack herauskommt.

Der Tanz des ruſſiſchen Bauern, den er leidenſchaftlich liebt und mit viel Anmuth, Leichtigkeit, Gewandtheit und großer Kraft auszuführen pflegt, entſpricht durchaus dem Geſange. Er beginnt in der Regel mit einem Andante maestoso in langſamen, gemeſſenen Bewegungen, kurzen Schritten und graziöſen Portebras, um dann plötzlich mit den wildeſten, leidenſchaftlichſten und gewaltſamſten Sprüngen und den künſtlichſten Gliederverrenkungen in ein ausgelaſſenes Scherzo furioso überzugehen. Bemerkenswerth iſt, daß die Frauen, mögen ſie nun einen Solotanz ausführen oder mit den Männern paarweiſe antreten, nie an jenem unbändigen Gebahren teilnehmen, ſondern immer in gemeſſener Weiſe, mit anmuthiger Haltung des Oberkörpers und der Arme, zuweilen auch mit einer die ganze Geſtalt ergreifenden zitternden Bewegung, ihren Part ausführen, während der männliche Genoſſe ſie mit den ausgelaſſenſten Sätzen umſpringt. Die beliebteſten Volkstänze ſind der Trepák und Kaſatſchók. Der Chorowód (Reigen) iſt eine Verbindung von Geſang und Tanz. Die Dorfjugend bildet einen großen Kreis, eine Ronde nach der Terminologie des modernen Tanzes, und bewegt ſich nach dem Takte des von allen geſungenen Chorliedes.

Ein überaus reiches Thema zu eingehender Schilderung bieten die Bauern, welche des Erwerbs wegen in die Städte gezogen ſind. Ich kann hier daſſelbe nur flüchtig berühren. Wie

erwähnt, verlaſſen die jüngeren Leute vielfach ihre Heimat, überlaſſen Haus und Hof der Fürſorge ihrer Familie und wandern in die Städte, um dort als Handwerker, Fabrikarbeiter, Tagelöhner, Diener, Kellner oder im Kleinhandel Verdienſt zu ſuchen. Viele ziehen nach der Erntezeit in die Fremde und kehren zur Frühjahrsarbeit zurück, andere bleiben ganz und gar in den Orten, wo ſie ein gutes Einkommen gefunden und beſuchen ihre Familien nur gelegentlich in langen Zwiſchenräumen. Selten geben ſie die Verbindung mit dem heimatlichen Dorfe auf; Weib und Kinder laſſen ſie zu Hauſe und mancher in den Reſidenzen wohlhabend gewordene bleibt Mitglied der Dorfgemeinde und zahlt ſeinen Steueranteil ohne irgend einen Vorteil davon zu genießen.

Fig. 44.

Oberdwórnik.

Die meiſten Provinzen haben eine Arbeits-Spezialität, in welcher ihre Bewohner beſonders geſchickt und deshalb in den Städten geſucht ſind. So verſorgt Jaroſſláw die kleinen Wirthſchaften mit Kellnern, Koſſtromá liefert Zimmerleute und Ofenbauer, andere Gouvernements Kutſcher, wieder andere Maurer und Glaſer u. ſ. w.

Fig. 45.

Unterdwórnik.

Bei Gelegenheit des Geſelligkeitstriebes, der dem Muſhik innewohnt, habe ich angedeutet, daß derſelbe die Arbeiter zu ganz trefflich eingerichteten Gewerbegenoſſenſchaften vereinigt. Flößer, die an ihre Arbeit gehen, Holzſchläger, die ſich in den Wald aufmachen, Fiſcher und Pelzjäger, die auf den Fang ziehen, Kanal- und Eiſenbahnarbeiter, alle bilden, ehe ſie ans Werk gehen, eine Erwerbs-Geſellſchaft, Artél genannt, mit regelmäßigen Verſammlungen, einem gewählten Oberhaupt, dem Sſtároſſta, und gemeinſchaftlicher Kaſſe. Die Genoſſenſchaft beſtimmt den Teil der Arbeit, den jeder zu übernehmen, den Teil des Lohnes, den er der Geſellſchaftskaſſe abzuliefern hat. Koſt und Wohnung wird aus der letzteren beſtritten. In den größeren Städten giebt es Artele mit komplicierter Organiſation, großen Kapitalien und weittragender Bedeutung, indem die Genoſſenſchaft für jedes ihrer Mitglieder ſolidariſch haftet.

Die hervorragendſten unter dieſen Vereinen ſind wol die St. Petersburger und Moskauer Börſen-Artele, welche die Kaſſenboten, Markthelfer, Packer, Zähler, Magazinaufſeher u. ſ. w.

Fig. 46.

Wodowós (Waſſerträger).

der Kaufmannſchaft beider Reſidenzen umfaſſen. Bei dieſen Leuten, die faſt ſtündlich der Verſuchung ausgeſetzt ſind, kommen Unredlichkeiten ſelten oder nie vor. Der Bankier, der Kaufmann

kann vollkommen ruhig ſein, die Artel ſteht für jedes ihrer Mitglieder ein. Selbſtverſtändlich werden dieſe auf das ſorgfältigſte ausgewählt und ſtreng überwacht. Die ruſſiſche Artel iſt eine Einrichtung, die dem Weſten Europas zur Nachahmung beſtens empfohlen werden kann.

Fig. 47.

Herrſchaftlicher Kutſcher.

Außer den verſchiedenartigſten Handwerken und induſtriellen Beſchäftigungen ſehen wir den Muſhik in der Stadt am häufigſten in drei Berufsarten: als Dwórnik, Iswóſchtſchik und Rasnóſchtſchik.

Der Dwórnik oder Hauswächter iſt eine ſehr wichtige Perſon in den großen Petersburger und Moskauer Häuſern, in denen viele hunderte von Menſchen beiſammen wohnen. Er iſt der Polizeioffiziant des Hauſes, ſorgt für das Ein- und Ausſchreiben der Päſſe und Aufenthaltsſcheine im Viertelsamt, hat Haus, Hof und Straße ſauber zu halten und beſorgt den Transport des Brennholzes

und des Waſſers in die Küchen der Wohnungen: eine Fülle von Geſchäften, die in ſehr großen Gebäuden von einer entſprechenden Anzahl Perſonen verrichtet werden. An ihrer Spitze ſteht der Oberdwórnik (Fig. 44), der in unmittelbare Berührung mit den Bewohnern tritt und demgemäß unter den von der Kultur beleckten Individuen ausgeſucht wird. Seine nächſten Subalternen ſind die Unterdwórniki (Fig. 45), welche die gröberen Arbeiten verrichten, des Nachts vor dem Hauſe Wache halten, auch am Tage den Eingang behüten und alle Fragen nach den Einwohnern des Hauſes beantworten. Hat das dichtbevölkerte Gebäude noch keine Waſſerleitung, ſo wird auch wol ein beſonderer Träger für Holz und Waſſer, der Wodowós (Fig. 46), angeſtellt.

Iſt der Bauer von ſtattlicher Figur, weiß er gut mit Pferden umzugehen und verſteht das Fahren aus dem Fundament, ſo findet er leicht ein Unterkommen als herrſchaftlicher Kutſcher. (Fig. 47.) Er hat dann nicht übermäßig viel zu thun, muß jedoch ſorgſam, gewiſſenhaft und vor allem wetterhart ſein. Der weniger glückliche Pferdebändiger wird Iswóſchtſchik, d. i. Kutſcher eines Miethfuhrwerks. Es giebt in der Welt kein gutmüthigeres, freundlicheres, zuvorkommenderes und ſchwatzhafteres Weſen, als ſolch einen Iswóſchtſchik, nur muß man, bei dem Nichtvorhandenſein einer geſetzlichen Taxe, für jede Fahrt erſt um den Preis handeln. Er fordert in der Regel recht viel, iſt aber mit wenigem zufrieden und für ein kleines Trinkgeld äußerſt dankbar. Läßt man ſich in eine Unterhaltung mit ihm ein, ſo erfährt man ſofort alle ſeine Lebensumſtände.

Der Raſnóſchtſchik (Umherträger, Hauſierer) iſt in den Reſidenzen überall anzutreffen. Auf allen Straßen und Gaſſen, Plätzen und Höfen, in allen Umgebungen der Stadt hört man ihn vom Morgen bis zum Abend ſeine Waaren ausrufen und preiſen. Gegenſtände dieſes Kleinhandels ſind alle unbedeutenderen Bedürfniſſe der Haushaltungen, beſonders aber Nahrungsmittel. Am zahlreichſten findet man dieſe Raſnóſchtſchiki in der Nähe der Kaufhöfe und Märkte. Die dort hauſenden Kaufleute und ihre Ge-

Fig. 48.

Straßentypen aus St. Petersburg.

hülfen können ſich nämlich keine Speiſen bereiten, da das Feueranzünden in den Läden unterſagt iſt; ſo halten ſie denn ihre Hauptmahlzeit erſt Abends, wenn das Geſchäft geſchloſſen iſt. Im Laufe des Tages aber trinken ſie Thee und kaufen dazu von den Umherträgern, was ihrem Geſchmacke entſpricht. Auch der gewöhnliche Arbeiter, der auf den Straßen zu ſpeiſen pflegt, entnimmt von ihnen ſeine einfache Koſt. Im Winter im Schafspelz, im Sommer im bunten Hemde, wandert der Rasnóſchtſchik, gewöhnlich noch ein junger Burſche, ſein Tragbrett auf dem Kopf oder einen Korb mit den Verkaufsartikeln vor der Bruſt, durch die Ladenreihen und Straßen. Der eine bietet geſalzene oder geräucherte Fiſche feil, ein anderer Obſt, andere harte Eier, Salzgurken, eingemachte Pilze, kleine Pirogi mit verſchiedenem Füllſel, Weißbrod, Sbiten, Kwaſſ, Limonade u. ſ. w. Die heißen Getränke werden in Samowären oder Krügen transportiert, die mit dicken Handtüchern umwickelt ſind, die Verkäufer von Gefrorenem tragen ihre Eiskübel auf dem Kopfe. Fig. 48 giebt eine ganze Sammlung von Rasnóſchtſchik-Typen, die der Leſer im Verzeichniß der Abbildungen einzeln aufgeführt findet.

Die Ausſichten in die Zukunft für den ruſſiſchen Bauernſtand ſind entſchieden günſtig. Eine Bevölkerungsſchicht, die achtzig Millionen zählt, hat dringenden Anſpruch auf die aufmerkſamſte Fürſorge der Regierung und das hat die letztere wol erkannt. Rußland hat Überfluß an unkultiviertem Land und mit dem Opfer einiger Milliarden vermag man den Landleuten gründlich aufzuhelfen und dadurch die ſozialen Verhältniſſe des Reiches zu feſtigen. Hat die ruſſiſche Regierung dieſe achtzig Millionen guter, tüchtiger, harmloſer und genügſamer Menſchen zu treuen Freunden, ſo kann ſie mit größter Ruhe und Sicherheit an dem Werke der Reformen fortarbeiten.

Regiſter.

Adelsbezeichnung 80.
Adelstitel 81.
Allgemeine Wehrpflicht 43.
Altgläubige 48.
Amtsbezirk 40.
Anton, heiliger 119.
Apanage-Bauern 202.
Arrende 72.
Artél 228.
Aſiatiſches Departement 35.
Bauer 200.
Bauernhaus 216.
Bauerngemeinde 40.
Befreiung der Leibeigenen 176.
Beguný 153.
Beſpopówzy 151.
Beſſjéda 213,
Beſtechlichkeit 66.
Bezirke (Kreiſe) 39.
Bittſchriften-Kommiſſion 27.
Bjelakrinitza 59.
Blini 135.
Bojáren 78.
Butterwoche 135.
Charfreitag 137.
Chlyſty 154.
Civilbeamte 64.
Communiſten 163.
Convoi des Kaiſers 3.
Dampfbad 223.
Danieliten 152.
Departements der Reichsinſtitutionen 29, 31, 33.
Dirigierender Senat 30.
Dörfer 213.
Dorfälteſter 40.
Dritte Abteilung 27.
Dſhigitówka 59.
Duchobórzen 161.
Dúma 39.
Dworjánſtwo 78.
Dwórnik 230.
Ehrenbürger 174.
Einhöfler 174.
Empfangstage der Miniſter 33.
Faſten 134.
Fedoſſéjewzy 152.
Filippowzy 152.
Flotte 62.
Freiwillige Flotte 65.
Fußwaſchung 137.
Geburtsadel 78.
Geiſtlichkeit 82.
Gemeindeverband 40.
Generalgouvernements 37.
Generalgouverneur 38.
Gottesdienſt 100.
Gouvernements 36.
Gouverneur 38.
Granowitaja Paláta 12, 25.
Großgrundbeſitzer 173.
Großhändler 175.
Handwerker 175.
Heeresſtärke 45.
Heiliger Synod 32.
Heroldsmeiſter 31.
Höhlenkloſter in Kijew 49.
Irreguläre Truppen 56.
Iſbá 216
Iſpráwnik 39.
Iſwóſchtſchik 231.
Jordansfeſt 130.
Jedinowérzy 160.
Kaiſer, der 1.
Kanzlei des Kaiſers 27.
Kapitówzy 152.
Kaufhöfe 198.
Kaufmann 190.
Kirchen 93.
Kleidung des Volks 218.
Kleinhändler 175.
Klöſter 103.
Kloſtergeiſtlichkeit 82.
Kloſter Walaám 108.
Körperſtrafe 210.
Konſeil der Miniſterien 33.
Koſaken 58.
Kreiſe (Bezirke) 39.
Krönung 2, 19.
Krönungsbankett, öffentliches 25.
Krönungseinzug 3.
Krönungstag 11.
Krönungsvorabend 10.
Kronsbauern 202.
Kupéz 175.
Landedelmann 175.
Landheer 41.
Landesverteidigung 1.
Liturgie 100.
Märkte 198.
Majorate 176.
Makſſim, der Grieche 146.

Mássleniza 135.
Militärbekleidung 50.
Militärbewaffnung 52.
Minister-Comité 29.
Ministerien 32.
Mir 40.
Molokánen 162.
Moltschálniki 165.
Montanen 156.
Muschik 175.
Mystische Sekten 161.
Nagaika 59.
Nahrung des Volkes 220.
Napoleónowtschini 156.
Nationaltanz 226.
Nemoljaki 165.
Nestor 122.
Nikon 147.
Njenáschi 165.
Njétowzy 166.
Obrók 203.
Obschtschije 163.
Odnodwórzy 174.
Offiziere 64.
Osterfeier 135.
Palmenmarkt 136.
Palmsonntag 136.
Páschkowsche Bewegung 178.
Peremasánzy 58.
Pomórzy 151.
Pope 82.
Popówzy 151.
Priesterliche Sekten 151.
Priesterlose Sekten 151.
Privatbauern 202.
Provinzialverwaltung 36.
Prygunj 156.
Rangklassen 73.
Rasnóschtschik 231.
Rasskól 145.
Nationalistische Sekten 161.
Reichsbauern 202.
Reichs-Institutionen 28.
Reichskanzlei 29.
Reichsrath 28.
Reichssekretär 29.
Religiöse Feste 130.
Religionsgebräuche 130.
Rüstkammer 12, 25.
Salbung des Kaisers 21.
Salz und Brod 25.
Schalopúty 164.
Schäschka 52.
Schkit 115.
Sekten 145.
Selbstherrscher 1.
Selbstverstümmler 155.
Shimyje Pokolniki 166.
Skakuny 156.
Sskopzy 155.
Sjolowézkisches Kloster 123.
Sstarowérzy 148.
Sjubótniki 163.
Staatsverwaltung 1.
Stadtamt 39.
Stadtbevölkerung 174.
Stadthaupt 39.
Stadtverordnete 39.
Städteordnung 39.
Stände der Nation 171.
St. Andreas-Saal des Kremls 12.
Sstaroobrjádzy 160.
Sstároста 40.
Sstarschiná 40.
Sstránniki 153.
Stundisten 167.
Theodosianer 152.
Thronfolger 2.
Thronsaal 12.
Todtenfest 144.
Torpedos 64.
Tschin 73
Tschinównik 73.
Upráwa 39.
Ussádba 202.
Verdienstadel 78.
Verhältnis der Stände 171.
Verkündigung des Krönungstages 8.
Vizegouverneur 38.
Vizmundir 78.
Volksgesang 224.
Wahlversammlung, städtische 39.
Wasserweihe 130.
Weltgeistlichkeit 82.
Wérba 136.
Wólost 36, 40.
Wólosttältester 40.
Wosdychánzy 165.
Zaréwitsch 2.
Zaréwna 2.
Zessaréwitsch 2.
Zessaréwna 2.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

This book is a preservation photocopy
produced on Weyerhaeuser acid free
Cougar Opaque 50# book weight paper,
which meets the requirements of
ANSI/NISO Z39.48-1992 (permanence of paper)

Preservation photocopying and binding
by
Acme Bookbinding
Charlestown, Massachusetts
1994